OLZ

XXXV / 8/9 AUGUST/SEPTEMBER 1932

Der Gott Wḫ.

Von Walter Wreszinski.

Mit 1 Tafel.

Bei der Herstellung des Textes zu Taf. 50a meines Atlas II kam ich gelegentlich der Sammlung der Nachrichten und Bilder über Libyen zu den Reliefs in Mêr, die Blackman uns in so mustergiltiger Weise vorgelegt hat. Mêr, das Gebiet des alten Cusae, von wo eine Karawanenstraße nach der Oase der Kuh, Farafrah, führt, war wohl von dieser aus, die wie alle Oasen alter Libyerbesitz war, in den Wirren nach dem Zusammenbruch des AR von Libyern eingenommen worden, die sich im Laufe der Zeit noch nicht soweit den ägyptischen Umwohnern angepaßt hatten, daß der Fürst Śnbj, ein Zeitgenosse Amenemhets I, nicht noch die Brustschärpen und die Phallustasche der Tḥn und sein Knappe nach gut libyscher Sitte die Straußenfeder im Haar getragen hätte.

Auf dem umgekehrten Wege wohl ist die alte ägyptische Göttin Hathor in die Oase gelangt und hat ihr ihren Namen verliehen; sie war wohl seit alters die Ortsgöttin von Cusae gewesen, als solche von den libyschen Einwanderern übernommen und nach Westen weitergegeben worden.

Bekanntermaßen sind die Namen der Einwohner, insbesondere auch der Fürsten der Gaue, gern mit dem Namen der Gaugötter zusammengesetzt worden. In Cusae gab es in der Hinsicht eine Schwierigkeit insofern, als, wie Blackman l. c. I 2 bemerkt, der Name der Hathor zur Bildung männlicher Eigennamen nicht verwendbar war.

Nun finden wir aber unter den männlichen Angehörigen der Fürstenfamilie des MR etliche, deren Namen den Bestandteil Wḫ enthalten. Dieses Wḫ, in der einfachsten Form ein Papyrushalm mit zwei Federn darauf (Abb. 1), aber mannigfach variiert, war schon von Chassinat (Rec. de Trav. 25, 64) als ein Fetisch angesprochen worden; Blackman glaubte in ihm nur einen Stab oder ein Szepter sehen zu sollen, das im Zeremoniell der Hathor etwa die gleiche Rolle spielte wie das Sistrum oder das Mnjt. In Bezug auf seine Verwendung zur Zusammensetzung von Eigennamen verwies er auf den Aufsatz von Spiegelberg über den Stabkult Rec. de Trav. 25, 184.

Später (l. c. II 25) fragt er gelegentlich eines Stierkampfes (Abb. 2 = l. c. II Taf. 15), ob man in ihm eine alltägliche Begebenheit zu sehen habe oder vielleicht einen Teil einer religiösen Zeremonie vor der Hathor. Diesem Stierkampf schauen der Gaugraf und der Vorsteher des Tempelguts zu, schon dieser Umstand zeigt, daß es sich keineswegs um eine jener häufigen Episoden auf dem Viehhof handelt. Man sieht den einen Stier auf seinen Gegner eindringen; der stemmt sich mit allen vier Beinen dagegen. Jener scheint ihm das Horn in den Nacken gebohrt zu haben, während er selbst ihm nur oberflächlich die Haut durchstoßen hat. Daraufhin ruft der Wächter des Schwerverletzten seinem Kameraden zu: *„Bring die Stiere auseinander, bring (sie) auseinander! Vorwärts, nimm den Stier weg, bring (sie) auseinander!“* Der andre redet auch seinem Stier gut zu: *„Laß ab, laß ab jetzt, du großer Wḫ, laß ab!“*

Blackman hat schon gefragt, ob es sich bei dieser Szene nicht um die Kürung des Stiergemahls für die Hathor handelt; die junge Kuh, die rechts von den Kämpfenden steht, zwingt zur Bejahung der Frage; in ihr ist gewiß die Hathor verkörpert. Aus der Inschrift geht aber auch klar hervor, daß dieser Stiergott Wḫ hieß. Freilich erscheint er nirgends in den Reliefs von Mêr in Tiergestalt[1], immer wird er von dem oben beschriebenen Zeichen verkörpert, von dessen Bestandteilen der Papyrus ebenso auf die Sümpfe des Niltals wie auf die der Oasen bezogen werden könnte, während die beiden Federn bestimmt auf das *Land der Federträger*, Libyen, hinweisen.

Der Wḫ war also libyscher Herkunft, ein Verwandter des Gurzil, dessen Verehrung in der Marmarica noch Corippus (ed. Bekker VII 304 u. pass.) erwähnt. Er verkörpert sich in dem stärksten Stier der Tempelherde, *„einem Stier, stark wie zwei Apisstiere, den die Ḥś'·t gesäugt hat“*. (Blackman l. c. I Taf. 11).

Die Ḥś'·t ist in der Inschrift als liegende Kuh mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern und einem Halsband mit Gehänge determiniert, damit erscheint sie als Lokalform der Hathor oder wenigstens als göttliche Nähr-

1) Dagegen erscheint er in Edfu als Löwe mit zwei Messern, vgl. Chassinat i. BIFAO 4, 1.

mutter des Wḫ, der also ihr Sohn oder ihr Pflegling gewesen sein muß, am wahrscheinlichsten gleich dem Kamephis Sohn und Gatte zugleich[1]. Damit trat er als Gaugott neben sie, und so erklären sich denn auch die Zusammensetzungen der Namen der Gaugrafen mit dem seinen. In den Gaulisten erscheint sein Name nirgends.

Bemerkenswert ist schließlich noch die Veränderung des Schriftzeichens *wḫ*. Seine ursprüngliche Form bestand aus dem Papyrushalm mit den beiden Federn. Wie alt sie ist, läßt sich nicht feststellen. In Mêr treten zugleich mit ihr einige Varianten von Bedeutung auf, von denen die wichtigste die von Abb. 3 ist. Bei ihr hat sich zwischen die alten Bestandteile die Sonnenscheibe mit den Uraeen eingeschoben, ein deutliches Zeichen dafür, daß der in jener Zeit sich allgemein vollziehende Synkretismus der ägyptischen Götter mit dem Sonnengott bzw. der Himmelsgöttin sich auch des Wḫ bemächtigt hatte. Vielleicht ist durch diese allgemeine Wandlung in Ägypten auch bei den libyschen Oasenbewohnern die Verbindung von Stiergott und Sonnengott zustandegekommen, die wir z. B. beim Gurzil erkennen können, vgl. Bates, Eastern Libyans S. 187.

Methodisches zu Turners Nepali-Wörterbuch[2].

Von P. Tedesco.

Dieses Buch — das erste Nepali-Englisch- und zugleich das erste umfassende etymologische neuindische Wörterbuch[3] — ist ein großangelegtes Werk, das von nun an zum unentbehrlichen Rüstzeug des Neuindisch-Forschers gehören und auf lange hinaus eine Grundlage jeder weiteren Forschung bilden wird.

1) Als Form der Himmelskuh kommt sie, wie Grapow mir freundlichst mitteilt, auch in Der el Bahri vor (Nav. Deir el B. 96), als Form der Isis auf einer Serapeumsstele (Nr. 251, R. 484, Rec. de Trav. 22, 169), als Himmelskuh Pyr. 1029. Als Mutter eines Gottes erscheint sie zu allen Zeiten (Pyr. 1029, 2080, Mar. Ab. I 29, Düm Kal. Inschr. 109 aus Dendera, Piehl Inscr. hiérogl. II 110 aus Edfu), als Mutter des Königs in Der el Bahri (Nav. l. c. 94) und in Edfu (Rochem. I 265, 452, II 38). Sie gehört zu den göttlichen Ammen der Hatschepsut (Nav. l. c. 53), wie sie überhaupt als Milchspenderin erscheint (Stele Turin 158 = Rec. Trav. 3, 118; München Glyptothek 40 = Dyroff-Pörtner Grab- und Denkst. 3) u. pass.

2) **Turner**, Ralph Lilley: **A Comparative and Etymological Dictionary of the Nepali Language**, with Indexes of all words quoted from other Indo-Aryan Languages compiled by Dorothy Rivers Turner. London: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co. 1931. (XXIV, 935 S.) 4°. £ 4. 4.—.

3) In letzterem geht ihm in kleinerem Maßstabe voraus J. Blochs Index zu seiner „Formation de la Langue Marathe".

Zunächst als reines Nepali-Wörterbuch g dacht — Turner war zur Zeit des Krieges vi Jahre Offizier in einem Nepalesenregiment - wurde es erst in den letzten sechs Jahren dur Einarbeitung aller neuindischen Entsprechu gen und der mittelindischen und altindische Vorformen zu einem vergleichenden und et mologischen Wörterbuche ausgebaut. Zum g samten verarbeiteten Material sind — vo Turners Frau — sorgfältige Indices angeleg so daß das Buch im allgemeinen als etymolog sches Wörterbuch sämtlicher neuindischen Spr chen benützt werden kann bzw. über das For leben jedes altindischen Wortes im Neuind schen Auskunft gibt. Es macht also nichts, da — was ja zunächst etwas befremdend erschei — zur Grundlage dieses ersten vergleichende und etymologischen ni. Wörterbuches gera eine den meisten Benützern so fernliegend Sprache wie das Nepali gewählt wurde, um s weniger, als das Nepali der ni. Hauptsprach dem Hindi, dialektisch so nahesteht, daß ma wohl die meisten Hindiwörter auch ohne Be nützung des Index' direkt unter den Nepal titeln nachschlagen kann.

Die Sammlung des Materials, sowohl des ni. a des mi., scheint im ganzen sehr sorgfältig, verläßlic und vollständig, und man findet eine Reihe gelungene Deutungen von persönlichem Gepräge.

In der Anlage könnte man sich vielleicht einige anders denken: Die Bedeutungsangabe der Nepal Wörter könnte reicher sein, mehr durch Synonym und Wendungen veranschaulicht (Turner gibt manch mal nur ein einziges Wort); — das vergleichende un etymologische Material wäre vielleicht besser stren regressiv angeordnet (wie z. B. in Blochs Index also nicht: Nepali, Sk., Mi., Ni., sondern zunächs sämtliche ni. Entsprechungen, dann Mi., dann Sk das wäre nicht nur logischer und übersichtlicher, so dern manchmal bestimmt ja auch erst die Gesamthe der ni. Formen die Etymologie (vgl. unten zu *bujhnu* — wo mehrere dialektisch verschiedene Prakritforme angeführt werden (z. B. sub *chunu*), hätte sich vie leicht Bezeichnung des Dialektes, bei selteneren Fo men wohl auch Quellenangabe empfohlen (mit kurze Siegeln, z. B. H. = Hemacandra); — bei nicht gan selbstverständlichen Deutungen schiene mir ein reichere Zitierung der Vorgänger (ganz kurz mi Siegeln und Seitenzahl) nützlich.

Diese Bereicherungen hätten den Umfang de Buches nicht allzusehr erweitern müssen, da andre seits auch Kürzungen möglich wären: Mancher Artik enthält Abschweifungen, Einschübe, Alternativdeu tungen, die mehr stören als erklären (s. unten größere Exkurse wie der unter *nibhāunu* (s. unte und die Wurzelerweiterungsstudien unter *copnu* falle aus dem Rahmen des Werkes und sind übrigen manchmal wenig glücklich geraten (s. unten); di Anführung der Formen der unbedeutendsten Hima layadialekte, gleichberechtigt mit den Hauptsprache bringt, wie sich zeigt, mehr Belastung und Verdunke lung als wirkliche Förderung (solche Dinge hätte ebenso wie längere Verweisungen und Quellenangabe vielleicht eher in Fußnoten gehört).

Sachlich begnügt sich Turner — wie allerding auch seine Vorgänger — zu sehr mit der Zurück

Abb. 2

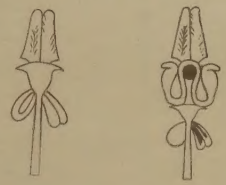
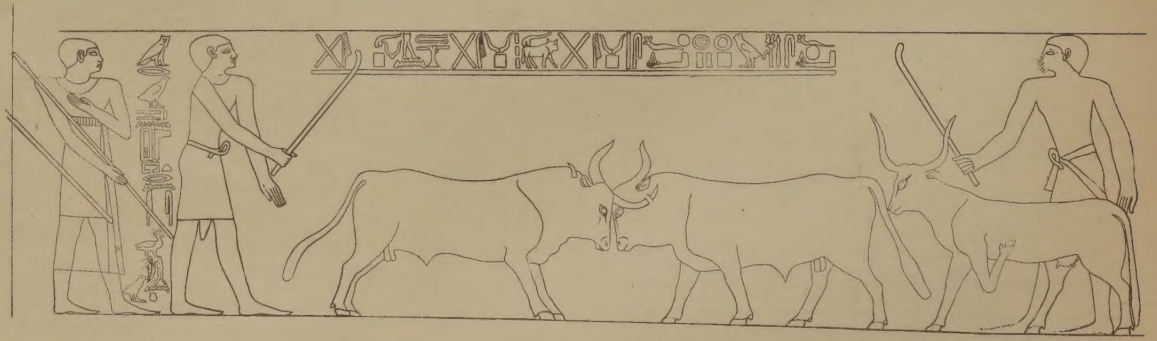


Abb. 1

Abb. 3



Zum Aufsatz W. Wreszinski: Der Gott Wḫ.

ührung des Materials auf mi. und pseudo-ai. Formen ai. Formen von schon mi. Charakter und die ‚ai.' Wurzeln der Wurzelwörterbücher, die ja auch in Wirklichkeit meist nur mi. Sprachgut darstellen). Und doch ist damit eigentlich nichts erklärt, sondern nur das Material erweitert. Denn die Kluft liegt meist nicht zwischen Ni. und Mi., sondern zwischen Mi. (oder Pseudo-Ai.) und echtem Ai. Hier die Brücke zu schlagen, wird bei neuen Gesichtspunkten vielleicht noch in manchen Fällen möglich sein.

Beeinträchtigt wird leider der Wert des Buches durch die auf Schritt und Tritt aufscheinende Verlässigung der Bedeutung. Da handelt es sich nicht um unbedeutende Einzelheiten, sondern um eine irrige Grundeinstellung. Sie vor allem ist schuld, wenn manche Artikel vage und unwirklich, manche wohl auch verunglückt erscheinen, und man bisweilen den Eindruck hat, daß da nicht historischer Zusammenhang aufgedeckt, sondern Disparates willkürlich zusammengezwungen wird.

Statt sich, wie es gerade bei Vergleich zweier nur zeitlich verschiedener Phasen ein und derselben Sprache naheliegt, bei der Zurückführung eines ni. Wortes von der Bedeutung leiten zu lassen, scheint Turner in den nicht unmittelbar durchsichtigen Fällen vom Lautbild auszugehen. Offenbar operiert er so, daß er, ohne die unabsehbaren Störungsmöglichkeiten des Lautbildes zu bedenken (singuläre Lautveränderungen, Ausgleichungen infolge Bedeutungsberührung, morphologische Prozesse), ein gegebenes ni. Wort nach Maßgabe der ‚Lautgesetze' in ai. Gestalt rückprojiziert und dann zu dieser Konstruktion im gegebenen ai. ein gleich- oder ähnlichlautendes Wort sucht. Ist dieses dann vom ni. Wort in der Bedeutung auch ganz verschieden (wie z. B. ai. *ujjh-* ‚verlassen' von sindhi *jh-* ‚erlöschen', s. unten), so macht dies Turner nichts aus, besteht dagegen zwischen zwei gleichbedeutenden Formen eine auch nur unerhebliche Lautdifferenz (wie zwischen sindhi *ujh-* und gemein-ni. **vujjh-*, pali *vijjhāya-*, alle ‚erlöschen', s. u.), so macht ihn dies, auch bei überwältigender Eindeutigkeit der Gesamtlage, stutzig. Von den beiden Komponenten der Laut-Sinn-Assoziation, die die Sprache ausmacht, ist für der Laut entschieden über den Sinn gestellt.

Diese allgemeinen Bedenken sollen nun an ein paar Beispielen begründet werden:

Nep. *dinu* ‚geben' repräsentiert nach Turner 311 (sk. *dāyate* ‚shares', or, more prob., *dádāti* ‚gives', intam. with *náyati* ‚takes' . . .". Wenn hier Turner auch seine erste Deutung (die an eine Bemerkung ‚builders', Dict., anknüpft), selbst abweist, so zeigt doch allein die Tatsache, daß er daran denken konnte, gar den falschen Weg seines Etymologisierens: Er sieht nicht (wie fast sämtliche Autoren) zuerst das ai. Wort für ‚geben' heran, sondern projiziert mi. *de-* lautlich in ai. Gestalt zurück und sucht dazu ein gleichlautendes ai. Wort ohne Rücksicht auf die Bedeutung[1]. Wo es sich, wie hier, nicht um ungestörte Lautentwicklung, sondern einen morphologischen Prozeß (mi. Ersetzung von *dadāti* durch *deti*) handelt, kann diese lautliche Regressionsmethode natürlich nicht zum Ziele führen. Und doch ist wohl kein Zweifel: Nicht *daya-* ‚teilen' hat die Bedeutung ‚geben', sondern *dadā-* ‚geben' die Form *de-* angenommen[2]; es handelt sich nicht um eine Bedeutungs-, sondern eine Lautänderung; nicht ai. *daya-* ‚teilen' und mi. *de-* ‚geben', sondern ai. *dadā-* ‚geben' und mi. *de-* ‚geben' bilden eine historische Kontinuität.

Ist Turner hier noch selbst den Konsequenzen seiner Methode ausgewichen, so kommt sie in anderen Fällen voll zur Auswirkung.

Nep. *bujhnu* ‚erlöschen intr.', *bujhāunu* ‚auslöschen tr.', vgl. B. *bujā*, O. *bujibā*, H. *bujhnā*, S. *ujhaṇu*, G. *bujhāvū*[1], M. *vijhṇē*[2], alle ‚erlöschen', und die entsprech. Kausativa — gehen, wie Turner S. 452 richtig erkennt, zweifellos (ein ‚perhaps' ist da nicht am Platz) auf pali *vijjhāyati*, pk. *vijjhāi* ‚erlischt', pk. *vijjhāvei* ‚löscht aus' zurück[3], — welche Formen einem ai. **vikṣāyati*, **vikṣāpayati* entsprechen, vgl., mit anderem Präfix, ai. *apa-kṣā-* ‚verlöschen', *sampra-kṣāpaya-* ‚auslöschen'[4], und, schon mit *vi-*, das substantivierte Ptz. ai. *vikṣāma-* n. ‚dead coal'[5].

**vijjh-* wurde, vom M. (und Singhal.) abgesehen, zu **vujjh-*, im Sindhi (‚dissimilatorisch') zu *ujh-*, das Guj. zeigt (wie so oft) zentrale Form (*ḅ* für *v*).

Bei so klarer Sachlage wegen der unbedeutenden Anlautdifferenzen in S. und G.[6] noch zwei Alternativdeutungen zu versuchen: ai. *bṛhya-*, *vṛhya-*, Pass. zu *bṛh-*, *vṛh-* ‚ausreißen' (Bedeutung! Aber auch lautlich unvereinbar mit pali *vijjhāya-*) und, speziell für S. *ujh-* (als ob man dieses von den andern Wörtern trennen könnte), ai. *ujjh-* ‚verlassen' (‚verlassen' gegenüber ‚erlöschen'!), — ist also ganz unangebracht und nur aus Turners falscher Wertung von Laut und Bedeutung verständlich.

Vielleicht noch deutlicher wird der Fehler bei dem altererbten Synonym von *bujhnu*: *nibhnu* und *nimnu* ‚erlöschen intr.', *nibhāunu* und *nimāunu* ‚auslöschen tr.', vgl., nach Turner, noch einerseits O. *nibhibā*, *nibhāibā*, selbe Bedeut., andrerseits Ku. *nimuṇo* ‚auslöschen' (und Singh. *nim-* neben *niv-* ‚erlöschen'), — die Turner, ohne die Bedeutung zu berücksichtigen, wegen des *bh* bzw. *m* rein lautlich auf ai. **nirbhavati* (z. B. *nirabhūt*), **nirbhāvayati* ‚to be off und Kaus.', bzw. gar ai. *nirmāti*, *nirmāpayati* ‚to fashion, construct, make, create; und Kaus.' (‚schaffen' und ‚erlöschen'!) zurückführt.

Dieses Wort ist selbstverständlich unmittelbar ai. *nirvā(ya)ti*, *nirvāpayati* ‚erlöschen u. Kaus.', pali *nibbāti*, *nibbāpeti*, pk. *ṇivvāi*, vgl. noch, nach Turner[7], B. *nibā*, *nibāna* ‚erlöschen u. Kaus.' (viell. P. *nibṇā* ‚to be reduced to nothing'), M. *nivnē*, *nivaviṇē* ‚to cool intr., bzw. tr.', Singh. *niv-* ‚erlöschen', — und zwar *nibhnu* mit der seit dem Pali häufigen sekun-

1) In diesem Falle wären die Bedeutungen (‚gives' und ‚allots') noch nicht so unvereinbar; aber s. u.

2) Mi. und ni. *de-* zeigt ja auch meines Wissens nie die spezifische Bedeutung von ai. *dayate* (‚verteilen'), noch die für dieses charakteristischen Verbalpräfixe (*ava-* und *vi-*).

1) Altes *ā*? s. u.

2) Letztere wichtigste Form und, damit zusammenhängend, die Diskussion ihrer Deutung bei Bloch S. 408f. fehlt bei Turner.

3) Mit morphologischer Überführung des Pk.-Ausganges °*āi* (aus **āai*) in ‚normales' °*ai*, daneben möglicherweise auch direkt des Pali-Ausg. °*āyati* in °*ayati*.

4) Beide selten; denn Großverbum für ‚erlöschen, auslöschen' ist ja im Ai. *nirvā(ya)ti*, *nirvāpayati*.

5) Wohl irrig legt Bloch, unter *vijhṇē*, die Paliform nicht berücksichtigend, ai. *vikṣināti* zugrunde; denn ai. (*vi-*) *kṣīyate* entspricht im Pali (gegenüber *vi-jjhāyati*) *khīyati*, im Pk. (gegenüber *vi-jjhāi*) *jhijjai*; auch bedeutet *kṣi-* zwar ‚abnehmen', aber nicht ‚erlöschen'.

6) Denn veranlaßt scheint der Gedanke an ai. *bṛh-* doch wohl durch G. *b°*.

7) In seinem langen Exkurs zu diesem Artikel erwähnt T. neben einer Fülle von nicht hierher Gehörigem auch diese Gruppe.

dären Aspiration, *nimnu* mit Assimilation des *b* an benachbartes *n*[1].

Wieder läßt sich Turner durch ganz unbeträchtliche Lautdifferenzen bestimmen, geht aber über ungeheure Bedeutungsunterschiede glatt hinweg. So verwirrt er in dem angeschlossenen spaltenlangen Exkurs die an sich einfachen Verhältnisse auf böse Weise. Da kommt nicht nur N. *nimnu* ‚erlöschen' von ai. *nirmāti* ‚schaffen'[2], sondern, unter Abschnitt (2), auch H. *nibhnā* usw. ‚vollendet werden, Kaus. vollenden', ohne daß T. daran Anstoß nimmt, von ai. **nirbhavati*, verschwinden, Kaus. verschwinden machen' (‚vollenden' und ‚verschwinden machen'!). In Wirklichkeit handelt es sich, wie schon Bloch S. 359 gesehen hat, bei der Gruppe (2), *nibhnā* usw. (von den schon erwähnten Wörtern für ‚erlöschen' abgesehen), einfach um die synkopierten Formen der Gruppe (1), der Fortsetzungen von ai. *nirvahati*, *nirvāhayati* ‚to lead out, succeed, Kaus. accomplish': H. *nibhnā* ‚vollendet werden'[3] ist identisch mit H. *nibahnā*, selbe Bedeut., Kaus. *nibāhnā*; P. *nibhṇā* (*nibṇā*) ‚vollendet werden' ist Intrans. zu P. *nibāhuṇā* ‚vollenden'; S. *nibhāiṇu* ist Neubildung neben dem gleichbedeutenden S. *nibāhaṇu*; und gleichen Ursprunges sind (die ursprünglich zentralen) M. *nibhṇē* ‚vollendet werden' und M. *nibhāviṇē*, G. *nibhāvvũ*[4].

An Kontamination kann man grundsätzlich nur bei Wörtern denken, deren Bedeutungen sehr ähnlich oder diametral entgegengesetzt sind; Turner ist darin bei weitem nicht streng genug.

Nep. *chāṛnu* ‚to relinquish, give up' (*chāṛi* ‚except'), vgl. B. *chāṛā*, O. *chāṛibā*, H. *chāṛnā*, P. *chaḍḍṇā*, L. *chaḍaṇ*, alle ‚to abandon', S. *chaḍaṇu*, G. *chāḍvũ*, M. *sāḍṇē*, alle ‚to leave', weiter pk. *chaḍḍei*, *chaḍḍai*[5], pali *chaḍḍeti* ‚leaves' führt Turner — nach dem Vorgang von Childers, Pischel (Hem. II, 141), Jacobi (Erz. 109), W. Geiger (Pali § 64, 1) und wahrscheinlich[6] auch Bloch 418 — ebenso wie Nep. *chādnu* ‚to vomit', vgl. A. *sādiba*, H. *chāṛnā*, P. *chaṇḍṇā*, S. *chaṇḍaṇu* ‚to vomit', M. *sāḍṇē* ‚to spill', weiter pk. *chaṇḍai*, *chaddei*[1], pali *chaḍḍeti* ‚vomits' — auf ai. *chṛṇatti*, *chardayati* ‚to pour out, eject, vomit' [nur in Übersetzungen aus dem Pk. (was Turner vernachlässigt) *vi-cchardayati* ‚to cast off, abandon'] zurück.

1) Vgl. auf älterer Stufe pk. M. *ṇumajjai* aus *nipadyate* etc. (Pischel § 248).

2) An lautliche Identität von *nim-* und *nibh-* denkt T., als Möglichkeit, erst am Ende seines Exkurses.

3) Das alte Simplex wurde analogisch zum Passiv des Kaus.

4) Die unregelmäßigen Längen letzterer Kausative: °*āviṇē*, °*āvvũ* gegenüber normalem °*ăviṇē*, °*ăvvũ*, beruhen auf rhythmischer Beeinflussung der auf der synkopierten Form (*nibh-*) aufgebauten *-āpaya-* Neubildungen durch die alten Kausative (*nirvāhaya-*), z. B. M. *nibhāv(i)ṇē* aus **nibh-ăv(i)ṇē* plus **nibāhṇē*.

5) Bei T. sind die 4 Pk.-Formen *chaḍḍei*, *chaḍḍai*, *chaddei*, *chaṇḍai* für beide Bedeutungen, ‚leaves' und ‚vomits', zusammengeworfen; wie sich die 4 Formen auf die 2 Bedeutungen verteilen, kann ich nicht restlos nachprüfen; jedenfalls bedeuten 1 und 2 ‚verlassen' (Hem. und Jacobi, Erz.), wahrscheinlich, nach den ni. Formen, 3 und 4, möglicherweise, nach dem Pali, auch 2 ‚erbrechen'; vielleicht gibt es noch andere Kombinationen.

6) Bloch gibt bei *sāḍṇē* die Bedeutung ‚verlassen' nicht an, sondern nur ‚répandre, faire tomber'; doch scheint auch er das Wort auch in der Bed. ‚verlassen' auf ai. *chṛd-* zurückzuführen.

Daß ‚verlassen' und ‚erbrechen' doch zweier ist, darüber scheint man bisher hinweggegang zu sein.

Nun wäre ja bei den Zwischenbedeutung zwischen ‚erbrechen' und ‚verlassen', wie sie Pali u Mar. liefern, ein Bedeutungsübergang ‚to vom cause to fall out, throw away, reject, abandon'[1] tro großer Unwahrscheinlichkeit nicht ganz ausgeschl sen. Bedenkt man aber, daß die Wörter für ‚v lassen' und ‚erbrechen' abgesehen von Pali (möglich weise Pk.) und Mar. überhaupt nicht zusamme fallen, sondern lautlich streng getrennt sind [so N H., P., S. (, A.)], und daß z. B. das Nep. gar keine V mittlungsbedeutungen zeigt, sondern einem Verb mit der engsten Bedeutung ‚erbrechen' ein ande mit denkbar reinster Bedeutung ‚verlassen' gege übersteht (beachte besonders das ganz abstrakte N *chāṛi* ‚except', doch wohl kaum ursprünglich ‚ brochen habend'), — so wird klar, daß die beid Wörter, sofern sie überhaupt zusammenfallen, r lautliche Homonyme sind, und zwar die Sippe ‚ brechen' (im Westen mit dem charakteristisch Nasalpräsens) natürlich ai. *chṛd-* fortsetzt, *chaḍḍ-* ‚v lassen' aber ganz andren Ursprungs ist.

Sucht man die Grundlage dieses mi. und *chaḍḍ-* ‚verlassen', so muß man ganz andre Wege den der lautlichen Rückprojektion einschlagen.

Die erste Frage ist: Welchem ai. Wort entspric *chaḍḍ-* ‚to leave, abandon, relinquish, give up' in d Bedeutung? Zweifellos ai. *tyaj-*, vgl. besonders d Nep. Absolutiv *chāṛi* ‚except' = ai. *tyaktvā* ‚except

Nächste Frage: Erscheint ai. *tyaj-* schon im M fortgesetzt? Nein, als Erbwort scheint es bisher tot zu fehlen[3].

Dritte und Hauptfrage: Läßt sich *chaḍḍ-* von *tyaj-* ableiten? Nicht einfach, aber zweifellos: D Partizip *tyakta-* gibt mi. *catta-* (pali, AMg., JM.), m sekundärer Anlautaspiration **chatta-*, spontan (d. unter noch ungeklärten Bedingungen) cerebralisie **chaṭṭa-* und mit Lenition der Gruppe **chaḍḍa-*, und auf diesem Ptz. ist schon im Pali ein Verbu *chaḍḍaya-* (mit neuem Ptz. *chaḍḍita-*) aufgebaut.

Aufbau eines Verbums auf dem alten Ptz. i im Ni. etwas ganz Gewöhnliches (Bloch § 231); i doch diese Erscheinung (die übrigens ähnlich auch i Iranischen und Romanischen wiederkehrt) gerade eine der charakteristischen Züge der ni. Sprac geschichte; vgl. nur die mehr oder weniger gemein Bildungen Nep. *baiṭhanu* ‚to sit' (*upaviṣṭa-*), *jitnu* conquer' (pk. *jitta-* ‚conquered'[4]), *sutnu* ‚schlafe (*supta-*), *chinnu* ‚to cut through' (*chinna-*) usw.[5]. D Alter der Erscheinung zeigen ai. (d. h. eigentlich sch mi.) *sphuṭati* (Kaus. *sphoṭayati*) ‚to burst, expan

1) Die zweite Bedeutung in Mar., die übrigen Pali.

2) Von den bei Childers gegebenen Bedeutung von pali *chaḍḍeti* finden sich (von ‚throw up, vom natürlich abgesehen) bei ai. *tyaj-* (Cappeller) der Reih nach wieder: ‚throw away' als ‚cast away'; ‚remov als ‚put off, expel'; ‚abandon, reject' unmittelba ‚cast off' als ‚cast away'; ‚set aside' unmittelba ‚leave out, omit' als ‚neglect'; ‚put, place' nicht, do ist die Bed.-Entwicklung ‚werfen' > ‚legen' norm (vgl. *kṣip-*). — Hemacandras Angabe (IV, 91), *chaḍ* ersetze *muc-*, ist nicht ganz genau, siehe unten.

3) Nur ein Lehnwort *tyajnu* ‚to abandon' hat d Nepali (in Turners Sk.-Index übersehen).

4) Pk. *jitta-* neben *jia-* nach der alten Doppelhe *jutta-* neben *jua-* (d. i. *yukta-* neben *yuta-*).

5) Hierher gehören Turners gute Deutungen vo *hagnu* ‚to stool' und *pugnu* ‚to arrive, reach'.

pen, blossom', *phullati* ‚to bloom, expand', beide noch ohne neues Ptz., aufgebaut auf *sphuṭa-* ‚open, blossomed', bzw. *phulla-* ‚burst open', Partizipien **sphṛta-* und **phḷna-*) zu *phalati* ‚to burst intr.', *phārayati* ‚to open widely'; ähnlich ai. *miśrayati* von *miśra-* neben *mekṣayati*; ai. *śuṣkitum* Inf. (nach T. 611), pali *sukkhati* usw. für *śuṣyati*; weiter buddh. sk. *kaḍḍhaya-* (nach Bloch 121) für ai. *karṣati* und ebenso p. sk. *chinnāmi* ‚I cut off' (nach T. 198) für *chinadmi*.

Die sekundäre Anlautaspiration[1] ist im Mi. so häufig (Pischel §§ 205—211), daß sie für die Etymologie irrelevant ist (gerade *ch* für *c* ist allerdings, soweit ich sehe, noch nicht belegt; wohl aber *jh* für *j*, § 209).

Spontane Cerebralisierung (ohne *r*-Einfluß, Typus *paḍai* < *patati*, vgl. Pischel §§ 218—224, 308f., 333; Bloch § 117ff.) kennt Pischel bei der Gruppe *tt* anscheinend nur in sk. und pk. *paṭṭana-* ‚Stadt' neben sk. *pattana-* (§ 333)[2]; doch scheint sie noch in einigen weiteren Fällen vorzuliegen (s. unten).

Die Lenition der Gruppe *ṭṭ* schließlich ist gewiß in auffallender und ungewöhnlicher Lautübergang, erscheint aber zweifellos in pali *leḍḍu* ‚Erdscholle' = ai. *leṣṭu-* (Geiger, Pali § 62), pk. AMg. *gaḍḍa-* ‚Höhle' = ai. *garta-* (Pischel § 289, Ende) und — morphologisch nahestehend — buddh. sk. *kaḍḍhaya-* ‚ziehen' aus *kṛṣṭa-* (Bloch S. 121). —

Neben *chaḍḍaya-* ‚verlassen' stehen im Mi. noch die einfachen Formen von *tyaj-* (vgl. im selben Dialekt pali *cajati, catto* neben *chaḍḍeti, chaḍḍito*; pk. JM. *caiūṇa, catta-* neben *chaḍḍei, chaḍḍiya-*; weiter pk. AMg. *cayai, catta-*, Pischel § 280); im Ni. sind sie bereits verschwunden.

Natürlich hat *chaḍḍ-*, obwohl später gemein-ind., zunächst eine bestimmte dialektische Basis; daß das daneben stehende *catta-* die ungewöhnlichen Lautübergänge nicht aufweist, beruht wohl teils auf Dialektmischung, teils darauf, daß die als zu ai. *tyaj-* gehörig empfundenen Formen in der freien Lautentwicklung obwohl literarisch als wirklich sprachlich gehemmt waren[3].

Dieselben Erscheinungen, Aufbau auf dem Partizip und Cerebralisierung, liegen vor in dem System Nep. *juṭnu* intr. ‚to be assembled; happen', daneben weites Intrans. *jurnu* ‚to be forthcoming, (in speziellen Wendungen) to agree', Kaus. *jornu* ‚to join, add, fasten, couple, sum up', — vgl. H. *juṭnā* ‚to be assembled' und entsprechend B., O., S., M., daneben zweites Intrans. H. *jurnā* ‚to be joined' und entspr. Ku., B., P., L., S., M.[4], Kaus. H. *joṛnā* und entspr. Ku.,

1) — beruhend auf dem Nebeneinander von aspirierten und unaspirierten Formen, das bei ein paar *-/-nons-*Doubletten altererbt war und von da aus auf beliebige andere Wörter übergreifen konnte, —

2) In aspirierten Gruppen vgl. *aṭṭhi-* ‚Bein' = *asthi-* (Pischel § 308), *ohaṭṭha-* ‚Lachen' = *apahas(i)ta-* (§ 564); *daḍḍha-, ḍaḍḍha-* zu *ḍah-* ‚brennen' (§ 222), *paḍḍha-, ṭhaḍḍha-* < *stabdha-* (vgl. § 333 Ende). — Dialektologisch bemerkenswert sindhi *saḍo* ‚Ruf' gegenüber P. *sadd*, G. M. H. *sād*; ai. *śabda-*.

3) Daß der Zusammenhang von *chaḍḍ-* mit *tyaj-* dem ind. Sprachbewußtsein früh entschwunden war, beweist die falsche Sanskritisierung *vicchardayati* ‚abandon' (Cappeller), die genau denselben Fehler zeigt wie die modernen Deutungen; auffallend das *vi-*, da im Ai. *tyaj-* mit *vi-* nicht auftritt (aber s. unten).

4) Nur B. *juṛā* ‚to be fastened, to fasten' und M. *uḍnē* ‚to come together, to put together' intr. und trans. — Die beiden Intransitiva stehen also (nach T.) nebeneinander in B., H., S., M.; nur *juṭ-* hätte O., nur *juṛ-* (Ku.,) P. und L.

A., B., O., P., L., S., G., M., — pk. *juḍia-* ‚met', *joḍei* ‚joins', sk. (Lex.) *juṭati, juḍati* ‚binds'.

Dieses System, gemein-ni. fast ausschließlicher Ersatz von ai. *yuj-* in der Bedeutung ‚verbinden'[1], beruht auf dem Partizip *yutta-* bzw. *yuta-* (von *yuj-* bzw. *yu-*) — beide noch im Pk. gleicherweise lebendig —, cerebralisiert **yuṭṭa-, *yuṭa-*. Davon wurde ein Denominativ **yuṭṭa(ya)ti* bzw. **yuṭa(ya)ti* ‚verbunden werden' (vereinzelt auch aktiv ‚verbinden') abgeleitet, und dazu (zu beiden Formen), einerseits nach dem Systemtypus (pali) *yujjati: yojayati, muccati: mocayati, tussati: tosayati*, andrerseits nach dem *sphuṭati: sphoṭayati*, ein Kausativ **yoṭayati* ‚verbinden' geschaffen.

Eine „Wurzelerweiterung *-ṭ-*" (**yuṭ-* „extension" von *yu-*, T. [2]21, 648 und, sub *chuṭnu*, 647) ist nicht denkbar.

Diese Neubildung tritt in der Bedeutung ‚verbinden' schon im Pk. neben die alten Formen von *yuj-* und hat sie im Ni. fast völlig verdrängt. Das alte Verbum (*yojaya-, yukta-*) hat sich[2] nur in der Bedeutung ‚to yoke' in L.-P. erhalten: L. *jovaṇ, juttā*, P. *joṇā* ‚to yoke'[3].

Außer *‚juṭ-'* erscheint von *yuj-* in einigen Westdialekten, immer von *juṭ-*Formen begleitet, noch eine zweite Formvariante: M. *jũpṇē*, G. *jũpvũ* ‚to join', L. *juppaṇ* ‚to be yoked'[4], vgl. pk. *juppa-* ‚yuj-'[5], ai.' (Lex.) *yup-* ‚vereinigen', — wieder auf dem Ptz. aufgebaut[6] (wenn auch nicht, wie *juṭ-*, direkt daraus

1) Teilweise (z. B. N., B.) auch in der Bed. ‚festmachen'; M. *joḍṇē* auch ‚to yoke'. — Aber außerhalb M. für ‚to yoke' anscheinend nicht *joṛ-*, sondern gemein-ni. *jot-* (Nep. *jotnu* und entspr. WPah., Ku., B., O., Bi., H., P., S. [auch hier!], G.; teilweise, wie G. *jotarvũ*, mit *r*-Spuren), Denominativ von gemein-ni. *jot* ‚yoke, plough', das lautlich = ai. *yoktra-* ‚yoke-strap'.

2) Abgesehen von dem isolierten Sgh. *yodanu* ‚to unite' und, eventuell, einer Form in Sh.

3) Dazu in P. ein Passiv *juttṇā* ‚to be yoked', das vom Ptz. abgeleitet ist wie, nur mit *ṭ*, H. *juṭnā* etc. ‚to be assembled'. — Daß in L.-P. *juttā* bzw. *juttṇā* noch ‚yoked' bzw. ‚to be yoked' bedeuten, ist wohl der Grund davon, daß in diesen Sprachen für ‚to be joined' nur *juḍ-*, nicht *juṭṭ-* auftritt. — Neben *jo(v)-* ‚to yoke' stehen auch in L.-P. *joṛ-* (Pass. *juṛ-*) ‚to join'. Dieselbe Verteilung, für ‚to yoke' noch das alte Verbum, *joḍ-* nur für ‚to join', vielleicht schon in pk. JM. (Jacobi, Erz.) *joei* ‚anschirren' gegenüber *joḍiūṇa* ‚zusammenlegend' (freilich wäre es möglich, daß bei reicherem Material beide Verba beide Bedeutungen zeigen würden). Wahrscheinlich hat sich für ‚to yoke' das alte Verbum länger gehalten als für ‚to join', und als es schließlich — von L.-P. abgesehen — auch in ersterer Bedeutung außer Gebrauch kam, scheint es da (abgesehen von M.) nicht durch *joḍ-*, sondern durch *jot-* (*yoktraya-*) ersetzt worden zu sein.

4) Also *‚jup-'* in beiden Bedeutungen, ‚to join' und ‚to yoke'.

5) Hem. IV, 109; dieser gibt dort für *yuj-* drei ‚Substitute': *juṃja-, jujja-, juppa-*. Doch sind *jujja-* (als Aktiv!) und *juppa-* anscheinend weder im Mi. belegt (nur Passiv *jujja-*!) noch (vom wohl nicht sehr klaren Sh. *yŭpaī* ‚joins' abgesehen) als Aktiva durch das Ni. gestützt (nur Pass. L. *juppaṇ*); also wohl doch in Wirklichkeit Passivformen. (Es fällt ohnehin auf, daß Hem. das Pass. von *yuj-* nicht aufführt.)

6) So — unklar und nicht im Einklang mit der Auffassung S. 221, aber wesentlich richtig — auch Turner 648.

abgeleitet): **jumpati, *juppati*: *jutta-* = (pali) *lumpati, luppati* (*lupyate*): *lutta-* (*lupta-*).

Die ‚ai.' Wurzeln *juṭ-* und *yup-* (Lex.) bringen keine Erklärung (gegen Pischel § 286, Bloch, und Turner 221), sondern sind selbst nur Reflexe der mi. Formen[1].

Mit H. *juṭnā/joṛnā* reimt das gemein-ni. System H. *chuṭnā/choṛnā*, Nep. *chuṭnu* ‚to get loose; be left behind; part from; come to an end, fail', *choṛnu*[2] ‚to let go, leave, give up; overlook, forgive; miss the mark; leave off', *choṛera* ‚except', — vgl. pk. *chuṭṭa-* ‚losgelassen', *choḍei* ‚loslassen', — im Ai. bisher ohne Anknüpfung[3].

Die Annahme liegt nahe, daß auch diese Gruppe auf dem Partizip *chuṭṭa-*, älter **chutta-* aufgebaut ist.

Das Wort ersetzt ai. *muc-*; vgl. mit obigen Bedeutungen von *choṛnu* ai. *muc-* ‚to let go, relinquish, give up, (mit *vi-*) forgive, pardon, leave off', *mukte* ‚except' (fehlt nur ‚miss the mark'), — mit *chuṭnu* ‚to get loose' und ‚to come to an end' *pra-mucya-* ‚to become loose' und ‚to leave off, cease' (die übrigen Bedeutungen finden sich bei *mucya-* nicht wieder, sind aber einfache Entwicklungen von ‚verlassen werden').

Andrerseits ist umgekehrt ai. *muc-* als Großverbum im Ni. nicht fortgesetzt[4].

Es wird also kein Zufall sein, daß **chutta-* mit mi. *mutta-* (ai. *mukta-*) reimt.

Woher aber der Anlaut?

Nun deckt sich *muc-* in einem großen Teil seiner Bedeutungssphäre, nämlich im ganzen Bedeutungskomplex ‚verlassen', mit *tyaj-*, vgl. *tyaj-* ‚to leave, abandon, avoid, dismiss, shoot off, put off, give up, Pass. get rid of' (*tyaktvā* ‚except') mit *muc-* ‚relinquish, abandon, (mit *vi-*) avoid, (mit *pra-vi-*) dismiss, (wieder Simplex:) shoot, put off, give up, Pass. get rid of' (*mukte* ‚except'); — außerdem bedeutet *muc-* noch ‚loslassen, freilassen'.

muc-, das den größeren Bedeutungsumfang hat, umfaßt also (nahezu) die ganze Bedeutungssphäre von *tyaj-* und außerdem den Bedeutungskomplex ‚loslassen, freilassen'; diesen letzteren hat *tyaj-* (abgesehen von *sam-tyaj-* ‚deliver') nicht[1].

Den größten Teil ihrer Bedeutungsfelder aber hatten *tyaj-* und *muc-* also gemeinsam, und da standen *catta-* und *mutta-* (später **chaṭṭa-* und **muṭṭa-*) gleichbedeutend nebeneinander. So konnte eine Ausgleichsform *chuṭṭa-* aufkommen, die **chaṭṭa-* (das damals schon durch das alte Präsens **chaṭṭaya-*, pali *chaḍḍeti* gestützt war) nichts anzuhaben vermochte, **muṭṭa-* dagegen (das schon seit dem Pali durch die Konkurrenz von *mukka-* geschwächt war) [wohl zuerst in der ‚verlassen'-, später erst in der ‚loslassen'-Sphäre] schon im Pk. völlig aufsog; *mutta-* (*muc-*) hatte damit den Anlaut von *c(h)atta-* (*tyaj-*) übernommen[2].

Auf diesem *chuṭṭa-* bauten sich dann (wie bei **yuṭṭa-*) ein Passiv **chuṭṭati* und ein Aktiv **choṭayati* auf, die schon im Pk. (belegt *choḍei*) neben die alten Präsensformen (Pass. *muccai*, Akt. *muñcai, muai mo(āv)ei*) traten und sie im Ni. vollständig verdrängten[3].

So entsprechen also ai. *tyaj-* und *muc-* im Ni. *chaḍḍ-* und *choḍ-*; während die Lautbilder einschneidende Veränderungen durchmachten, blieben die Bedeutungssphären mit größter Strenge erhalten[4].

Ein viertes Partizipialverbum mit sekundärer Cerebralisierung ist gemein-ni. *luṭ-* (*luṭṭ-*) ‚to plunder, rob', in G. neben *luṭvū* auch *lūṭvū*, — vgl. pk. *luṭṭa-* (und *lūḍai*), andrerseits pk. *luṇṭai*, sk. (spät) *luṇṭati* und (Dhāt.) *luṇṭhati*, schließlich pali *luṭhati* und sk. Dhāt. *loṭhayati*.

Dieses Verbum — Turner führt es nicht weiter zurück —, genauer Ersatz von ai. *lup-* (*lumpati, lupta-*), das seinerseits im Ni. nicht fortzuleben schien[5], beruht auf dem Partizip *lutta-*, **luṭṭa-*[6]; sk. *luṇṭati*[7]

1) Wie nahe sich die beiden Wörter in der Bedeutung stehen, ersieht man daraus, daß Hem. IV, 91 *chaḍḍ-*, die Fortsetzung von *tyaj-*, als Ersatz von *muc-* bezeichnet; wohl nicht ganz richtig, da *chaḍḍ-*, wie *tyaj-* den Bedeutungskomplex ‚loslassen, freilassen' meines Wissens nicht aufweist. In Wirklichkeit ersetzt eben mi. *chaḍḍ-* ai. *tyaj-*, ai. *muc-* hingegen mi. *choḍ-*.

2) Dabei dürfte auch eine Vorliebe das Mi. für den Anlaut *ch* mitgespielt haben. — *mukka-*, das **chaṭṭa-* lautlich ganz fernstand, wurde von der Bewegung nicht ergriffen und blieb erhalten. Wenn *mutta-* schon im Pk. beinahe verschwunden ist, so rührt dies eben daher, daß es schon damals durch *chuṭṭa-* verdrängt worden war.

3) Isoliert stehen neben den Ableitungen von *chuṭṭa-*, d. i. letzten Endes *mutta-*, analoge Ableitungen von *mukka-*, s. oben, nur diese meist mit unmittelbar aktiver Bedeutung. — Bei *chuṭṭa-* ist als einzigem dieser cerebralisierten Partizipia (**c(h)aṭṭa-*, **juṭṭa-*, *chuṭṭa-* und, s. unten, **luṭṭa-*) die Cerebralisierung tatsächlich belegt; bei diesem Wort hat sich nämlich, da ein Zusammenhang mit *muc-* nicht mehr gefühlt wurde, ein Einfluß des Sk. nicht geltend gemacht, und das literarische Pk. konnte daher hier ungehemmt die tatsächliche Entwicklung der Volkssprache reflektieren.

4) Das als *vicchardaya-* sanskritisierte pk. **vicchaḍḍaya-*, ‚abandon', das uns bei der Besprechung von *chaḍḍ-* durch sein *vi-* auffiel, dürfte dieses also von **vicchoḍaya-*, dem Nachfolger des häufigen *vi-muc-*, übernommen haben.

5) Abgesehen von einer Spur in Sh., vgl. T. 562.

6) Pk. *lūḍai* aus *luṭṭai* mit Dehnungswechsel und Lenition.

7) Daneben *luṇṭhati* mit sekundärer Inlautaspiration.

1) Ai. *yoyupyate* ‚to make smooth (hair)' hat mit diesem *yup-* wohl gar nichts zu tun. — Ob gemein-ni. *jokhnu* etc. ‚to weigh' hierher gehört, scheint mir (trotz P. *joṇā*, nach T., ‚to yoke' und ‚to weigh') sehr unsicher.

2) *ṛ* statt lautgesetzlichem *r* unter Einfluß des Hindi-Wortes oder des bedeutungsverwandten *chāṛnu* (Turner 203).

3) Ai. *choṭayati* ‚schneiden' (Dhāt.), *ācchoṭita-* ‚torn' gehören nach der Bedeutung nicht hierher. — Turners Erklärungsversuch S. 647: *choṭ-* *ṭ*-Erweiterung (s. oben) einer idg. Wurzel **(s)keu-* (so!), der in dem Exkurs S. 184f. die verschiedensten Bedeutungen beigelegt werden, ist verfehlt.

4) Fort lebt im Ni. nur, von *chuṭ-* sehr in den Hintergrund gedrängt, das mi. Ptz. *mukka-*, das schon im Pali neben *mutta-* tritt und im Pk. schon ausschließlich belegt ist (*mutta-* nur mehr bei Hem. II, 2) [isoliert im Ni. Shina *mūtu*]: — S. *muko* ‚loosed' und von derselben Form abgeleitet die Verba M. *mukṇẽ* ‚to lose'(?), G. *mukvū*, to let go', Rom. *mukel* ‚lets go'; L.-P. *mukkaṇ, mukkṇā* ‚to come to an end' = Nep. *chuṭnu* ‚to come to an end'; mit Weiterbildung K. *mokulu* und ähnlich A. und O. ‚free', dazu ein Verbum in WPah.; also mehrfach im Westen (aber auch dort gegen *chuṭ-* sehr zurücktretend), vereinzelt in Weiterbildungen im Osten, im Zentrum gar nicht. — Alles nach T. 510, sub *mukuro*, das freilich nach seiner Bed. ‚slightly moistened or softened' mit unserer Sippe nichts zu tun hat.

ıd seine Nachformen in Pk. und G.)[1] ist dabei ntamination von **luṭṭati* mit dessen Vorgänger *npati*.

Während aber die unmittelbaren Ableitungen von *kta-* (*yuta-*) und *mukta-*, **juṭṭai* (**juḍai*) und **chuṭ-*, zunächst passive Bedeutung haben (nur *juḍ-* in M. d B. auch akt.)[2] und die Aktiva dazu erst neu gedet wurden (*joḍei*, *choḍei*), hat also *luṭṭai* unmittelr aktive Bedeutung (nicht ‚geplündert werden', ıdern ‚plündern', d. i. ‚geplündert machen'), — was nach schon ai. *miśraya-* ‚mischen' von *miśra-* ‚gezscht' und buddh. sk. *kaḍḍhaya-* ‚ziehen' von *kṛṣṭa-* zogen' nicht überraschen kann. Doch liegt auch H. *joṛnā*, *choṛnā* entsprechende kausative Bildung r, und zwar in sk. *loṭhayati* (für **loṭayati*), was H. *ṛ(h)nā* ergäbe; diese Form hat sich aber anscheind nicht durchgesetzt[3].

Angesichts des gleichbedeutenden Nebeneinders der Bildungstypen **luṭṭati* und **loṭayati* *thayati*), vgl. noch oben im selben Dialekt M. *juḍṇē* d *joḍṇē* ‚to join' transitiv, erscheint es möglich, daß ch von *tyakta-*, **chaṭṭa-* einmal mit gleicher Kausabedeutung beide Bildungen, einfaches **chaṭṭa(ya)ti* d kaus. **chāṭayati*, woraus **chāḍayati*, nebeneinder gestanden seien und daß das sonderbare *chaḍyati* (mit lenierter Geminata!) eine Kreuzung beider pen darstelle[4].

So sind also bei *tyaj-*, *yuj-*, *muc-* und *lup-* die en Präsentien durch Partizipialpräsentien ersetzt rden[5], sehr zweckmäßig, wenn man bedenkt, daß einfachen Formen der drei ersten Verba im Mi. *ai*, (neben und für *juñjai*) *joei* und (neben *muñcai*) *ıai* lauteten, der Wortkörper also durch den Konsontenausfall völlig zertrümmert war; doch wenn ch diese Tatsache die Ersetzung der einfachen durch Partizipialpräsentien zweifellos sehr gefördert hat, chen doch die Wurzeln der Bewegung weit vor den nsonantenschwund zurück (vgl. ai. *miśraya-*, pali *aḍḍaya-* usw., s. oben); wie immer in solchen llen, hat die Lautbewegung eine bestimmte morologische Bewegung gefördert, nicht aber etwa rvorgerufen.

Noch an einem letzten — andersartigen — Beiiel soll die Möglichkeit einer von der Turners verniedenen Behandlung aufgezeigt werden.

Das ni. Wort für ‚berühren' ist (T. 200) A. *soïba*, *chũyā*, O. *chũibā*, H. *chũnā*, Nep. *chunu*, Pah. cam. *ũhṇā*, P. *chuhuṇā*, S. *chuhaṇu* (Pass. *chupaṇu*, Ptz. *uto*), G. *chūvũ*, M. *sivṇē*, — vgl. pk. *chuvai*[6], *chuppai*, *utta-* und *chivai*, *chippai*, *chitta-*, außerdem noch *ihai*[7], — pali *chupati*, sk. (Lex. u. Gr.) *chupati*, *chupta-*.

1) Die ‚ai.' und mi. Formen mit *n* reflektieren also hl eine Surāṣṭra-Mundart (wofern nicht — möglherweise — die Nasalierung in G. nur lautlich ist).

2) Vgl. auch oben G. *mukvũ* etc. ‚to let go' trans.; diesem Wort war Auffassung von **mukkati* als - Passiv und Bildung eines sekundären Kausativs *ıokaya-* wegen des *k* nicht sprachmöglich.

3) Pali *luṭhati* für zu erwartendes **luṭṭ(h)ati* ist hl Rückbildung zu *loṭhayati* nach dem Systempus *sphuṭati*: *sphoṭayati*.

4) Dasselbe würde natürlich auch für buddh. sk. *ḍḍhaya-* gelten.

5) Anscheinend früher (schon Pali belegt) bei *uj-* und *lup-*, erst später (erst Pk. belegt) bei *yuj-* d *muc-*.

6) Nach T.; ich finde nur das Pass. *chuvijjai* m. IV, 249.

7) Vgl. Hem. IV, 182, 249, 257, 258; II, 138. — ßerdem noch *chikka-* (II, 138) neben *chitta-* nach *ıkka-* neben *mutta-* etc.

Also hat H., N., A., G. *chũ-*[1] (Osten und Zentrum) seine Vorform in pali *chupa-*, ‚ai.' *chupa-*, pk. *chuva-*; M. *sivṇē* (Süd) in pk. Māh. *chiva-* (Hāla, Gaüḍ., Rāv.); Pah., P., S. *chuh-* (Westen) hat zunächst keine Vorform im Mi., doch wird sein *h* durch pk. *chiha-* als alt erwiesen; andrerseits wird dieses *chiha-* (anscheinend nur bei Hem.), ohne Fortsetzung im Ni., durch ni. *chuh-* als sprachwirklich gesichert.

Die vier Formtypen, die sich so ergeben: *chup-*, *chip-*, *chuh-*, *chih-*, verteilen sich geographisch nach zwei einander kreuzenden Isoglotten: 1. einem großen *u*-Gebiet (*chup-*, *chuh-*) im Norden steht ein kleines *i*-Gebiet im Süden (*chip-*) gegenüber; 2. einem größeren *p*-Gebiet im Osten (*chup-*, *chip-*) steht ein kleineres *h*-Gebiet im Westen (*chuh-*) gegenüber; pk. *chih-*, zunächst nicht lokalisiert, fällt in das Schnittfeld des *h*- (West-) und des *i*- (Süd-)Gebietes, also in den Südwesten, nach Gujarat[2].

Diese mi.-ni. Sippe ersetzt ai. *spṛś-* (*spṛśati*), fortgesetzt in pali *phusati*[3], pk. AMg. *phusai*[4], aber so gut wie nicht im Ni.[5].

Nun weist das Nebeneinander von *chup-* und *chip-* (*chuh-* und *chih-*) unmittelbar auf *ṛ*-Vokal, **chṛp-*, älter **sṡṛp-*, und diese Form unterscheidet sich von ai. *spṛś-* nur durch eine einfache Konsonantenumstellung[6]. —

Wie ist aber nun das Verhältnis von ai. *spṛś-* und dem eben erschlossenen **sṡṛp-* zu denken? Welches ist die Grundform?[7]

Die Verteilung der Belege (ai. nur *spṛś-*, dasselbe auch noch in Pali und Pk. AMg.; **sṡṛp-* erst seit der Palistufe, dann zunehmend im Pk. und im Ni. alleingeltend) schiene zunächst für *spṛś-* als Grundform zu sprechen [Hypothese A]; dieses wäre — vielleicht schon vor-ai. —[8], zunächst in einem ‚bestimmten

1) Die Bedeutung der Nasalierung in B. und O. kann ich nicht beurteilen.

2) In *chiha-* haben wir also ein Element der alten West-Süd-Mundart von Gujarat, die später zentral überschichtet wurde; daher erscheint die Form auch im Ni. nicht fortgesetzt.

3) Im Pali gibt es also *chupati* und *phusati*.

4) Daneben, nach Hem. IV, 182, im Pk. noch *phāsai*, *phaṃsai*, *pharisai* (davon das erste in AMg. belegt) (Pischel § 486), alle aus **sparśati*, wohl Denominativ von *sparśa-*. Wahrscheinlich ein Nebengeleise der Entwicklung.

5) Zwar hat das Nep. ein *parsanu* ‚to sprinkle' (T. 368) mit Entsprechungen in H., P. und G., die ‚to touch, to sprinkle ceremonially' bedeuten; das scheint aber nur ein Wort der priesterlichen Berufssphäre ohne allgemeine Verwendung. (Möglicherweise Zusammenhang mit pk. *pharisai*.)

6) Wackernagels Verbindung mit got. *skiuban* (Ai. Gr. I, S. 156) (bei Turner, modifiziert, mit aengl. *scufan*), auch semantisch nicht befriedigend, entspricht also nicht der indischen Gesamtlage.

7) Hätte eine der beiden Formen eine Anknüpfung außerhalb des Indischen, so wäre die Frage entschieden; das ist aber meines Wissens nicht der Fall; ai. *spṛś-* ist m. W. bisher ohne Entsprechung, aber auch für das neue **sṡṛp-* weiß ich derzeit keine (lat. *carpo* ‚rupfen, pflücken' steht in der Bedeutung zu weit ab). — [Bei der folgenden Untersuchung war es mir leider nicht möglich, Inschriften und literarische Neufunde auf den Gegenstand hin zu prüfen.]

8) Auch in einem erst ai. aus *spṛś-* umgestellten **sṡṛp-*, ja selbst noch in einem erst mi. aus *phus-* umgestellten **shup-*, wäre das in der Sprache isolierte ai. **sṡ* bzw. mi. **sh* wohl noch zu *ch* geworden.

Dialektgebiet[1], zu **sṛ̊p-* umgestellt worden, und diese Form hätte dann das ältere *spṛ́ś-* allmählich im ganzen indischen Sprachgebiet verdrängt; das Sk. (nur *spṛ́śa-*), teilweise (infolge Dialektmischung) das Pali (*phusa-* neben *chupa-*) und manche Pk.-Dialekte (AMg. *phusa-*) wären von der Bewegung noch nicht erfaßt.

Doch wäre es auch möglich, daß **sṛ̊p-* die Grundform wäre. Daß auf der Altstufe nur *spṛ́ś-* und kein **chṛ̊p-* gegeben ist, darf nicht ausschlaggebend sein; denn nur auf der Neustufe (im Ni.) kennen wir die Gesamtheit der Dialektformen, die überlieferten Altformen dagegen stellen immer nur zufällige Ausschnitte aus dem dialektischen Gesamtbestand dar.

Tatsächlich scheint ein Umstand auf **sṛ̊p-* als Grundform zu weisen. Während nämlich für die Umformung von *spṛśa-* zu **sṛ̊pa-* kein Motiv ersichtlich ist, gäbe es eines für die von **sṛ̊pa-* zu *spṛśa-*: Das Sk. hat neben *spṛśa-* ein zweites, weniger häufiges Wort für ‚berühren', das mit *spṛśa-* reimt, *mṛśa-*[2], und dieses wird durch chr. sogd. *mrvs-* ‚betasten' als indoiran., durch gr. βράξαι· συλλαβεῖν, δυσβράκανον· δυσχερές Hes. (weiter, mit *qu* statt *k*, μάρπτω, βράψαι) (Walde, Lat. et. Wb. sub *merx*) als idg. erwiesen.

Hält man nun *mṛśa-* mit *spṛśa-* und **sṛ̊pa-* zusammen, so wird wahrscheinlich, daß *spṛśa-* nur eine Reimangleichung von **sṛ̊pa-* an *mṛśa-*, **sṛ̊pa-* also die Grundform ist [Hypothese B].

Wäre aber **sṛ̊pa-*, das durch das ganze Mi. belegt und im Ni. allein gegeben ist, auch vor-ai., so müßte es (als **chṛ̊pa-*) auch in ai. Zeit, also gleichzeitig mit sk. *spṛśa-*, existiert haben: Dann würde sk. *spṛśa-* die West-, **sṛ̊pa-*, **chṛ̊pa-* dagegen die (bzw. eine) Ostform darstellen[3].

Im Nach-Ai. wäre pali *phusa-* West-, pali *chupa-* dagegen Ost-Element[4], pk. AMg. *phusa-* würde, gegenüber den östlichen pk. *chuva-* und (Māh.) *chiva-*, noch dem westlichen Zentrum zugehören[5]; im Ni. hätte (möglicherweise mit einer Einschränkung, s. u.) die Ostform die Westform schon völlig verdrän (eine Bewegung, die sich schon im Mi. vorbereit haben müßte).

Es bleibt noch die Erklärung des ni. Westtypu *chuh-*, *chih-*, dessen *h* durch pk. *chiha-* als alt erwies wird. Diese Dialektgruppe (Westen) hatte auf d Altstufe jedenfalls *spṛśa-*[1]; dessen Fortsetzunge *phusa-* und **phisa-*, wären nun in diesem Gebiete m Übergang von *s* > *h* zu **phuha-*, **phiha-* geworde Diese Formen differieren von den tatsächlich geg benen **chuha-*, *chiha-* (so Pk.) nur mehr im Anlau dieser dürfte so entstanden sein, daß die spät-mi. Os formen *chuva-*, *chiva-* (aus **sṛ̊pa-*) in den Weste eindrangen und sich dort mit ihren Vorgänge **phuha-*, **phiha-* zu **chuha-*, *chiha-* ausglichen[2].

Jedenfalls hätte der Westen in dem *h* von *chu* noch ni. einen Reflex von sk. *spṛśa-*, den der Oste nicht aufwiese. Dieser hat eben, zum Unterschie vom Westen, entweder (Hypoth. B, Grundform **sṛ̊p* ein *spṛśa-* nie gehabt oder (Hypoth. A, Grundfor *spṛś-*) es schon viel früher und radikaler als der Weste durch **sṛ̊pa-* ersetzt[3]. —

Turner (S. 200), bei dem wieder völlige Gleich heit der Bedeutung wenig, eine kleine Lautdifferen aber schwer wiegt, trennt *chip-* von *chup-* und schne det sich damit von vornherein den Weg zur richtige Erklärung (*r*) ab; in *chip-* sieht er, wohl von Pisch beeinflußt[4], eine Kontamination von *chup-* ‚berühre

---

1) Wäre die Umstellung schon vor-ai., so müßte sie, da das Sk., wohl sicher auf Westdialekten beruhend, noch *spṛś-* hat, im Osten eingesetzt haben. Wäre sie aber erst ai. oder nach-ai., so wäre zunächst keine Lokalisierung möglich. — Doch ergibt sich später (s. u.) noch ein Anhaltspunkt.

2) Noch pali *masati*; im Ni. nur, zurücktretend, in einer Erweiterung: N. *musārnu* ‚to stroke, feel, touch' (**mṛśa-kāra-* ?) und entsprechend in H., G. und M.

3) Die Lage würde sich geschichtlich am einfachsten verstehen, wenn man annähme, daß ursprünglich der Westen nur *mṛśa-*, der Osten nur **sṛ̊pa-* gehabt hätte, dann (noch vor-ai.) **sṛ̊pa-* auf den Westen übergegriffen und *mṛśa-* stark zurückgedrängt hätte, dabei aber gleichzeitig selbst unter dessen Einfluß zu *spṛśa-* umgestellt worden wäre. (Diese Annahme würde auch erklären, wieso *mṛśa-*, in historischer Zeit das weit schwächere Wort, immerhin stark genug gewesen wäre, **sṛ̊pa-* umzuformen.) — [‚Sk.' verwende ich hier statt ‚ai.' für Elemente, die m. E. entweder erst nach-ai. oder vielleicht nicht gesamt-ai. sind.]

4) Ost- und West-Element wieder im Pali, als einer Mischsprache, vereinigt wie bei pali *lah-* ‚nehmen' (Ost) neben *lah-* ‚erlangen' (West) (Verf., JAOS. 43, 373).

5) Diese dialektische Einreihung von AMg. wäre freilich nicht mehr unbedenklich; noch mehr gefährdet schiene die Hypothese von **sṛ̊p-* als Grund- und ursprünglicher Ostform, wenn *spṛś-*Formen in gesichert östlichen mi. Dialekten aufträten; doch wäre auch

---

dann noch ohne weiteres möglich, daß manch auch vom West-Gebiet getrennte, Ost-Dialekte i Bestand und Entwicklung mit dem Westen gegange wären (solche Erscheinungen sind nicht selten).

1) Gleichgültig, ob dieses erst westliche Umfo mung eines älteren **sṛ̊pa-* (Hyp. B) oder ursprüng lich ist (Hyp. A).

2) Im Pass. und Ptz. dagegen hätte sich nac S. *chupaṇu*, *chuto* die Ostform ohne Beeinflussun durch die Westform (**phussai*, *phuṭṭha-*) rein durch gesetzt. — Das hier angenommene zeitweilige Neben einander von **phuha-* und *chuva-* entspräche voll kommen dem im Pali real gegebenen Nebeneinande von *phusa-* und *chupa-*. — Der ganze Prozeß wär genau analog dem oben (in der Fußnote) bei Hypoth B (**sṛ̊p-* Grund- und urspr. Ostform, urspr. Westfor *mṛś-*) für das Vor-Ai. angenommenen: Beide Male wär das Ostwort (**sṛ̊pa-* bzw. *chuva-*, seine Nachform in den Westen vorgedrungen und hätte dort das West wort (*mṛśa-* bzw. **phuha-*) verdrängt, wobei es abe beide Male in seiner Gestalt von diesem modifizier worden wäre (**sṛ̊pa-* > *spṛśa-* bzw. *chuva-* > **chuha-*

3) Ausgegangen wäre also bei Hypoth. A die Um stellung *spṛś-* > **sṛ̊p-* im Osten; auch bei diese Hypoth. wäre pali *phusa-* die West-, pali *chupa-* di Ostform.

4) Überhaupt hat ja Turner bei seiner Vernach lässigung der Bedeutung und rein schematischen laut lichen Erklärung in Pischel einen Vorgänger; für diese ist (§ 319) *chip-* ‚berühren' unmittelbar mit *kṣip* ‚werfen, legen' identisch (obwohl *kṣip-* noch dazu in literarischen Pk. im Simplex nur die Entwicklun **khip-* zeigt); in *chikka-* sieht er (§ 566) eine ‚guttural Nebenform' davon; und in *chiha-* (§ 311) eine ‚Wurze **kṣibh-*', ‚Parallelwurzel' zu *kṣubh-* ‚to be agitated' mit *chup-* bringt er anscheinend keine der drei Formen in Zusammenhang; alles sonderbare Interpretationen die, ohne Rücksicht auf die einheitliche Bedeutung die divergierenden Formen einfach in verschieden fiktive ‚ai.' ‚Wurzeln' rückprojizieren (für ‚berühren also, außer ai. *chup-* [und natürlich *spṛś-*], ai. *kṣip-* ‚**kṣik-*' und ‚**kṣibh-*'), aber damit ja eigentlich nicht erklären.

it *kṣip-* ‚werfen, legen'; aber warum hätten Verba on so verschiedener Bedeutung einander beeinussen sollen? Dieselbe Schwierigkeit hat T.s Verich, *chuh-* durch Kontamination mit pk. *chuhai* ‚to row' oder ai. *kṣobhayati* ‚to agitate' zu erklären[1].

Dabei ist die Anordnung des Artikels (und er ist arin nicht vereinzelt) wenig klar und übersichtlich. ach der Vorführung des Materials (bei dem also die Formen fehlen und dessen Bild übrigens durch die trennte Aufstellung der Reihen **chupya-* und *upta-* [so, ohne *] nur gestört wird) erwartet man e Erklärung des ni. Typus' *chuh-* (und eventuell es Typus' *chŭ-*) und allenfalls eine vor-ind. Deutung on *chup-*; Turner aber bringt all dies erst viel später en Erklärungsversuch von *chuh-*, das Nächstnotendige, sogar erst am Ende des Artikels) und schaltet att dessen eine Besprechung von *chip-* ein, das ja eilich von Rechts wegen überhaupt in das Material, enn es aber einmal daraus ausgeschieden war, erst n das Ende des ganzen Artikels gehört hätte[2]; dazu eht noch mitten zwischen den Deutungen von *chup-* nd von *chuh-* die Diskussion eines K. *ċhunun* ‚to row, place', eines zwar anklingenden, aber nach orm (Stamm *ċhun-*!) und Bedeutung sippenfremden ortes. —

Ernster und entscheidender aber als diese posiven Fehler des Artikels ist wieder ein negativer: aß Turner den Bedeutungsvorgänger der Gruppe, . *spṛś-*, überhaupt außer Betracht läßt. Es ist wohl n Grundprinzip wortgeschichtlicher Forschung, daß vischen einem Wort und seinem Bedeutungsvoringer immer ein Geschehenszusammenhang bestehen nd der Bedeutungsvorgänger daher immer berückchtigt werden muß; denn wenn die Wörter auch ymologisch gar nichts miteinander zu tun hätten, hat doch einmal das neue Wort das alte verdrängt, t also im Sprachbewußtsein eine Zeitlang neben esem gestanden; ein historischer Kontakt ist also mer da, Beeinflussungen daher immer möglich; nd sollten sie nicht stattgefunden haben, der Vorng der Verdrängung an sich, eventuell die Klargung ihrer Ursachen, ist immer unmittelbares Obkt der sprachgeschichtlichen Forschung.

Es ist nur zu bedauern, daß Turners verdienstlles und sicher auch für die Zukunft fruchtbares erk diesen Grundtatsachen zu wenig gerecht wurde nd dadurch ein nicht ganz so tiefer und lebensvoller piegel sprachlichen Geschehens geworden ist, wie es ätte sein können.

Besprechungen.

Allgemeines.

at, J.: De Studie van de oostersche talen in Nederland in de 18e en de 19e eeuw. Purmerend: J. Muusses 1929. (VII, 188 S.) 8°. f. 3.90. Bespr. von F. Babinger, Berlin.

Eine Darstellung der glorreichen Geschichte der orgenländischen Studien in den Niederlanden nlte bisher, obschon M. Th. Houtsma sowie Chr. houck Hurgronje und in neuerer Zeit Cornelis n Arendonk (in dem Sammelwerk „Science in the Netherlands, Leyden 1916) eine Art Rückschau zu geben sich bemühten. Der Gedanke, in einer breiter angelegten Darstellung den bisherigen Verlauf der Orientalistik in Holland zu schildern, mußte daher nur begrüßt werden. Dr. J. Nat, vermutlich ein Theologe, hat sich auf das 18. und 19. Jhdt. beschränkt, weil, wie der Vorbericht dartut, von andrer Seite die Anfänge der morgenländischen Wissenschaften in Holland behandelt werden würden. Diese Beschränkung auf zwei Jahrhunderte ist gewiß bedauerlich, zumal die Voraussetzungen, unter denen vorab die islamischen Sprachen in jener Zeit betrieben wurden, sich geändert hatten. Während ehedem das Arabische und Türkische, auch das Persische in Holland um des ausgebreiteten Handels und der diplomatischen Beziehungen mit der Levante willen studiert und erforscht wurden, war dortzuland in späterer Zeit fast ausschließlich das Alte Testament richtunggebend für die orientalischen Studien, bis die Gewinnung eines größeren Kolonialreiches im Osten wieder den Blick erweiterte und praktische, lebendige Verbindungen mit den Ländern des Aufganges der Orientalistik mehr Schwung und Weite gaben. Dr. J. Nat begnügt sich also damit, den Zustand der morgenländischen Sprachwissenschaft (oostersche taalwetenschap) zu Beginn des 18. Jhdts. zu skizzieren, um dann sehr eingehend den Einfluß Albert Schultens' (dessen wohlgelungenes Bild in der Leidener Senatskammer wiedergegeben wird) und seiner Schule darzulegen. Wie man weiß, lag zwei Geschlechtsfolgen lang der Betrieb in den Händen seiner Nachkommen (zu denen übrigens letzten Endes auch R. Dozy und ein lebender deutscher Orientalist zählen), was ihm zweifellos eine gewisse Einseitigkeit verlieh, zumal die Bedeutung des Sohnes und Enkels in manchem bestreitbar bleibt. Das Studium des Alten Bundes war maßgebend für die Erforschung des Arabischen. Dafür sorgte schon die enge Verbindung mit den Fachgenossen in Deutschland. Als der geniale Reiske eine andere Richtung heraufführen wollte, ward ihm heftigster Klüngelwiderstand entgegengesetzt und es blieb alles beim alten. Was das 19. Jhdt. anbelangt, so folgte auch Holland der Entwicklung, die in der sog. semitischen Sprachwissenschaft gipfelte, in Holland freilich, eben durch den Kolonienerwerb, auch auf die ostasiatischen Sprachen und auf das Malaiische ausgedehnt ward. Dr. J. Nat, dem man eine gewisse theologische Abhängigkeit deutlich bei seiner Darstellung anmerkt, richtet, wie nicht anders zu erwarten, sein Hauptaugenmerk auf das Hebräische und das Arabische. Die Persönlichkeit Hadrian Reland's, dem zum mindesten für die Islamwissenschaft eine überragende Bedeutung zukommt, da er als erster leidenschaftslos und sachlich Muhammed und seine Lehre zu ergründen den Mut fand, tritt gegenüber weit kleineren Geistern zu sehr in den Hintergrund, wie man denn überhaupt seine Urteile über diesen und jenen Gelehrten nicht wenig bekritteln könnte. Die Hauptschwäche des Buches liegt in der Bibliographie, die teilweise sehr mangelhaft, ja unzureichend ist. Es ist zu verwundern, daß selbst wichtige holländische Darstellungen dem Verfasser entgangen sind. Je mehr seine Darstellung das Gebiet der Hebraistik und Semitistik verläßt, desto unzulänglicher werden seine Unterlagen. Ich denke da etwa an die Sinologie und Japonistik, wo mir die Unkenntnis N.'s mit der einschlägigen Literatur besonders auffiel, vielleicht aber nur deshalb, weil ich selbst vor Jahren (vgl. „Archiv des historischen Vereins von Unterfranken", LXIV. Bd., Würzburg 1912, S. 217ff.,

---

1) In *chup-*, für T. idg. **skeup-* (so, mit *k̂*), wollte wieder, wie in *chut-*, eine ‚Erweiterung' von ‚**skeu-*' hen.

2) Rom. *chivel* ‚places' (und ebenso, wenn gleichdeutend, die D.-Formen) gehört nach seiner Bedeung nicht zu *chivai*, *sivṇē*, sondern ist wirklich eine rtsetzung von *kṣip-* ‚werfen, legen', mit von der mein-ind. Entwicklung (*kh*) abweichendem *ch*.

sowie „Lebensläufe aus Franken", I. Bd., München 1919, S. 197ff.) Gelegenheit nehmen mußte, diesem Gegenstande näherzutreten. Zweifeln kann man schließlich auch, ob N. sein Thema erschöpft hat, denn es will mir scheinen, daß er manchen Orientalisten nicht nur ungleichmäßig kennzeichnete, sondern überhaupt ausließ. So gut wie er Reiske breit darstellte, hätte er I. J. Schmidt einbeziehen müssen. Und mancher Orientalist hätte verdient, etwas ausführlicher nach Leben und Wirken dargestellt zu werden. Ich denke dabei etwa an W. H. Engelmann, über dessen Lebenslauf N. überhaupt nichts anzugeben weiß. Kurzum, die biobibliographische Seite des Buches ist gewiß seine schwächste, und man muß wünschen, daß bei einer neuen Auflage diese Mängel beseitigt werden. Bis dahin wird das gut ausgestattete Werkchen zweifellos ein schätzbares Hilfsmittel für alle diejenigen sein, die sich über die Entwicklung der morgenländischen Studien in Holland zu unterrichten wünschen.

Semper, Max: Rassen und Religionen im alten Vorderasien. Heidelberg: Carl Winter 1930. (X, 468 S. mit Titelbild, 8 Textabb., 8 Taf.) 8°. = Kulturgeschichtliche Bibliothek, 1. Reihe: Ethnologische Bibliothek, Band 6. RM 25 —; geb. 28 —. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

In dem vorliegenden Buche beschäftigt sich Max Semper, Professor der Geologie und Paläontologie an der Technischen Hochschule in Aachen, mit Problemen, die sonst Orientalisten und Althistoriker zu behandeln pflegen. Daß dies bei S. in einer Weise geschieht, die die Lektüre seines umfangreichen Buches auf weiteste Strecken geradezu zu einer Qual werden läßt und überdies eine zusammenfassende Inhaltswiedergabe mehr oder weniger unmöglich macht, sei hier nur an wenigen Beispielen gezeigt, welche zugleich veranschaulichen mögen, daß der Verf. in seinen Ausführungen überall noch viel weiter greift als der Titel seines Werkes vermuten läßt. S. 112 stellt der Verf. fest, daß das erste Buch seines vorliegenden Werkes („Ethnographie des alten Vorderasiens" S. 31—125) zeige, daß es in Vorderasien und seinen Nachbarländern 5 verschiedene Urrassen gegeben habe, und zwar außer den Semiten und den „dunkelhäutigen Libyern" im nördlichen Afrika „die Ursyrer oder Äthioper[1], deren Verbreitung sich vom Pontus über Syrien und Elam bis nach Indien[2] verfolgen läßt", ferner „die Urägäer, den Dinariern der Balkanhalbinsel verwandt und über Kleinasien nach Osten bis an den Bereich der Ursyrer hin ausgedehnt" sowie vor allem „die Kaukasier im Nordosten, die zuerst in der Gegend des heutigen Azerbeidjan und im Zagros sichtbar werden, wahrscheinlich aber das ganze westliche und nordwestliche Iran besetzt hielten". Zu diesen Kaukasiern, die es S. besonders angetan haben und deren Einfluß er immer wieder betont, ohne wirklich klarstellen zu können, was er unter Kaukasiern versteht[3], rechnet er vor allem auch die „mykenische Herrenschicht". Daß dies kurzen Kopf und steilen Hinterschädel kaukasische und dinarischer Art gehabt habe, erhellt für S. au der Form des mykenischen Helmes; denn es ist wie S. bei Günther gelernt hat, „eine allgemein Erfahrung, daß die Kleidung in Beziehung steh zu den rassenmäßigen Besonderheiten der Körpe gestalt. So wie das Käppi der österreichische Uniform dem vorherrschenden dinarischen Schäde entspricht, einem nordischen Schädel mit starker Hinterkopf oder einem breitgesichtigen Rundkop aber ‚nicht steht', so kann dieser hohe Helm de Mykenier ... aus Gründen unbewußt wirkende Rassenästhetik nur erfunden sein für einen Schäde dessen natürliche Linien sich in den hochgewölbte Wandungen der Kopfbedeckung fortsetzen" (S. 91 Nun gibt es zwar, wie S. selber anführt, eine Silbe schale aus Mykene, deren Darstellung hierzu nich paßt, „doch handelt es sich dabei teils um bloß Verzerrung infolge des über den Köpfen liegende Randornaments, teils um eine der minoischen sic anbequemende und recht ungeschickt gezeichnet Haartracht".

Für denjenigen, der von solchen Beweisen noc nicht überzeugt ist, werden auf den nächste Seiten u. a. Ausführungen geboten, die diesmal be sonders die Linguisten angehen: die bekannte Forrerschen Gleichungen «Antaravas und Tavagla vas der hethitischen Quellen = Andreus und Eteo kles der griechischen Heldensage» machen den Indogermanisten Schwierigkeiten. „Dagegen schwin det aller Anstoß, wenn man annimmt, daß dies Namen, die in der hethitischen Sprache durchau nicht fremdartig klingen, ursprünglich nicht indo germanisch, sondern wie alles Mykenische eben kaukasisch waren und bei den Griechen volks etymologisch verwandelt wurden, um sie mund gerecht und sinnvoll zu machen. Daraus würde sich dann auch Achaier, Aiolier, Lesbos usw. al vorindogermanische Namen ergeben." „Schließlich fährt S. hier fort, „bedeutet der Name Achaier «da Volk Achills», so wie die Chalder «das Volk» oder «die Kinder des Chaldis» waren; Achilles aber war im Pontus göttlich verehrt in Formen und Gedanken verbindungen, die nicht auf homerische Überliefe rung zurückgeführt werden können, und so gewinn die Tatsache, daß, in freilich sehr viel späterer Zeit Achaier aus dem Pontus genannt werden (Strabo XI 492), doch ein über bloße Namens- und Wortähnlich keit hinausgehendes Gewicht". Schade nur, da die Prämisse falsch ist, da sich das Volk, bei den der Gott Chaldia verehrt wurde, gar nicht Chalde nannte, und daß es keinen Gräcisten geben dürfte der diese neue Etymologie des Namens Achaie akzeptieren wird[1].

---

1) Warum S. diesen irreführenden Namen gebraucht, geht aus seinen Ausführungen nicht hervor.

2) S. 51 wird hier noch eingefügt „und darüber hinaus noch bis Neuguinea".

3) Nach S. 46f. scheint er im wesentlichen an eine durch die heutigen Mingrelier und Lesghen repräsentierte Rasse zu denken, deren Vertreter im Altertum auf den bekannten Abbildungen der asiatischen Feinde des Sethos II. und Ramses II. erscheinen sollen. S. 70f. lesen wir dann u. a. „es ist auch gewiß nicht bedeutungslos, daß Darius der eigentliche Begründer, d. h. der Organisator des persischen Reiches war und damit eine Eigenschaft bewährte, die weder Kyros noch einer unter den arsacidischen oder sassanidischen Königen irgendwie vergleichbar besaß, die überhaupt den reinbürtigen Indogermanenvölkern, so den Hellenen wie den Germanen, bemerkenswert wenig gegeben ist, während die Kaukasier, denen nach dem eben Gesagten Darius kulturell und dann vermutlich auch dem Blute nach nahestand, mehreren der als Staatsorganisatoren hervorragenden Völkern, so den Römern durch die Etrusker, den Assyrern und den Dravidastaaten Indiens, einen Rassebestandteil geliefert haben".

1) Daß S. Griechisch kann, wird man bezweifeln dürfen, da er Hagia Triada — wohl unter italienischem Einfluß — Haghia T. zu schreiben pflegt.

Ein beliebig herausgegriffenes Beispiel dafür, aß der Verfasser mit den historischen Quellen benso leichtsinnig umspringt wie mit den archäolo-ischen Zeugnissen, bieten seine Ausführungen über ie Völker der kleinasiatischen Halbinsel und peziell die Mušku der assyrischen Quellen, die 'iglatpileser I. um 1100 bekriegt hat. S. weiß u. a., aß die Mušku damals aus Phrygien in die Komma-ene vorgedrungen seien; „denn mit ihnen ver-unden waren die Buruḫumzi der assyrischen In-chriften, die Berekynthier der Griechen", deren ame „zweifellos westkleinasiatisch" ist. Leider eiß S. aber nicht, daß Meissner schon vor Jahren ezeigt hat, daß bei Tiglatpileser nur ein im Gebiet es Euphrat-Oberlaufes gelegenes Land Burulumzi rscheint; auch hat er weiter übersehen, daß dieses and, das schon lange vor der ersten Erwähnung er Mušku bezeugt ist, nach Tiglatpilesers eindeu-gen Angaben nicht mit den Mušku verbündet war, ndern von den Mušku erobert und besetzt wurde. . Völlig konfus ist schließlich die Auseinander-tzung über die Šerdana S. 119f.: „Da der Völker-ame in den Amarnatafeln Schi-ir-da-nu oder Sche-da-nu lautet, ist die herkömmliche Vokalisation es ägyptisch überlieferten Srdn (Schardana) als rtümlich erkannt, und damit fällt jeder Anlaß fort, nknüpfungen an Sardes oder Sardinien zu suchen. . Die Form der kurzen, aufgestülpten Nase mit ohlem Rücken gemahnt sehr stark an die der stbaltischen' Rasse und ihren gewöhnlich ‚finnisch' genannten Typus. Gegen die hieraus ableitende Vermutung, daß die Schirden über das chwarze Meer aus dem nördlichen Rußland oder us Nordasien eingedrungen wären, ließe sich öchstens einwenden, daß sie dann wohl über die gäis gekommen sein müßten, daß aber von dort ine Belege ihres Daseins oder Durchzuges vor-gen. Die Beweiskraft dieses Gegenarguments ist eilich sehr gering, da es in der mykenischen Zeit ch den Schachtgräbermasken an ethnographisch ertvollen Urkunden überhaupt völlig mangelt. agegen wird angegeben, daß im Kaukasus ne türkische Mundart vorkomme, «deren btrennung von dem sonst so gleichmäßig ständigen Türkischen in eine graue Vor-it fallen soll»[1]. So dunkel und unverwert-r dieser Hinweis auch sein mag: er erlaubt ch nicht mehr, den Gedanken an Eingriffe aischer Völker vor den Hunnen und im grauen tertum so vorbehaltlos auszusperren, als es gewöhnlich geschieht."

Nachdem der Verf. diese und zahllose andere, cht minder aufschlußreiche Proben seiner „ethno-gischen" Arbeitsweise gegeben hat, greift er in den genden Kapiteln „Arische und kaukasische tter" (S. 126—236), „Ägäische und kleinasiatische ligionen" (S. 237—343) und „Geistesarten und reuzungen" (S. 344—428) auf das Geistesleben von ihm konstruierten Rassen und Mischrassen ier. Selbstverständlich vermittelt er auch hier auf Schritt und Tritt die verblüffendsten Erkenntnisse, a. geht er davon aus, „daß Germanen, Hellenen d Perser, einst in vielem geistesverwandt, aus cher Auffassung des Weibtums heraus die göttnen Gestalten der Walküre, der Athene und der ahita schufen", und schließt damit, „daß in allen lturrassen, die einen gemeinsamen Bestandteil halten, die diesen besonders zukommenden

1) Sperrung vom Ref. Das Zitat, das Semper r gibt, stammt aus Hüsings Einheimischen Quellen z Geschichte Elams.

Geistesmerkmale erkennbar sind, so bei den Ariern, Hellenen und Germanen, der enger verwandten Gruppe der Indogermanen, das Drängen nach stetiger Kausalität mit seinen Auswirkungen, oder bei den Assyrern, Hettitern, Mykeniern und Römern die den Kaukasiern eigentümliche Gleichgültigkeit gegenüber allem rein Begrifflichen in der Religion".

Der Ref. glaubt jedoch den Lesern der OLZ und sich die weitere Wiedergabe der verworrenen Gedankengänge Sempers ersparen zu dürfen und erwähnt lieber nur noch, daß ein kurzes Vorwort und eine Schlußbetrachtung des Verf. (S. 429ff.) einige Anhaltspunkte dafür geben, wie die Verirrung zustandegekommen ist, die dieses Buch bedeutet. Danach wollte der Verf., dem wir gerne glauben, daß sein Werk „ihm über ein Jahrzehnt lang der Lebensinhalt gewesen ist", die Geistesart der Völker des Altertums und ihrer Kulturen nachzeichnen, „soweit sie als Fermente in der deutschen Kultur gewirkt haben und bis zur Gegenwart fortwirken". Die alten Perser wurden dabei in den Vordergrund gestellt, „weil wichtigste Gedankengestaltungen von ihnen stammen und außerdem die enge Geistesverwandtschaft zwischen ihnen und den Germanen und Deutschen nachdrücklicher Betonung bedürftig schien". „Der eigentliche Zweck" der Arbeit war indessen „die Anwendung der gewonnenen Ergebnisse auf Gegenwartsfragen". Diese sind Rassenfragen, wobei nicht so sehr „an die Wirkungen einer somatischen Kreuzung von Ariern und Babyloniern, Indogermanen und Semiten und mögliche Parallelen im Verhältnis von Deutschen und Juden" gedacht ist, als vielmehr an die der Überwindung bedürftige „Kulturkrise" in der deutschen Gegenwart, deren Ursache wie bei anderen Kulturkrisen in Spannungen gesucht wird, die teils mit, teils ohne somatische Rassenkreuzung entstehen, wenn kulturelle Mischung auf die Charaktermerkmale des tragenden Volkstums einer Kulturrasse einwirkt.

Semper hat also nicht, wie man es nicht minder als vom Historiker auch vom Geologen erwarten muß, objektiv und ohne bestimmte praktische Tendenz gearbeitet, sondern auf der Suche nach einer „Geschichtstheorie", die eine problematische Gegenwart zu erklären geeignet wäre, von ganz persönlichen Standpunkten aus ein Material zu meistern versucht, über dessen Sprödigkeit er als zwar höchst belesener, aber doch völlig unkritischer Außenseiter sich offenbar niemals klar geworden ist. Oberflächlichkeit und Unfähigkeit zu objektiver Darstellung und Wertung[1] in Verbindung mit unklaren Vor-

1) Zur Begründung dieses scharfen Urteils sei nur auf 2 Stellen verwiesen: 1. S. 114 wirft Semper dem „ganzen Volke" der sogenannten Hethiter „kniffliche Pfiffigkeit, die man nur Bauernschlauheit im üblen Sinne nennen kann" deshalb vor, weil — sein König Šuppiluliuma dem Wunsche der Witwe Tut-anch-Amuns, ihr einen hethitischen Prinzen zum Gemahl zu geben, nicht sofort nachkam. — 2. Obwohl die Jahrdaten und der Verlauf der amoritischen Invasion nach Babylonien das Gegenteil lehren, behauptet er S. 219 (um daraus weitgehende Schlüsse auf die Geistesart und die kulturelle bzw. physische Beeinflussung der Babylonier und Assyrer durch andere Völker zu ziehen) schlankweg „Hammurabi und seine Dynastie waren unkriegerisch". Angesichts dieser und ähnlicher Leistungen fragt man sich unwillkürlich, warum S. denn nicht z. B. von Friedrich Wilhelm II. aus auf die Deutschen des ausgehenden 18. Jahrhunderts und speziell etwa ihre „Ideale des Weibtums"

stellungen über die Aufgaben der Kulturgeschichte so gut wie der Ethnologie haben somit ein fast durchweg mißlungenes, übrigens auch stilistisch ungewöhnlich schlechtes Buch entstehen lassen, das am besten ungedruckt geblieben wäre, unter keinen Umständen aber in die Reihe aufgenommen werden durfte, die noch vor kurzem ein so durchaus auf sorgsamer und vorsichtiger Prüfung des Materials beruhendes Werk wie Meissners „Babylonien und Assyrien" brachte.

Orendi, Julius: **Das Gesamtwissen über antike und neue Teppiche des Orients.** Mit 1260 teils ganzseitigen Abbild. u. 2 Landkarten. 1.—3. Tausend. Bd. I. (280 S.); Bd. II. (327 S.) gr. 8°. Wien: Selbstverlag d. Verf. 1930. Zu beziehen durch den Verlag der „Teppich-Börse", Wien II, Praterstr. 16. Geb. RM 80 —. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

J. Orendi, der bekannte Wiener Teppichfachmann und Mitherausgeber der 1. Auflage des Hiersemannschen „Handbuchs der oriental. Teppichkunde" hat unter dem obigen etwas anspruchsvollen Titel zwar nicht das Gesamtwissen über Orientteppiche zusammengetragen — denn dazu dürfte heute noch niemand imstande sein —, aber er hat darin sein eigenes Wissen niedergelegt, und das ist sehr bedeutend. Er hat ferner aus der Literatur, deren Verzeichnis mit Index dem Werke angehängt ist, vieles über antike Teppiche geschöpft, und sich außerdem durch Spezialkenner über Gewebeherstellung, Farbenbereitung usw. in den heutigen Teppichgebieten des Orients unterrichten lassen. Da er auch einige dieser Stätten aus eigener Anschauung kennt, so glaubt er, Wissenschaft und Praxis genügend vereinigt zu haben, „um dem Laien ohne weitere Nebenstudien allseitige und gründliche Kenntnisse über das gesamte Stoffgebiet der orientalischen Teppiche zu vermitteln".

Orendis Buch ist in der Tat eine sehr große Materialsammlung, entsprechend der Angabe des Verf., daß er 16 Jahre lang Nachrichten und Bilder für sein Werk gesammelt habe. Der Hauptfehler desselben ist der Mangel einer systematischen Einteilung, was die Benutzung erschwert. Wer aber, wie Ref., die beiden Bände ganz durcharbeitet, der wird eine wesentliche Bereicherung seiner Kenntnisse auf Gebieten erfahren, die in den meisten populären Teppichbüchern gar nicht besprochen werden. Der Textband umfaßt nicht weniger als 312 Abschnitte, von denen manche freilich nur Titel oder sehr kurz sind. Abschn. 1—51 berichten über Erzeugung, Symbolik, Ornamentik, Altersbestimmung, Fälschung von und Handel mit Orientteppichen, und 52—270 über die zahllosen verschiedenen Arten derselben. Der Besprechung eines jeden Teppichgebietes wird eine kurze historisch-geographische Skizze voraı geschickt; hier hätte der Verf. allerdings, sta aus vielfach veralteten Quellen zu schöpfe sich an die „Enzyklopädie des Islam" halte sollen, deren Studium ihm manchen sachliche Irrtum erspart hätte. Wertvoll sind die Abschn 176—204, weil sie von indischen Teppichen we ausführlicher handeln als irgendwelche Tep pichwerke gleichen Umfanges. Die Abschn. 27 bis 312 sind wohl die lehrreichsten des ganze Buches; denn in ihnen hat der Verf. seine groß Erfahrung über Herstellung, Material, Färbun Konservierung und Einkauf neuerer Orien teppiche niedergelegt; seine Farbenzeichnunge sind eingehender und besser als in ähnliche Büchern.

Das Anschauungsmaterial besteht aus 126 Abbildungen, z. T. Photographien von Tep pichen, und 2 Karten der Teppichgebiet Vorder- und Mittelasiens. Die Farbentafel sind recht gut gelungen, nur geben die große unter ihnen nicht gerade interessante modern Teppiche wieder. Dagegen sind die 72 farbige und etwa 650 schwarzen Ornamentzeichnunge sehr nützlich; ihre Datierungen dürften alle dings wohl zum großen Teile noch unsicher sei Zu den genannten Mängeln der Einteilung g hört es, wenn die Gebetteppiche in Wort un Bild von den anderen Teppicharten ganz ab gesondert worden sind, als ob sie etwas prin zipiell Verschiedenes wären. So wird z. B. ei Daghestan-Läufer in Abb. 705 dargestellt, wäh rend ein fast gleichmustriger Daghestan-Gebet teppich erst 200 Seiten später als Abb. 101 und noch später ein Daghestan-Doppelgebet teppich als Abb. 1041 folgt (der letztere fälsch lich als kleinasiatisch bezeichnet).

Der Verf. bittet zur Vervollkommnung seine Buches in etwaigen späteren Auflagen um Mit teilung von Berichtigungen und Zusätzen; ic gebe daher ein Anzahl von denen, welche ic mir beim Durchlesen notiert habe:

S. 26: Die Bekenner des Islams nennen sich ni mals Mohammedaner, sondern Muslims oder Gläubig (Mu'minīn). S. 82: der „Alligator" in der Bordü von Kulateppichen ist weder ein Tier noch verderb arabische Schrift, sondern eine stilisierte Blume ranke. S. 106: Nur Schirwan (Šīrwān) ist die richtig Benennung, Schirwahan ist falsch. S. 108: d Sumāq-Technik ist nicht nur im Kaukasus, sonder in vielen Teilen Persiens und bei den Nomaden Ze tralasiens allgemein in Gebrauch. Die S-Figur d Sile-Wagenplane ist aus dem chinesischen Drache entstanden, dessen Füße an ihrer einen Seite noc angedeutet sind. S. 112: von Karabagh (Qarabāg Teppichen gibt es nicht nur schlechte modern sondern auch ausgezeichnet geknüpfte und schönfa bige ältere Stücke. S. 128: daß Marakanda um 643 vo einem Araber Samar (!) wieder aufgebaut und nach ih Samarqand benannt sein soll, ist eine reine Legend S. 137: ebenso falsch ist die Ableitung des Namens de

---

(vgl. hierzu S. 414—423) schließt und von Friedrich Wilhelm IV. aus etwa auf unkriegerische Veranlagung des deutschen Volkes.

ersischen Safawiden-Dynastie von Saffi, das einen ufi-Mönch (!) bedeuten soll. S. 154: unter den mo-ernen Teppichsorten Nordpersiens wären noch manche u erwähnen, z. B. Ṭehrān selbst, Werāmin, Zarand, ārī in Mazenderān. S. 160: In der Sarūḫ-Gegend sind on der Mitte des 19. Jahrh. an Reliefteppiche (nach uropäischen Samtmustern) angefertigt worden. S. 162: ie Karadscha (Qarağā)-Teppiche, welche ich zu ehen bekommen habe, hatten vollkommen transkau-asischen Typus; sie werden wohl also im Qarağā-Dāğ in Aderbaiğān, und nicht, wie man dem Verf. rzählt hat, von Nomaden bei Hamadān erzeugt orden sein. S. 170f.: von den eigentlichen Schiras Šīrāz)-Teppichen unterscheiden sich die von Baḫtijār-Qašqai- und Afšār-Nomaden hergestellten Teppiche urch ganz charakteristische Muster und Farben; sie nd daher nicht ohne weiteres zu ihnen zu rechnen. . 189: hier etwa wäre ein Wort über die groben armoisinrot-schwarzen sog. Baghdad-Teppiche ein-uschalten, die von 'iraqischen Nomaden geknüpft urden und jetzt aus dem Handel verschwinden. . 206: die Äußerung des Verf. über Ṭirāz (ursprüng-ch „Stickerei", später für gewebte Inschriften u. a.) t unrichtig; siehe die großen Artikel von Groh-ann in EI fasc. M und N (1930—1). S. 201: Sarre at längst nachgewiesen, daß die sog. alten Damaskus-ppiche in Ägypten hergestellt wurden, und Jacob at gefunden, daß Selim I. nach 1517 die Teppich-nüpfmeister aus Kairo nach Konstantinopel ver-flanzt hat. S. 206: Tuchmosaiken würde ich nicht u den Teppichen, sondern zu den genähten Decken echnen; die beste persische Qualität wird in Rescht ergestellt. S. 213: bei den Kulas wären die genau harakterisierten Unterarten Kümürğü, Demirği und önderlü zu nennen, die jedem orientalischen Händ-r wohlbekannt sind. S. 214: das charakteristische flanzenmuster der Ladikteppiche (nebeneinander-ehende Blüten auf langen Stengeln) kann keine ranatäpfel darstellen, sondern muß Tulpen oder ielleicht Lilien bedeuten. Moderne Ladik- und elasteppiche kommen im Handel häufig vor und eichnen sich durch häßliche Anilinfarben aus. S. 216: h vermisse Angaben über alte Siwas-Gebetsteppiche. . 217: die charakteristische und fast einzigartige Gemslederfarbe" in alten Konia-Gebetteppichen äre zu erwähnen gewesen. Hier wäre auch eine Ein-haltung über Meğidi-Gebetteppiche, sogenannte okokoteppiche, erwünscht, die unter europäischem influß entstanden und im Handel recht häufig sind. . 218: die Reihenteppiche wurden früher in den oscheen, besonders Anatoliens, ausgelegt, aber auch on den Männern einer Familie gleichzeitig benutzt. er in Abb. 1043 dargestellte Reihengebetteppich ist brigens ein Muğur. S. 222 (Mitte): Wollkette kommt den Kilims der Saqqiz-Kurden regelmäßig vor und t fast ihr einziges Unterscheidungsmerkmal von den ilims der Senna-Kurden, ihrer südlichen Nachbarn. Unten): ich vermisse Angaben über die in Thrazien ngefertigten Kilims, insbesondere die schönen und n Handel häufigen Pirot-Kilims. S. 224: außer ätteln, Taschen und Behängen wären noch Pferde-ecken oder Schabracken (türk. čul) zu erwähnen, die n fast allen Nomaden angefertigt werden. Ich kenne lche aus dem Kaukasus, aus Turkestan, aus Zentral- nd Westpersien (Senna). S. 238: die Ansätze der ebborten tragen den türkischen Namen Kelimlik.

---

ommer, Ferdinand: Das lydische und etruskische F-Zeichen. München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissensch., in Kommission des Verlags R. Oldenbourg, München 1930. (23 S.) 8°. = Sitzungsberichte der Bayer. Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Abt., Jg. 1930, Heft 1. RM 1.50. Bespr. von A. Neppi Modona, Pisa.

Dopo aver brevemente ricordate le supposizioni di recente avanzate dal Hammarström e dallo Stolte circa l'origine del segno 8 etrusco, il S. si dispone qui a studiare senza preconcetti, libero da ogni speculazione linguistico-genealogica — ottima cosa! — la questione dell' *f*. E scartata con ragione l'ipotesi che tale segno possa essere stato importato in epoca preistorica — aggiungiamo pure anche protostorica — dall' oriente asiatico, (e infatti gli alfabeti da noi detti „protoetruschi" non lasciano dubbio, mentre è significativa l'aggiunta di esso segno *in fine* dei più tardi alfabeti pienamente etruschi), il S. esclude ogni valore alla coincidenza di forma nell' etrusco e nel lidio per il problema delle origini etrusche: ciò di cui tutti gli studiosi dovrebbero prendere atto in modo definitivo. Ma più tardi la coincidenza esiste, ed ormai può affermarsi che non è soltanto di forma, ma anche di suono: mèra combinazione casuale? Pare, senza dubbio, strano! E allora non resta che cercare una fonte comune a entrambi i popoli, e questa fonte tutto concorre a farla cercare in Grecia, e il S. la trova precisamente nell' unico segno che racchiudesse allora un suono *f*, cioè nella $\psi = fs$ (piuttosto che = *ps*: la φ non era ancóra una spirante), che ci offre per l'appunto nella Locride Ozolia e in Arcadia, una forma ✱, a Olimpia, una forma *8* e in Laconia una forma Ⅹ, dalle quali è possibile, specialmente dalla seconda, supporre un passaggio all' 8 etrusco e lidio: non che tale passaggio sia negli altri due casi molto chiaro, ed è perciò lodevole la riserva fatta dal S. nel suggerire tali direzioni per i confronti. Ed essendo in Grecia lo speciale segno per *fs* (forse dapprima = solo *f* davanti a *s*) stato adoperato soltanto più tardi negli alfabeti occidentali („rossi"), perché poco usato il suono labiale — spirante + *s*, si spiegherebbe bene la sua introduzione posteriore (sec. VI a. Cr.) in Etruria. E' vero che l'analogia di forma potrebbe a taluno sembrare più evidente a traverso una forma ☉, ma d'altra parte anche se essa fosse attestata sicuramente in Etruria nel VII sec. a. Cr., sorgerebbero difficoltà cronologiche non lievi a complicare le cose; e io posso schierarmi decisamente dalla parte di coloro (Pareti, Sundwall, Fiesel, fino a un certo punto anche il Hammarström), che avanzarono forti dubbî contro l'esistenza di tale lettera nella stele vetuloniese C. I. E. II, 1,2, 5213, l'unica volta che ricorrerebbe.

Una nuova coscienziosa autopsia da me compiuta sull' originale mi ha convinto che la lettera non esiste, ma vi sono soltanto delle linee casuali incise e

degli incavi dovuti alla natura della pietra o a danneggiamenti. Uno spazio vuoto, senza dubbio, è strano, ma non inspiegabile; poteva la pietra già in origine offrire in quel punto delle porosità tali da non consentire l'incisione; e del resto nulla vieta di pensare, magari, data l'estrema superficialità del graffito, che una lettera già esistente sia diventata ora illeggibile. Tanto poco è sicuro il segno ☉, che nei primi calchi (1895), pure riprodotti nel C. I. E. l. cit., si ha in sua vece un unico □ a metà altezza, proprio nel punto dove ora sarebbe la semplice lineetta verticale, e soltanto nei posteriori (1902, 1908) il segno è diventato ⊟, non mai ☉ come sempre si ripete da tutti, sia pure per esigenze tipografiche; sarebbe quindi necessario un più esatto confronto, a ogni modo, coll'analogo, e forse non tanto uguale, segno lidio. Ci sembra dunque che già la discordanza dei calchi avvalori il dubbio, e crediamo che molti studiosi si siano basati troppo sui calchi posteriori, evidentemente alterati, senza cattiva volontà di nessuno, da qualche linea aggiunta o modificata a penna e poi perpetuata come genuina nelle riproduzioni fotografiche. Basterebbe del resto notare le proporzioni insolitamente ridotte circa alla metà rispetto a tutte le altre lettere della stele[1], per mettere in forte dubbio l'esistenza del segno in questione.

Abbiamo creduto doveroso d'insistere su questo punto, per mostrare quanto danno può creare alla scienza una piccola inesattezza formale, in ispecie, quando vi si costruiscano sopra intere teorie (così il Hammarström, per rendere storicamente possibile la supposta esistenza del ☉ in Atti Congr. Etrusco, 1928, p. 256, è costretto ad ammettere ipoteticamente un alfabeto peculiare Vetuloniese, anziché far rientrare anche Vetulonia, com'è ben più naturale, nel dominio dell' alfabeto dell' Etruria settentrionale) e vi si spendano fiumi d'inchiostro, senza un controllo diretto alla fonte. Quanto è stato scritto anche dal Danielsson, molto autorevolmente, (ma sempre dubitativamente, e più che altro per via dell' esclusione di un segno di interpunzione o di uno spazio vuoto) a favore del segno, parte dal presupposto, s'intende, ch'esso esista, o, meglio, che qualche segno esista; in altre parole ognuno si è sforzato, presuppostane l'esistenza, di convalidarla con argomenti più o meno validi: ma tutti gli argomenti cadono d'un tratto quando tale esistenza venga posta in dubbio, anzi, come noi facciamo, venga negata: per un caso analogo di lettera etrusca mal delineata e quindi male interpretata — una supposta ϟ = M —, fonte di erronee deduzioni epigrafiche, cfr. Neppi Modona, Rendic. Acc. Lincei, 1926, 497 s.

Le difficoltà cronologiche verrebbero ugualmente eliminate ammettendo col S. che il segno derivasse da una più antica forma greca, poi modificato in analogia a una più recente: il che è lungi dall' essere dimostrato.

Se, nell' insieme, lo studio offertoci dal S. per la questione del segno ⊦ prospetta nuove vie d'indagine molto allettanti, ma pur sempre molto ipotetiche, non è da tacere il contributo positivo notevolissimo dal dotto studioso recato, per incidenza, all' epigrafia greca; così per I. G. V[1] 828, dov' è confermata la lettur ὕψιον, e ne è proposta un' interpretazione soc disfacente, come per I. G. IX[1] 325, dove appai proprio un 8 seguto da ϟ, in valore, sembra, d ψ, ciò che mostrerebbe come da prima il nuov segno avrebbe servito a indicare la spirante risu tante da suono esplosivo soltanto davanti a e appena in séguito avrebbe assunto da solo valore di ψ: si avrebbe così la prova dell' esi stenza anche in Grecia di un vero e proprio segn 8 con valore di *f*, come in Lidia e in Etruria: precisamente nella Grecia centrale, nella Lo cride Ozolia, così vicina alla Focide, dove il 8 pensa — e siamo concordi — doversi cercar il punto d'origine degli alfabeti usati in Etruria e dalla stessa Grecia Centrale niente impedirebb di far derivare la scrittura lidia: anzi, un segn favorevole sarebbe secondo il S. da veder nella ⊤ = *s*, identica alla ⊤ = *z* etrusca (gli iniz della modificazione della più antica I sembran già avvenuti nella Grecia Centrale), che trov la sua corrispondenza esatta di forma nella ta vola locrese Arch. Eph. 1924 I, 3.

Risulta evidente da quanto abbiamo sopra esposto, che per il S. è da escludere una deri vazione di 8 da (⊦) ⊟ = ⊦*h* nell' etrusco, perché in tal caso diverrebbe una pura combinazione l'identità di segno e di suono col lidio. Pure, anche per tale combinazione in valore di *f*, attestata epigraficamente solo nell' Etruria meridionale, potrebbero cercarsi nella Grecia centrale i moventi, né è da ammettere una recenziorità di ⊦*h* rispetto a 8, ma evidentemente il contrario: e questo è ben confermato dagli alfabeti veneti che presero dall' etrusco ⊦*h* per *f*, ma non 8, allora, è chiaro, non ancóra introdotto. E alla facile obiezione che tale nesso ⊦*h* non appare in nessun alfabeto etrusco, benché rappresenti un unico suono, può rispondersi coll'A. adducendo l' esempio dei nessi *ch* e *sch* assenti nell' alfabeto tedesco, ed esempi analoghi in tanti altri alfabeti moderni.

1) Ecco il facsimile con la lettera preced. e la susseg.: calchi 1895 ∃ □ M; 1902—8: ∃ ⊟ M.

Ägyptologie.

Gardiner, A. H., F. B. A.: **The Library of A. Chester Beatty.** Description of a Hieratic Papyrus with a mythological Story, Love-Songs, and other miscellaneous Texts. **The Chester Beatty Papyri, No. 1.** With 31 Plates in Monochrome and 30 in Line by Emery Walker. London: Emery Walker 1931. (III, 46 S., 30 u. 31 Taf.) 2°. Bespr. von H. O. Lange, Kopenhagen.

Unter den großen Schätzen, die aus Ägypten in die Hände des verdienstvollen englischen Sammlers Mr. A. Chester Beatty, gekommen sind, ist dieser Papyrus wohl das wichtigste Stück aus der älteren Zeit. Daher hat er mit feinem Verständnis für die Ansprüche der Wissenschaft diese schöne und trotz der

lendiden Ausstattung doch merkwürdig billige ublikation durch den hervorragenden Kenner er neuägyptischen Sprache und Literatur, r. Alan H. Gardiner, besorgen lassen, wofür le arbeitenden Ägyptologen ihm und dem earbeiter herzlichst dankbar sind.

Es ist eine wunderbar erhaltene Papyrus-lle aus der 20. Dynastie, beiderseitig be-hrieben, von welcher nur der Anfang der orderseite, offenbar nicht viel, fehlt. Die orderseite enthält in 16 Kolumnen eine olkstümliche Geschichte von Horus und Seth. nmittelbar danach folgt eine Sammlung ırzer Liebeslieder, von derselben Hand ge-hrieben. Die Rückseite enthält sehr ver-hiedene Stücke, eine unvollständige Hymne ı Amun, eine ebenso unvollständige Lobrede ıf König Ramses V, eine zweite Sammlung on Liebesliedern in 5 Kolumnen, einige ge-häftliche Notizen und endlich noch zwei olumnen mit Liebesliedern. Größere Teile on der Rückseite sind abgewaschen oder aus-diert.

Die Erzählung von Horus und Seth und e Liebeslieder sind die großen erfreulichen berraschungen, die dieser Papyrus uns bringt.

Die köstliche Erzählung vom Kampf zwi-hen Horus und Seth über die Erbe des Osiris t in reiner neuägyptischer Sprache geschrieben. er Stil ist volkstümlich und schlicht, aber e vielen Dialoge wirken erfrischend und bendig. Der Inhalt ist derb, und die Götter erden in allerlei halbkomischen Situationen rgestellt. Der Mythus wird hier für den eschmack der einfachen Leser zugeschnitten, nd die Götter werden nicht geschont. Sie rmögen nicht den Streit zu entscheiden; e beiden Konkurrenten haben schon 80 Jahre ne Resultat vor verschiedenen Gerichten rozessiert, die Götter sind in Verlegenheit und hreiben an einander, Thoth ist Schreiber und rleser. Isis übt ihre magischen Künste aus n Horus zu helfen; Seth wird als dummer nge dargestellt; Obszönitäten werden nicht rmieden.

Die Sprache ist, wie schon bemerkt, rein uägyptisch und ziemlich leicht verständlich, ne wahre Fundgrube für grammatische und ntaktische Untersuchungen.

Die Liebeslieder geben uns ein neues aterial ersten Ranges. Die bisher bekannten ebeslieder in Turin und London sind ja sehr kenhaft überliefert; diese drei kleinen Samm-ngen sind dagegen wunderbar erhalten. In-ltlich zeigen sie uns einen an mehreren ellen ungewöhnlichen poetischen Schwung. oben können hier nicht gegeben werden. Die geduld und ungestüme Spannung des Jüng-lings und die Sehnsucht des Mädchens werden in poetischer, bilderreicher Sprache geschildert.

Der gelehrte Herausgeber, der die Paläographie der neuägyptischen Papyri wie kaum ein anderer beherrscht, hat von allen diesen Texten eine sorgfältige Transkription gegeben, dazu eine Einleitung und Übersetzungen, die genau und kritisch gemacht sind. Er hat ein altertümliches halb biblisches Englisch für die Übersetzungen gewählt; seine Gründe sind mir nicht ganz einleuchtend. Die mythologische Erzählung hatte gewiß für die Ägypter keine besonders feierliche Prägung, vielmehr die Sprachfarbe des Volksmärchens. Dr. Gardiners Übersetzung ist, wie von diesem Gelehrten zu erwarten, genau und zuverlässig. Die Liebeslieder enthalten verschiedene neue Wörter und sind voll von Schwierigkeiten, die nicht sofort zu lösen sind. Gardiner hat viele von diesen glänzend überwunden, andere sind noch zu lösen. Der Kommentar gibt die nötigen Erläuterungen zum Verständnis der Texte, aber einen ausführlichen philologischen Kommentar hat Gardiner nicht gegeben.

Dieser Papyrus ist nur einer von den Schätzen, die im Besitz Chester Beatty's sind. Einen anderen Papyrus, eine volkstümliche Erzählung enthaltend, hat Gardiner in seiner Publikation Late-Egyptian Stories I (Bibliotheca aegyptiaca. Bruxelles, 1931) in hieroglyphischer Transkription herausgegeben. Andere werden hoffentlich bald folgen. Es ist ein großes Glück, daß diese wertvollen Papyri in die Hände eines so hochherzigen Mäzens gekommen sind und daß er Gardiner die Herausgabe anvertraut hat. Die Tafeln sind vorzüglich gelungen, der Druck hübsch und korrekt. S. 14, Anm. 6 steht Rē' statt Seth.

Spiegelberg, Wilhelm †: **Der oder die Sphinx.** München: Verlag der Bayer. Akademie der Wissensch., in Komm. des Verlags R. Oldenbourg, München 1930. (7 S.) gr. 8°. = Sitzungsberichte der Bayer. Akademie der Wissensch., Philos.-histor. Abt., Jahrg. 1930, H. 8. RM 1 —. Bespr. von Walther Wolf, Leipzig.

In einer seiner letzten Arbeiten beschäftigt sich Spiegelberg mit der neuerdings wieder lebhafter diskutierten Frage, ob man besser *der* oder *die* Sphinx sagen solle. Während Sethe und Steindorff dafür eingetreten sind, daß *die* Sphinx nicht nur für das weiblich aufgefaßte griechische Wesen, sondern auch für das männliche ägyptische zu setzen sei, da es sich um eine „künstlerische Form" handele, wie *die* Statue und *der* Torso, bei der das zugrunde liegende Geschlecht nicht maßgebend sei, hält Sp. dem entgegen, daß Sphinx ein viel engerer Gattungsbegriff ist und mit „*die* Karyatide" und „*der* Atlant" in eine Kategorie gehört, daß daher *die* Sphinx für die griechische, *der* Sphinx für die ägyptische Bildung vorzuziehen ist.

Daß das Geschlecht des Wortes Sphinx im Deutschen noch keineswegs so fest verankert ist, daß aus diesem äußeren Grunde die vorgeschlagene Scheidung als unzweckmäßig abgelehnt werden muß, weist er an der Geschichte des Wortes nach, das z. B. noch bei Goethe im 2. Teil des Faust männlich gebraucht wird. Zugleich zeigt er, daß *der* und *die* Sphinx als doppelgeschlechtliches Wort durchaus nicht allein stehen, sondern vielmehr einer großen Gruppe von Wörtern, vornehmlich Fremdwörtern, beitreten würde. Nur glaube ich, daß zum Vergleich doch wohl nur solche Wörter herangezogen werden dürfen, die zwei Geschlechter nebeneinander aufweisen und die sich eben dadurch in ihrer Bedeutung unterscheiden (z. B. die Etikette und das Etikett), während jene Wörter für den Vergleich auszuscheiden haben, die zwei Geschlechter nacheinander besessen haben, bei denen denn auch mit dem Geschlechtswechsel kein Bedeutungswechsel eingetreten ist, wie *der* Genie — *das* Genie.

Alles in allem wird man dem verewigten Verf. für die Klärung des Tatbestandes dankbar sein.

Wreszinski, Walter: **Löwenjagd im alten Ägypten.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1932. (27 S., 24 Taf.) gr. 8°. = Morgenland. Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, H. 23. RM 3.30. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

Das Interesse des Verf.s gilt nicht der Löwenjagd an sich, sondern allein ihrer bildmäßigen Gestaltung. Dieser rein kunstgeschichtlichen Orientierung entspricht es, daß Wr. über die älteren Jagdbilder nur mehr referierend hinweggleitet, um dann ganz bei denen des Neuen Reiches zu verweilen. Hat doch in der Tat erst in diesen das Thema der Löwenjagd eine ihrem Ethos entsprechende Formung erfahren. Zwei Momente lassen sich als Träger der gesteigerten Kraft und Wirklichkeitsnähe dieser Fassungen abheben, das schon für die Komposition bedeutungsvolle Motiv des Rossebespannten Wagens und weiter die immer stärkere Einfühlung in die Wildheit und Kraft des nicht nur gehetzten, sondern auch zum Widerstand bereiten Tieres.

Beiden Momenten geht Wr. nach Herkunft und Entwicklung nach. Dabei spannt sich der Kreis seiner Betrachtung über Babylonien und die Mittelmeerwelt aus. Die ägyptischen Darstellungen rücken damit in einen großen Zusammenhang, ohne darum aber doch in der Selbständigkeit ihrer Leistung entwertet zu werden. Denn Wr. arbeitet nicht mit dem Schlagwort „Entlehnung". Sein Anliegen ist vielmehr, deutlich zu machen, wie die ägyptische Kunst Anregungen und Motive, die von außen an sie herangetragen werden, umformend in die von ihr erarbeiteten Fassungen einbaut, so daß sie letzlich ganz ihr eigen werden.

In klarer Darstellung und mit besonnenem Urteil strebt die Arbeit Wr.s diesem Ziele zu, und so ist es ihm vollauf gelungen, gerade in ihren Beziehungen zur Umwelt die Eigenart und überlegene Größe der ägyptischen Kun anschaulich zu machen. Wohl hätte Wr. Grenzen seiner Untersuchung hier und weiter ziehen, manche Linien, wie etwa d die zum Löwenbild der kretischen Kunst führ vielleicht auch noch schärfer herausarbeit können. Das Gesamtbild wäre freilich k anderes geworden.

Schäfer, Heinrich: **Amarna in Religion und Kun** Leipzig: J. C. Hinrichs in Komm. 1931. (XI, 70 64 Taf.) kl. 8°. = 7. Sendschrift der Deutsch Orient-Gesellschaft 1931. RM 3—. Bespr. v T. E. Peet, Liverpool.

This book is a combination and a re-writi of three small volumes published by the auth in 1923: Die Religion und Kunst von A Amarna, and Kunstwerke aus El-Amarna and 2. It undoubtedly constitutes the mo complete and authoritative monograph on t history and art of the Amarna period; Schäfe name is in itself a sufficient guarantee of hi accuracy, sound scholarship and wise judg ment.

The first 37 pages deal with the histo and meaning of the Aton cult. These pages a completely up to date, and contain son valuable judgements on the heresy. Schäf sums up the qualities of the Aton in four word light, life, love and truth, and warns us again accepting any materialistic interpretation of t worship of the disk. In conformity wi Akhenaten's own nature we find that his g is a god of peace, not of war, who creates an conquers the world purely by reason of h irresistible beauty; no stress is ever laid o his power to burn or to destroy.

Pages 38 to 51 will be found by most reade even more interesting that those that prece them. Here we have Schäfer's views on the a of El-Amarna and its relation to the religion the Disk. He insists that the products of th art possess certain definite qualities which ma them out from all others, and can to a gre extent be analyzed. These qualities are life an truth, beauty of line and power to expre feeling. The first of these, truth to life, appea most clearly in the lifelike portraits of the kin which now replace the conventional ones earlier days: it is seen too in the unconvention attitudes and groupings in which the king an his family are represented. The second qualit beauty of line, is a characteristic of all Egyptia art, but is never, according to Schäfer, so ski fully adapted to the expression of movemen or emotion as at this epoch. The third qualit power to express feeling, is best seen by a com parison of the best works of the period wit

ıose of any other, for example with the ɔrtraits of the Middle Kingdom.

All these qualities have their roots in ırlier Egyptian art, and the peculiar virtue the El-Amarna style is the high degree to hich they are present and the skilful way in hich they are combined. The underlying con-ɛntions of Egyptian art, be it noted, namely ck of perspective in drawing on the flat and ıe adoption of the principle of „Richtungs-ɛradheit" in work in the round, remain ıtouched.

Slight traces of Cretan-Mycenean influence ıay be seen, particularly in the altered method representing a quadruped in motion, but all se is purely native in origin, and the change to be attributed to the king himself, who, ıdowed with a fine feeling for the artistic, and ıxious for a change in art which might ɛcentuate the change in religion, put his ɔmmissions into the hands of some young or ɛglected older artist whose ideas he felt to be tune with his own.

Pages 52 to 55 describe shortly the fall of tenism and the return to orthodoxy, and the ɔok ends with a valuable discussion of the ıestion whether the heresy was totally devoid results.

At the end is printed a translation by Sethe the great Hymn to the Disk, specially revised r this publication.

There still remain to be mentioned the ɛty-four excellent half-tone plates. These are lmirably chosen, and are accompanied each a short commentary explaining its impor-ınce for the study of Amarna art; these com-ɛntaries form an integral and very valuable ırt of the book. The illustrations themselves ɛe drawn almost entirely from the Berlin luseum, and enable one to realize how fortunate ɛrlin is in possessing so complete and represen-ttive a collection of examples of the art of l-Amarna.

---

lson, Harold H., and Uvo Hölscher: Medinet Habu Reports. I: The Epigraphic Survey 1928—31 by H. H. Nelson. II: **The Architectural Survey 1929/30.** Third Preliminary Report by U. Hölscher. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1931]. VII, 69 S., 4 Taf., 42 Abb.) gr. 8°. = Oriental Institute Communications, No. 10. $ 1 —. Bespr. von A. Scharff, München.

Nr. 10 der Oriental Institute Communications ingt die Fortsetzung von Nr. 7. Im ersten Teil richtet Nelson über Einzelheiten aus der epi-ɛaphischen Arbeit von 1928/31, und zwar von ɛerlei kriegerischen Szenen im ersten Hof des ɛamsestempels, von denen der 2. Band der gɔßen Publikation handeln wird. Bei dessen Besprechung wird bessere Gelegenheit sein, auf Einzelnes einzugehen. — Hölscher berichtet im zweiten Teil über den Fortgang der Grabung im Winter 1929/30. Der Grundriß der Gesamtanlage auf S. 58 füllt sich immer mehr. Eine Anzahl koptischer Häuser wurde untersucht und notgedrungen beseitigt, wodurch ältere Anlagen freigelegt werden konnten. So kamen ganze Reihen von Magazinen auf der Nordseite des Tempels neu zutage. Besonders interessant sind die Ausführungen H.s über den Tempel der 18. Dyn., die bekannte, sogenannte Peripterosanlage, die schon von Königin Hatschepsut erbaut ist und von Anfang an von einer hohen Ziegelmauer rings umgeben war, so daß der Tempel wie in einem Kasten steckte und kein freier Blick auf ihn außer von vorn in der Längsachse möglich war. So ist also auch dem doch zum mindesten nach drei, vielleicht sogar nach allen vier Seiten hin offenen Peripterostempel der echt ägyptische Gedanke des in gerader Richtung zum Heiligtum führenden Weges aufgezwungen worden. H. zeigt in drei sehr anschaulich gezeichneten Rekonstruktionen den Werdegang dieses Tempels über die Äthiopenzeit zu den Ptolemäern, deren Pylon noch heute aufrecht steht und die ältere, den Tempel der 18. Dyn. mit einbeziehende Burgmauer Ramses' III. unorganisch durchbricht. Als längst der große Tempel der Ramessiden in Verfall geraten war, erfreute sich dieser kleine Tempel aus der 18. Dyn. noch seines alten Götterkultes, bis er schließlich in christlicher Zeit wie so mancher seiner heidnischen Genossen als Kirche Verwendung fand.

Eitrem, S., and Leiv Amundsen: Papyri Osloenses. Fasc. II. Published by det Norske Videnskaps-Akademie i Oslo. Oslo: On Commission by Jacob Dybwad 1931. (XI, 182 S., 9 Taf.) 4°. Bespr. von Karl Preisendanz, Karlsruhe.

Brachte der erste Band der Papyri Osloenses (s. OLZ 1927, 99/100) nur Texte magischen und astrologischen Inhalts, die der Arbeit des Entzifferns als solcher keine unüberwindlichen Schwierigkeiten boten, so lesen sich die hier vereinigten Stücke durchaus nicht alle glatt und flüssig. Denn sie bestehen zum großen Teil aus Urkunden und Briefen, denen (Nr. 16—64) nur 15 literarische Fragmente in Schönschrift gegenüberstehen. Der Charakter dieses Bands weicht also von dem seines Vorgängers stark ab, und damit auch teilweise die Art der Ausgabe selbst. Eitrem, dem diesmal Leiv Amundsen als Mitarbeiter beim Lesen der Texte sich zugesellt, verzichtete auf die Beigabe einer Übersetzung, die viele der zusammenhängend erhaltenen Stücke gut gestattet hätten, und auch

der Kommentar ist nicht so ausführlich gehalten wie der des ersten Bands.

Was die Ausgabe bietet, Texte und nach Bedürfnis knapp oder ausgedehnter gehaltene Erklärungen, beweist, wie intensiv sich die Bearbeiter mit der fast unübersehbaren papyrologischen Fachliteratur vertraut gemacht haben. Für die Textgestaltung selbst, die oft schwerlösbare Zweifel und Fragen stellt, ist alles nur Mögliche getan, und auch Papyrologen wie Schubart und Wilcken haben ihre Hilfe in solchen Fällen geliehen; für etliche Nummern bestand auch schon die Vorarbeit erstmaliger Editionen in Zeitschriften. Keine besonderen Überraschungen bieten die literarischen Texte, unter denen das leider nur kurze Fragment einer Handschrift der Sibyllinischen Orakel durch sein hohes Alter, 2. Jahrh. n. Chr., hervorzuragen scheint. Es darf eine besondere Stelle in der Überlieferung einnehmen: hier wird ein bisher unbelegter Text überliefert, um den sich bereits W. Crönert, Symb. Osl. 6, 57, bemüht hat. Auch ein Ostrakon mit Liebes- bzw. Trennungszauber (Nr. 15) kannte man schon aus einer Erstpublikation Amundsens (Symb. Osl. 8, 36) — es erscheint aber jetzt in revidierter Lesung und mit ausführlichem Kommentar Eitrems. Die Urkunden halten sich im üblichen Rahmen dieser Texte. Meist datierbar, bewegen sie sich in den ersten fünf Jahrhunderten n. Chr. und stammen aus Orten wie Oxyrhynchos, Karanis, Theadelphia, Philadelphia u. a. m. Verkehr mit Behörden, wie Anzeigen bei Vorladungen zu Centurio und Strategen, Vermögensaufstellungen zur Versteuerung, Bitte um Steuernachlaß mit Begründung, Bürgschaftsdeklaration, Landverpachtung, Geldentleihen gegen Sicherung durch Gegenwerte in Sklaven oder Land, Inventare usw. Die Briefe (Nr. 47—64) führen, nicht alle gut erhalten, ins private Geschäftsleben der gewöhnlichen Leute ein und behandeln Kauf und Verkauf, Empfehlungen, Besorgungen u. ä., ohne wesentliche Neuigkeiten zur Kenntnis des Lebens in Ägypten zu bringen. Eitrem belegt auch hier, wie im ganzen Buch, alles Typische im Ausdruck und Stil mit treffenden Beispielen aus der vorhandenen Überlieferung und ergänzt mit seinen Helfern die Lücken nach Möglichkeit. Es wäre erfreulich, wenn sich zugehörige Stücke aus andern Sammlungen gelegentlich in die größeren unergänzbaren Stellen einfügen ließen. Schließlich unterzieht in einer Appendix Poul Heegaard Pap. Osl. 6 aus Band I einer genauen astronomischen Fixierung und Betrachtung: durch neue Lesung von Amundsen ändert sich das bisher angenommene Jahr 154 n. Chr. zu 150, Monat März. Ausführliche Indices erleichtern die Benutzung des H. I. Bell gewidmeten Bandes wesentlich. Wie Band I zeichnet sich dieses Volumen durch Beigabe einer ganzen Reihe vorzüglicher Reproduktionen der wichtigsten Texte aus. Sie beanspruchen ein ganzes Heft für sich und leisten der Nacharbeit unentbehrliche Dienste.

Keilschriftforschung.

Thompson, R. Campbell: **The Epic of Gilgamish.** Text, Transliteration and Notes. Oxford: At the Clarendon Press 1930. (93 S., 59 Taf.) 2°. 50 sh. Bespr. von Peter Jensen, Marburg a. L.

Seit der Veröffentlichung der s. Z. dem Assyriologen Haupt bekannten Bruchstücke des *Gilgameš*-Epos durch ihn in seinem „Nimrod-Epos" sind mehrere in der Hauptsache erhaltene ganze Tafeln und außerdem viele größere und kleinere Bruchstücke d Epos gefunden worden, so daß sich schon de halb das dringende Bedürfnis einer neuen G samtausgabe eingestellt hatte. Daß Thompso eine solche neue Veröffentlichung wenigstens d ninivitischen Rezension übernahm, dafür schu den wir ihm wärmsten Dank. Natürlich feh uns, fern von den Originalen, die Möglichkei an deren Hand die Genauigkeit der Neuausgal nachzuprüfen. Aber die Veröffentlichung selb erlaubt uns durchaus den Schluß, daß Thom son sich seiner Aufgabe in bestmöglicher Wei entledigt hat. Wir haben jetzt eine Sammlur aller Bruchstücke jedenfalls der ninivitische Rezension des Epos, die, soweit sie Thompso selbst gesehen hat, anscheinend genau erkenne läßt, was auf den Originalen steht, was ein durc langjährige Übung geschärftes Auge sehen kan Man wird es willkommen heißen, daß Thom son die ihm bekannt gewordenen Textstück von den anderen akkadischen Rezensione wenigstens in Umschrift beigegeben hat.

An neuen Texten bietet Thompson vo allem einen ihm von Langdon zur Verfügun gestellten Text, der den Anfang von Tafel wesentlich vervollständigt, einen Text, der sic bemerkenswerterweise z. T. am Schluß vo Tafel XI wiederfindet. S. dazu Sp. 557 f Von Wichtigkeit ist außer anderen ferner ei neues Bruchstück, das Anfänge von acht Zeile dem Anschein nach von den ersten acht Zeile der zwölften Tafel, bietet.

Wie durch solche neue Textstücke, so ha Thompson auch durch neue von ihm gefun dene Fugen (Anschlüsse, joins) neue wichtig Verbindungen zwischen schon bekannten Bruch stücken hergestellt, so durch Vereinigung de in KB VI, I, XVII mitgeteilten Textes mi Tafel I, Kol. II.

Und so hat er, unter Ausnutzung einer von ih verbesserten Lesung, für Tafel VIII einen neuen An schluß gefunden. Es schließen sich nunmehr an ein ander an das bekannte mit *šimānni šībūtu* (!) . . beginnende Fragment und der mit *ebri . . . nimru š ṣēri* anfangende Text in Tafel VIII.

Die Anordnung und Einordnung der Texte wie sie Thompson vertritt, ist in der Haupt sache ohne Frage richtig. Gegen eine wichtig Einzelheit müssen wir aber Bedenken erheben nämlich gegen Thompsons neue Einordnung von K 3588 und S. 3132 in Tafel IV, statt i Tafel VII. Bei der Kompliziertheit von Erörte rungen über Einordnungsprobleme müssen wi hier indes auf solche Verzicht leisten.

Mitunter bedeutet lediglich eine durch Thompson verbesserte Lesung einen nicht unwichtigen Fortschritt:

In unserer Anzeige von Thompsons Übersetzung des *Gilgameš*-Epos (in dieser Zeitschrift 1929, Sp

3ff.) konnten wir schon die verbesserte wichtige sung IS-RI (eṣ-ri) für IS-MÁ-ŠÚ ((iṣu) elippi-) in Tafel XI, Z. 212 hervorheben. Hier sei hinzugefügt, daß uns Thompson von der crux crucissima M-MEŠ-TE auf Tafel X Kol. IV, 2 befreit hat durch nsetzung von DUB-UD (dup-pir) dafür; Bedeutung eigentlich „mach' dich davon", und darum vielcht = „hinweg", „weg", von dem, wohl zu raschem ndeln anfeuernden Schiffer zu dem mit ihm fahrenn *Gilgameš* gesagt, als sie in eine gefährliche Lage mmen?

Soweit von den Texten. Von der Umschrift, e Thompson ihnen vorausschickt und in r er die objektiven Texte durch, vielleicht z.T. chst subjektive Ergänzungen vervollständigt, inschte ich von ganzem Herzen — Thompson uß und wird mir das glauben —, auch nur instiges sagen zu können. Das aber kann ich cht, so wenig, wie ich das schon s. Z. von ompsons Übersetzung konnte. Das, was wir ter einer exakten philologischen Bearbeitung es akkadischen Textes verstehen müssen, lingt Thompson nun einmal durchaus nicht. ine ganz unbestreitbaren Verdienste liegen f anderen Gebieten. Ich verzichte darauf, erflüssigerweise — denn es kommt nichts bei heraus — auch nur eine kleine Auslese s an der Umschrift und an Thompsons merkungen dazu und zu den Texten zu anstandenden vorzulegen. Das Gesagte muß der Hauptsache genügen, nachdem ich in einer Besprechung von Thompsons Übertzung des *Gilgameš*-Epos in dieser Zeitschrift 329, Sp. 643ff.) meine Stellungnahme zu ser Übersetzung habe kennzeichnen müssen. er nur einiges zu Thompsons Umschrift d Übersetzung eines wichtigeren, in der uptsache neuen Textes. Die Zeilen 9ff. von fel I heißen nunmehr (vgl. Sp. 556):

9. *ušēpiš dūru ša Uruk supūrē* (*ī, i*); 10. *ša Ēanna lduši šutummi ellim*; 11. *a-mur dūršu ša kīma nip(b)* . . .; 12. *i*(-)*palas samēta-šu ša lā umaššalu nma*; 13. *ṣabat-ma* (*abnu*) *askuppu*(*patu*) *ša ultu īnu*; 14. *kitrub ana Ē-anna šubat* (*ilu*)*Ištar*; *ša šarru arkū lā umaššalu amēlu manma*; 16. *eli- ana eli*(*muḫḫi*) *dūri ša Uruk*(*KI*) *imtallak*; *temennu ḫīṭma libitta ṣubbu*; 18. . . . (s.u. Sp. 340c) *'ta-šu lā agurrat*; 19. *uššūšu lā iddū sibitti* [*mun-ē*] . . .

Dies übersetzt Thompson auf S. 71 so: 9. He t the rampart of Erech, the high-wall'd; 10. Of ed E-anna the holy treasury (*v.* storehouse); Beheld its rampart which had been built like brass; Discover'd its base which none had rivall'd; 13. p'd the threshold which was of ancient times; Drew nigh to E-anna, the dwelling of Ishtar; Of the kings who went before not one had ll'd (it); 16. He went up and took counsel on the part of Erech; 17. Look'd at its base, and took e of the bricks, 16. . . . its bricks was not kilnburnt; Its ground-work was not bitumen, seven cour- . . .

Allein: Gesetzt, *a-mur* (Z. 11) könnte Permansein, wie könnte es „beheld" heißen? Und wie nte ein *ipalas* (Z. 12), wie Thompson verbindet, „discover'd" heißen, d. h. Präteritum sein? Wie könnte ferner *ṣabat* (Z. 13) „grasp'd" oder ein mit Thompson etwa dafür einzusetzendes *ṣamid* „yoked" bedeuten? Und wie wäre für *ḫīṭ* (Z. 17) eine Übersetzung „look'd at" (Imperfekt) und für *ṣubbu* (Z. 17) ein „took heed" zu rechtfertigen? *a-mur* kann natürlich nur Imperativ oder 1. Pers. Sing. des Präteritums sein, ein *ṣabat* jedenfalls nur Imperativ, ein *ḫīṭ* nur Imperativ oder Permansiv, ein *ṣubbu* aber, das im Parallelismus damit steht, wegen des als Nominativ oder Akkusativ damit verbundenen Feminiums *libittu* nur Imperativ sein. Und, da wir an der Parallelstelle, am Ende von Tafel XI, ohne jede Frage die Imperative *eli, itallak, ḫīṭi* und *ṣubbi* haben, so ist es a priori sicher, daß an unserer Stelle die Imperative *amur, eli, ḫīṭ* und *ṣubbu* vorliegen. Und schon deshalb wird man auch mit einem Imperativ *ṣabat* statt mit einem Permansiv *ṣamid* rechnen müssen. — Aber was machen wir nun mit den Verben *i* (-) *pa- la- as, kitrub* und *imtallak*? Für *imtallak* hat die Parallele in Tafel XI *itallak*. Ein *imtallak* könnte schließlich, da allenfalls aus einem etymologischen *imtallak* über ein **intallak* **ittallak* werden konnte, für ein gesprochenes *itallak*, von *alāku*, geschrieben sein. Unmöglich scheint es aber nicht, daß — trotz der Parallelstelle in Tafel XI — unser *imtallak*, dann etwa gesprochen *mtallak*, als ein ursprünglicher Imperativ *mitallak* von *imtalik* gedacht ist. Haben wir doch ein *milikū* für *imlikū* (V R 1, 121). Andererseits braucht man sich auf eine Verbalform *ipalas* nicht festzulegen, die doch kaum etwas anderes als ein — unmöglich scheinender — Imperativ von *naplusu* sein konnte. Denn in *Enuma* VII, 108 findet sich *lū pal-su*, also ein Verbum *palāsu* (nach V R 21, 37 = ŠUB), dabei parallel mit *lū ṣabit*, wie in unserem Text in der auf die Zeile mit *i* + *palas* folgenden Zeile im Anfang *ṣabat-ma* steht. Weiter aber bietet Nr. 259, 23 bei Ungnad, Babylonische Briefe, ein *šuplusu* = „sehen lassen". Also, daß es verführerisch wird, *i* + *palas* in unserem Texte als Imperativ von einem *palāsu* = „sehen" mit vorgefügtem anrufendem *i* (!) aufzufassen. Eine wirkliche Anomalie würde aber, scheint es, *kitrub* in Z. 14 bieten, der Form nach ein Permansiv, aber als solches hier scheinbar nicht zu gebrauchen. Ein etwaiger Imperativ *kitrub* statt *kitrab* würde aber eine starke Zumutung bedeuten. Indes ein Permansiv *kitrub* wäre in unserem Texte unverständlich nur an der Spitze eines neuen Satzes, nicht dagegen, wenn es etwa, in einem abhängigen Satze stehend, vorhergehendes *ša ultu ullānu* fortsetzte und, dann allerdings für pluralisches *ḳitrubā*, mit Verlust des Endvokals vor folgendem vokalisch anlautendem *ana*, stände, als Prädikat zu einem *askuppu*(*i*) mit Pluralbedeutung. Aber die weit größere Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß *kitrub* ein Imperativ und dann ein Fehler für *k*(*ḳ*)*itrab* ist. Was die übrigen Einzelwörter unseres Textes anlangt, so würde Thompsons Übersetzung eines von ihm vermuteten *nipš*[*i*] in Z. 11 mit „had been built", das somit für *nēpušu* stehen würde, falls möglich, uns eine weitgehende Unempfindlichkeit gegen sonstige anscheinend mißratene Formen gestatten. *samētu* in Z. 12 heißt gewiß nicht „base"; denn — um nur dies zu sagen — nach Maklū V, Z. 134 steigt man darüber ebenso hinüber wie über die Ringmauer. Und *umaššalu* in Z. 12 und 15 ist doch Präsens und nicht Präteritum und heißt somit „(will) rival" und nicht „rivall'd". Und *arkū* in Z. 15, das Thompson, natürlich nur versehentlich, mit „who went before" übersetzt, heißt „nachkommend". Was weiter die Übersetzung von Z. 19 anlangt, so ist es mir unverständlich, warum Thompson eine völlig einwandfreie Übersetzung:

„sein Fundament haben die sieben [Klugen] nicht gelegt", nicht annehmen will und dabei dem eindeutigen Worte [*muntalkē*] ohne jeden Grund die seltsame und unmögliche Bedeutung „courses" beilegt. — Und schließlich etwas, wofür aber wohl nicht Thompson, sondern Langdon (s. o. Sp. 556) die Verantwortung trägt: Die Parallelstelle in Tafel XI hat als erstes Wort in der, unserer Z. 18 entsprechenden Zeile: *šum-ma*, Thompson bietet jedoch in unserer Zeile dafür ein schraffiertes Zeichen, ähnlich dem für *išdu*, aber mit einem wagerechten Keil mehr. Dieses sieht nun aber einer Zeichengruppe ŠUM-MA äußerst ähnlich, und — in dem Text K 16024 auf Plate 54, der wegen dessen dritter Zeile (*šá šarru á[r-ku-u . . .*]) und *šarru arkū* in Z. 15 unseres Textes doch wohl nicht zum Schluß von Tafel XI, sondern zum Anfang von Tafel I gehört, entspricht *šum-ma*! Und demnach scheint es mir selbstverständlich, daß im Anfang von Z. 18 unseres Textes statt eines IŠDU ein *šum-ma* zu lesen und somit nun der ganze in Rede stehende Abschnitt — übrigens im wesentlichen in, unabhängiger, Übereinstimmung mit einer in absehbarer Zeit erscheinenden Übersetzung von Schott — etwa zu deuten ist: 9. Er ließ machen die Ringmauer von Hürden-Erech, 10. von *Ēanna*, dem „heiligen", dem reinen Schätzehaus. 11. Sieh seine Ringmauer, die (?) wie Erz . . . (deren (?) . . . wie Erz); 12. schau' seine . . . mauer, die niemand nachmacht!; 13. Faß' die Steinplatte an, die aus ferner Vorzeit [herrührt]!; 14. *Geh' heran an Ēanna*, die Wohnung der *Ištar*; 15. die ein zukünftiger König, irgendein Mensch nicht nachmacht!; 16. Steig' hinauf auf die Ringmauer von Erech, *geh' hin und her*; 17. prüfe den Unterbau, besieh das Ziegelwerk; 18. ob ihr Ziegelwerk nicht Brennziegel sind, 19. ihr Fundament die sieben [Klugen] nicht gelegt haben! . . .

Es scheint gerade hier am Platz, auch eine anscheinend treffende neue Erklärung Thompsons hervorzuheben, die sich auf S. 85 findet: Er meint, daß *Gilgameš* auf seiner Fahrt zu Xisuthros eine Stoßstange nach der anderen verbraucht und wegwerfen muß, nachdem sie bei der Fortbewegung des Schiffes (bis an das oberste Ende: Schott) naß und dadurch zum nochmaligen Gebrauch unverwertbar geworden, da ja die bloße Berührung mit dem Wasser, durch das er dahinfahre, tödlich sei. So erklärten sich die 120 für die Fahrt mitgenommenen Stangen.

Bei der Unfähigkeit auch so vieler wissenschaftlicher Arbeiter, einen Irrtum einzugestehen, verdient es eine anerkennende Erwähnung, daß Thompson in einer Reihe von Fällen zugibt, von meiner Besprechung seiner Übersetzung des *Gilgameš*-Epos in OLZ 1929, S. 643ff. gelernt zu haben.

Thompson erwähnt aber in einer längeren Erörterung über das vielbesprochene Backen der sieben *kurummēti* in Tafel XI nicht, daß er sich durch meinen Einspruch zu der Selbstverständlichkeit bekehrt habe, daß die *kurummēti* gezählt werden, somit mehrere *kurummēti*, und also — falls nicht etwa nur sechs — sieben gebacken werden und dann vorhanden sind. Aber ich kann mir doch nicht gut denken, daß mein, selbstverständlicher, Einspruch wirkungslos gewesen ist. Dann verstehe ich indes Thompsons Ausführungen auf S. 87f nicht ganz. Gezählte sieben *kurummēti* wären ja übrigens durchaus mit einer, schon von mir erwogenen etwaigen Annahme zu vereinbaren, daß diese *kurummēti* sich in verschieden Bereitungs- oder Zerfallsstadien befinden. — Wunde muß es einen weiter, wenn Thompson in ander Fällen bestimmt auf einer fraglos unmöglich Ansicht verharrt, so, wenn er auf S. 72 (: „althou Jensen [OLZ 1929, 646] says that this is impossible darauf besteht, daß das Substantiv *rabūtu* „loudl heißen kann, und gar als Beweis dafür vorbringt, d *rabūtum* in Verbindung mit *ittilu(ū)*, „slept", „soundl heißen könne. Und „in spite of Jensen's ›unmöglich (OLZ 1929, 646)" muß *lupputu* nach Thompson S. „to rub" bedeuten, wegen seiner „Devils" II, 78, 1 Aber warum dürfen wir hier nicht einfach bei „b tippen" oder dgl. bleiben? Und die Stelle, an d Thompson ein *ultappit* mit „to rub" übersetzt, doch vorderhand schlechthin undeutbar. — Se sam mißverstanden muß mich Thompson in zw anderen Fällen haben. Ich habe in OLZ 1929, S 646 (!) gesagt: „double" für *kiṣru* auf S. 10, Z. 36 u S. 15, Z. 3 ist ebenso unbelegbar wie „own self" daf S. 14, Z. 29. Auf S. 73 o. in seinem neuen Bu spricht Thompson über *kiṣru* in *kiṣri šadī dam* übersetzt dies, selbst zweifelnd, mit „on the very s (?) of the mighty mountains", fügt hinzu: „comp rable to the Syriac *k'ṭar* with secondary meani *condensavit*" und fährt fort: Jensen, however (OL 1929, 656), says this suggested meaning is „unbele bar". Aber zeigt denn nicht Thompson selbst m seinem Fragezeichen, daß seine suggestion unbelegb ist? — Noch seltsamer berührt eine Bemerkung a S. 80f. Auf der sechsten Tafel habe ich *pīru* m „Elephant" übersetzt; denn *pīru* heißt ja nun einm so. Thompson übersetzt es mit „pitfall", und da frage ich in OLZ 1929, 646, woher er wisse, daß *pī* das bedeute, ob er dabei etwa an *b(p)ūru* „Brunne oder „Grube" denke, das aber wegen des hebräische vielleicht entlehnten, בּוֹר und vielleicht auch weg בְּאֵר (!), dem es etymologisch entsprechen könnte, m b und nicht mit p anzusetzen sein dürfte. Und diese Einwurf begegnet Thompson a. a. O. S. 80f. mit d interessanten Entdeckung, daß hebräisches pêr (!) u aramäisches pêrâ (!) ›pit‹ „suit admirably", und da dies „answers Jensens' query". Gewiß, d. h. bean worten würde, wenn nicht *pēr und *pērā, mit statt b, Thompsonsche Neuschöpfungen wäre

In seiner Vorrede (S. 9) bespricht Thompso auch die Stelle in der Weld-Blundell-Lis (W. B. 1923, 444 Kol. III, 17—20; s. OECT Pl. II; vgl. UMBS IV, I, 75), in der ma den Namen von Gilgameš's Vater genan glaubt. Nach dieser Stelle war nämlich der *a ba Gilgameš's* ein LIL—LAL, Herr von *Ku lab*. Aber bezeichnet sumerisches *ab-ba* de leiblichen Vater? Jedenfalls ist *ab-ba* der von Hilprecht in BE I, 1 Pl. 15 veröffen lichten Inschrift eines Mannes aus Erech d Titel eines hohen Würdenträgers von Erec also, da *abba* auch *šību* „Greis", „Ältester" b deutet, doch wohl etwas wie „Wesir". Und som scheint in der Weld-Blundell-Liste gesagt z sein, daß *Gilgameš*, dessen Wesir ein, (de LIL—LAL, Herr von *Kullab*, war, 126 Jah regierte. Da dieser Wesir mit Thompson (S. (9 mit größter Wahrscheinlichkeit ein lilū wa also kein gewöhnlicher Mensch, so ist die Frag erlaubt, ob er letztlich identisch ist mit

Enkidu, dem Freunde *Gilgameš's*, der als ein wilder Mann in der Steppe aufwuchs und hauste, ehe er nach Erech hineinkam. Zu einer solchen Gedankenverbindung vgl., daß LIL mit der Lesung lil auch „Steppe" bedeutet (Chicago-Vokabular 6 und KUB XVII, No. 2, 4 und 5).

Überrascht hat mich in der Vorrede ein Satz, in welchem Thompson unter Nennung meines „*Gilgâmesch*-Epos in der Weltliteratur" von den „different legends similar to our story, real or fancied" spricht. Man ist somit auf der anderen Seite des Kanals doch immerhin stellenweise so weit, daß man mein ernstes Buch wenigstens halbwegs ernst zu nehmen beginnt. Ohne das vorsichtig einschränkende „or fancied" geht es dabei natürlich vorderhand noch nicht. Aber erschütternd müßte es für einen jeden, der das umfangreiche von mir aufgedeckte Neuland kennt, doch sein, daß auch Thompson offenbar der Meinung ist, daß, im Unterschiede von meinen Zusammenstellungen, ein Zusammenhang zwischen *Gilgamesch*-Epos und dem Bißchen sich damit berührender Alexander-Sage etwas Selbstverständliches sei S. (8) und (10). Und Sir John Miles hat (s. S. (8)) Thompson gegenüber die Vermutung ausgesprochen, daß das *Gilgameš*-Epos auch in der Geschichte von Valentine und Orson weiterlebe. Soweit ich sehe, gibt es darin nur eine Episode, die John Miles zu seiner Vermutung veranlaßt haben kann, die nämlich, in der Valentine mit seinem in der Wildnis aufgewachsenen, am ganzen Leibe behaarten Bruder Orson kämpft, dieser sich ihm ergibt, und nun Valentine ihn gebunden in die Königsstadt hineinbringt. Und zwischen dieser Episode und dem Ringkampf zwischen *Gilgameš* und seinem nachmaligen Bruder, dem aus der Steppe gekommenen haarigen Wildling *Enkidu*, der sich dann, obwohl unbesiegt, dem *Gilgameš* unterwirft, besteht in der Tat eine Ähnlichkeit, die anscheinend wirklich nicht zufällig ist. Und wenn, nachdem Orson in die Stadt hineingebracht worden ist, die beiden Brüder sich in das Gemach der von Valentine geliebten Eglantine begeben, so mag das nicht nur daran erinnern, daß der Zweikampf von *Gilgameš* und *Enkidu* vor der Schlafstätte der Göttin *Išḫara* und wegen dieser stattfindet und aller Wahrscheinlichkeit nach — wie auch zahllose Sagen und Märchen erschließen lassen — eine Vereinigung der *Išḫara* mit *Gilgameš* zur Folge hat. Sonst aber hat die lange Geschichte von Valentine und Orson nichts mit dem *Gilgameš*-Epos gemein! Solche Einzelparallelen wie die zwischen *Gilgameš* einerseits und Alexander oder Valentine andrerseits dürfen nun getrost und ohne jede Gefahr für Ruf und Ehre aufgestellt oder gar als gesicherte Verwandtschafts-, nicht etwa nur Zufälligkeits-Parallelen angesehen werden.

Und übrigens gewiß mit Recht. Aber warum gilt nun dasselbe nicht etwa nur genau mit demselben, sondern mit unendlich viel mehr und allgemein anerkanntem Recht von meinem großen System von *Gilgameš*-Parallelen-Systemen?

Gelb, Ignace J.: Hittite Hieroglyphs. I. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1931]. (XXI, 88 S.) gr. 8°. = The Oriental Institute of the University of Chicago. Studies in Ancient Oriental Civilization, ed. by J. H. Breasted. $ 1.50. Bespr. von P. Meriggi, Hamburg.

Vorliegendes Buch bietet der Beurteilung Schwierigkeiten, da es in methodischer Hinsicht und als Ganzes abzulehnen ist, in einzelnen, manchmal wichtigen Punkten aber neue Gedanken und Anregungen bringt, die zwar meistens noch einer richtigen Begründung entbehren, sich aber bei weiterem Forschen als richtig erweisen. Verf. übernimmt allerdings in viel weiterem Maße, als seine ungenügenden Angaben S. 2 es ahnen lassen, Resultate seiner Vorgänger, doch braucht man hier nicht darauf einzugehen.

Wo Verf. schon in der Auslegung des Schriftsystems eigene Wege geht, wird man ihm meist nicht folgen können. So will er S. 14f. zu den schon unterschiedenen Hilfszeichen noch ein „curved tang" hinzufügen. Das ist aber der „Lituus", ein Ideogramm mit der Grundbedeutung der „(göttlichen) Weihe", aus der sich seine Anwendungen leicht erklären lassen. Zweitens nimmt Verf. nach Frank für die Lautzeichen nur Silbenwerte an, weicht aber von ihm in der Auffassung ab, daß diese nur offene (*pa, ti* usw.), nicht auch andere Silben (etwa *an, kar* usw.) sein können. Daher spricht er von „Syllabary" in demselben Sinne wie in der cyprischen Silbenschrift, mit der sogar (S. 53) die Zahl der Silbenzeichen so genau übereinstimmen soll (hier 56, dort 54!). Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß Verf. überzeugt ist, fast alle häufigeren Zeichen schon lesen zu können (s. S. 50). In Wirklichkeit aber ist er sehr unsicher sogar in der Identifizierung der bekanntesten Zeichen und ihrer Varianten, eine Unsicherheit, der auch vielleicht die gebrauchten Hieroglyphentypen, die z. T. auf schwankenden und oft verdorbenen Zeichnungen beruhen, Vorschub geleistet haben. Wie können wir aber von einem Fortschritt in der Entzifferung reden, wenn man z. B. die schon bei Frank 83, Nr. 54 bzw. 82, Nr. 49 klar erkannten Varianten der überaus häufigen und wichtigen Lautzeichen „Ochsen-" und „Eselkopf" wieder so durcheinander bringt, daß die eine Variante des ersteren zur Bildform des zweiten, die Kursivform dieses dann aber sogar zu dem Zeichen „Hand mit Dolch" (das mit dem Eselkopf abwechselt, ohne ihm im mindesten als Zeichen zu ähneln) gestellt wird, wie das bei Gelb (s. vor allem Syllabary S. 84 und S. 40) der Fall ist? Und auf dieser Grundlage wagt Verf. schon das Schriftsystem auch mit dem der kretischen Schrift zu vergleichen. Was dabei herauskommt, kann ich hier nur durch ein Beispiel andeuten. S. 81, Nr. 38 wird die dreifache Pyramide angeführt, für

die (neben der einfachen = STADT und der doppelten = LAND) wohl vernünftigerweise nur die Bedeutung „Berg(land)" oder ähnlich in Frage kommt und auch tatsächlich nachzuweisen ist (u. a. auch gerade an der Stelle XI 2, die als einziger Beleg angegeben wird). Sie wird aber mit dem kretischen Zeichen „of a ship" verglichen und daraus gleich kein geringerer Schluß gezogen als „that the people who invented the ancestor of both Cretan and Hittite writing must have resided near the sea"! Daß eine Variante desselben Zeichens S. 86 links unten (vgl. S. 69) als monument (of victory)" gedeutet wird, weil das gerade in Gelbs willkürliche Deutung der Hamathinschriften paßt, sei nur beiläufig erwähnt. Eine ernste Vergleichung beider Schriftsysteme muß ganz anders angestellt werden.

Nun kommen wir aber zu einer wichtigen neuen Erkenntnis, zu der Verf. in bezug auf das Schriftsystem gelangt ist. Ein gewisses Y-förmiges Ideogramm, das zweimal in XXXIII A 3 erscheint, hatte schon Thompson als „tree" gedeutet. Gelb 10f. denkt an „Weinrebe", wohl wegen der Zeichenform, vielleicht auch weil sich gerade derselbe König in XXXIV vor dem Hauptgott, der Weinrebe in der Hand hält, darstellen ließ. Die genauere Deutung hat also manches für sich. Nun lautet die Komplementierung dazu nach Gelb *tirsa(ti-i + ri-sá)-wã* bzw. *tirsa(ti-i + ri-sa)-ni*, so daß er an Θύρσος, hebr. *tîrôš* assyr. *sirâšu* „must" und an Eigennamen wie Θυρσος, Ταρσος, usw. denkt, und sein Flug endet natürlich bei den Etruskern in Italien. Wesentlich aber für die prinzipielle Frage ist der Frauenname A 7j, auf den Gelb S. 11, Fußn. 1 als *Tirsas* hindeutet. Es ist nämlich sehr wohl denkbar, daß „Weinrebe" mit dem entsprechenden Ideogramm, nebst Lesung, der Personenname dagegen, nach verdunkelter Etymologie, nur rein phonetisch (ohne Ideogramm) geschrieben wurde. Dieses Beispiel des Verf.s würde allein nicht entscheidend sein, doch gibt es wohl auch andere sehr wahrscheinliche, und man muß von jetzt an das von Gelb angenommene Schreibprinzip, daß die Komplementierung manchmal sogar die Lesung des ganzen Wortes angebe, im Ernst berücksichtigen.

Zur Betrachtung seiner Lesungen führt uns die Bestimmung des „Dornes" hinüber. Daß dieser ein *r* darstelle, hatte schon Cowley 86 erwogen. Nach der sehr übersichtlichen und grundlegenden Zusammenstellung der Ortsnamen bei Frank 16f. war dieser Gedanke noch bestechender geworden. Dazu kam der Hinweis von Michaeljan[1] auf die ganz phonetisch geschriebene Form von *Gargamis* A 4 b 1, wobei aber immer noch der Dorn und das ähnliche ideographische Kennzeichen verwechselt wurden. Das ist bei Gelb nicht mehr der Fall, aber über die Zweifel Cowleys hinaus und zur klaren Erkenntnis, daß der Dorn (wenigstens bei Lautzeichen) immer nur *r* sei, ist auch er noch nicht gelangt[2].

Im übrigen geht er S. 17 von der bekannten Hamath-Gruppe aus, deren Lesung er aber wieder in *A-ma-ti-i-na* ändert (wobei, nebenbei bemerkt, die Bestimmung *-na* richtig ist), da er zum 3. Zeichen bemerkt: „That the accompanying vowel is *i* is suggested by the seal of Indilimma (p. 36)". Dort liest er nämlich *inti(ti)-li-mí* (die Begründung ist lesenswert!), indem er in der (sehr fraglichen) Gleichsetzung der Zeichen Frank 49 folgt. Daraufhin ändert er dann (S. 18), nach teilweiser Berichtigung des von Thompson und Frank gelesenen Namen von Mar'aš *gu* + *ri-gu-ma-i-na-a-sá*, die Lesung von Tyana (*Tuwanuwa*) in *ti-i-ni-i-na-si*, was er als Tynna deutet, mit der Bemerkung: „The second sign is evidently a repetition of the vowel, since it occurs after *ti* not only here but in the writing of Hamath . . ." und in anderen Beispielen. Ähnlich argumentiert er über das *n*-Zeichen, das er *ni* liest, und viele andere. Wir verfolgen aber Gelb in seinen Lesungen nicht weiter, denn es dürfte schon klar geworden sein, wie sie zustande gekommen sind. Verf. baut seine Lesungen nicht systematisch durch die Betrachtung weiterer identifizierbarer Eigennamen aus, sondern größtenteils durch die Vergleichung miteinander abwechselnder Formen desselben oft dunklen und unsicheren Wortes, bei dem man also auch mit unbekannten morphologischen Erscheinungen zu rechnen hat, so daß lange nicht jedes Abwechseln zweier Komplemente oder gar Endungen als Zeugnis für Ähnlichkeit der Lesewerte gelten darf. Der zweite schwere Fehler Gelbs in methodischer Hinsicht ist, daß er vom erwähnten Punkt an Namengruppen liest und dann die gewonnene Lesung in einem Namensverzeichnis oder einer Textsammlung solange sucht, bis er einen anklingenden vorderasiatischen Namen findet, worin er dann eine Bestätigung seiner Lesung findet[1].

Bei diesem Herumtasten stößt Verf. doch manchmal auf richtige Identifikationen, die man aber nur dann als solche erkennen und von allen übrigen willkürlichen Lesungen unterscheiden kann, wenn man schon anderweitig ihre Richtigkeit gefunden hat. Dazu kommt, oder vielmehr schon damit ist gegeben, daß die einzelnen Erkenntnisse Gelbs im ganzen Buch verstreut und nur mühselig zusammenzusuchen sind. Deshalb soll hier der Versuch folgen, die Stellen aufzuzeigen, wo die wichtigsten Erkenntnisse Gelbs, obwohl fragmentarisch und fast zufällig, zu finden sind. Vollständigkeit wird dabei erstrebt, doch ist sie bei der Anlage des Buches fast unmöglich zu erreichen. Auch kann niemand wissen, ob von den tausend gänzlich unbewiesenen Vermutungen, die Verf. aufstellt, vielleicht die eine oder die andere durch die weitere Forschung „bestätigt", d. h. eigentlich erarbeitet und bewiesen werden wird oder nicht.

Auf Grund der Erkenntnis des Dornes und der Albrightschen Lesung des *Tarqumuwa*-Siegels hat Gelb 34 den Landesnamen *Mira* in dieser Legende endlich überzeugend nachweisen können, wenn auch seine Lesung *me* + *ri-e* nicht zu halten ist. Auch das erste Zeichen liest er richtig *tarku*, im übrigen verbaut er sich den Weg durch das Festhalten an der alten Lesung *Tarqutimme*. Dann ist der Name der Göttin

1) Revue archéologique . . . d'Alep, 3 fasc. juillet 1931, S. 52 Fußn. 1. Es ist, soviel ich sehe, der einzige richtige und wichtige Punkt der ganzen sehr unkritischen Arbeit (s. auch 2. und 4. fasc.).

2) Er schließt folgendermaßen, S. 13: „. . . the phonetic tang can express any one of the related sounds *r*, *l* or *y*, with or without the addition of an *i* vowel. The use as *y* often amounts merely to an indication that a preceding *i* is long." Das stellt aber gegenüber Cowley wirklich keinen Fortschritt dar.

1) Dafür nur ein Beispiel. S. 15 liest er den Herrschersnamen A 4 a 2 „sun" *pa* + *me-ma-si* und sagt dazu (S. 42): „This name Pammas or Bammas corresponds exactly to the cuneiform *Ba-am-ma-a* . . . (Tallqvist, p. 51)". Damit ist die Sache erledigt. Ob sich irgendeine Beziehung des Namen(trägers) zu Kargamis nachweisen läßt oder nicht, das scheint keine Rolle zu spielen. So erklärt sich auch, daß Gelb, wie er S. 71 die „Syennesis"-Gruppe *Irpikis* lesen muß, sich gar keine Gedanken darüber macht, ob ein *Irpikis* überhaupt belegt ist oder nicht.

Kubabas zu nennen, auf den Albright (der also zweimal indirekt für die Entzifferung Grundsteine geliefert hat) AOF V (1929) 229ff. aufmerksam gemacht hatte. Die Gruppe, die Frank S. 45f. noch als abgeleitete Personennamen anführte, war schon als Name der zweitwichtigsten bilderhethitischen Gottheit erkannt worden. Gelb liest sie S.15 *dgu-pá-pi-pi-)-si = Gupappis* und S. 76 (in dem doch wohl verfrühten Kapitel „Phonology"!) bemerkt er dazu: „it appears that doubled (properly, intensified) consonants may be represented by either a single or a double writing". Doch ist die Sache anders aufzufassen und die Lesung zu ändern. Das merkwürdige *pi* erklärt sich (wie o. S. 3) aus dem häufigen Anschluß (S. 21) an seinen „very important vowel *i*", der in Wirklichkeit anders zu lesen ist. Trotzdem hat Verf., der S. 48 von einer Verwechslung eines Handzeichens mit vier Strichen, also in Ligatur mit *mi* = seinem *ne*) mit der Kursivform des „Vogel"-zeichens ausgeht, richtig erkannt, daß aus dem letzteren das Lautzeichen *pá* entstanden ist, mit dem der von Frank gelesene Stadtname *Parga* in der Tat beginnt: eine Identifikation, mit der eine Anknüpfungsmöglichkeit an Hrozný HKT 130ff. gegeben ist. Die Stelle bei Gelb ist typisch dafür, daß man auch von falschen Prämissen zu richtigen Schlüssen gelangen kann.

Ungefähr richtig ist auch seine Lesung *ḫalpi(pi)*- für Aleppo, über deren *pi* Analoges zu bemerken ist. Für die schon festgestellte Dynastenreihe von Mar'aš kann Gelb schon diese Lesung weiter verwerten, ohne freilich viel Erfolg zu haben, da er nur an einen aus assyrischen Quellen bekannten *Mutallu*, und zwar den späteren, denkt, und den früheren, den wahren Schlüssel zur Erschließung der ganzen Dynastie, übersieht. Seine Identifikation beruht auf den beiden Lautwerten *mi* und *li* (denn er liest *mi-i-ta-li-*), deren letzterer aus der alten, von Gelb wieder aufgestellten Thompsonschen Identifikation der Gruppe *Irḫulina* stammt. Gelb 47f. ist gezwungen, diese *Mi+ri-ha-li-ni-si* zu lesen und bemerkt dazu: „The original name Mirhalinis could have been changed through *Wirḫalini and *Irḫalini to its Assyrian form Irḫuleni." Doch ist die Sache anders zu erklären. Was aber die Erschließung des Lautwertes *mi* angeht, der bei der Sachlage nicht gerade als gesichert erscheinen könnte, so ist S. 32, wo sie erfolgt, eines der typischsten Beispiele der „Begründung", das das Buch bietet. Im Grunde aber scheint der Lautwert, wie S. 33 zeigt, vielmehr auf der alten Cowleyschen Identifikation der Gruppe *Muški* (A 6 Z. 3) zu beruhen, die Gelb mit Recht wieder hervorholt. Eine Bestätigung des Lautwertes *li* sieht Verf. S. 37 in dem Siegel des *Šubbiluliumaš*, ohne aber eine stichhaltige Erklärung davon zu geben.

Welche Intuitionsgabe, die nur durch strenge Methode und Vorsicht in Zucht zu halten wäre, um bedeutende Früchte zu tragen, dem Verf. allerdings eignet, zeigen gewisse scharfsinnige Deutungen von Sinn, wie z. B. S. 14 und 26 die sehr erwägenswerte eines bestimmten Ideogramms als „Fluß" und die sicher richtige eines schon vielfach besprochenen Wortes als „machen" (S. 59f.), vor allem aber seine glänzende Erklärung der Anfangsformel der Bleistreifen, die er richtig und endgültig als Briefe nach ihm geschäftlichen Inhalts) bestimmt. Manches Wichtige wird dabei übersehen, aber der Kern der Sache ist getroffen. Schade, daß diese so wichtige Stelle zwischen unmögliche „Übersetzungen" und die schon erwähnte „Phonologie" eingekeilt ist, so daß sie allzu große Gefahr läuft, nicht beachtet zu werden. Denn ein ernster Forscher muß sich hüten, so viele gänzlich unbewiesene Hypothesen aufzustellen und gleich darauf weiter zu bauen, obwohl vielleicht von zehn nur eine einigermaßen Stich hält. Wenn also anderen Kritikern solch wichtige Dinge, die inmitten einer Menge Phantasien verstreut sind, entgehen und sie das Buch deshalb, wie zu befürchten, einfach ablehnen sollten, so soll Verf. sich selbst den Hauptvorwurf machen und daraus die nötigen Konsequenzen ziehen. Dann wird er sicher noch sehr viel Wichtiges zu unserer Forschung beitragen können.

Altes Testament, Neues Testament.

Tharaud, Jérôme et Jean: **La Palestine.** Paris: Editions Alpina [1930]. (159 S. m. zahlr. Abb.) 4°. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

In ausgezeichneter Wiedergabe werden vor allem etwa 200 photographische Abbildungen aus ganz Palästina geboten, von denen die Mehrzahl von der bekannten Firma Bonfils in Beirut stammt, einige von einer Pariser Firma, 19 von der amerikanischen Kolonie in Jerusalem geliefert wurden. Die letzteren haben deshalb besondere Bedeutung, weil sie Aufnahmen aus neuester Zeit sind, während bei Bonfils Älteres, aber deshalb nicht weniger Wertvolles erscheint. Eine Anzahl von Aufnahmen von Büsten historischer Personen und Reliefs aus der Römerzeit ist eingeschaltet. Keine genauere Beschreibung der Bilder, deren Unterschriften nicht immer ganz korrekt sind, ist beigegeben, statt dessen geschichtliche Reflexionen über den Anfang des „Volkes des Herrn", die wichtigen Phasen seiner Geschichte, das Auftreten des Christentums, des Islam, der türkischen Herrschaft. Die englische Eroberung Jerusalems wird eine Befreiung genannt, obwohl Frankreich dabei seine alten Privilegien verlor. Die Einwanderung der Juden auf Grund der Balfour-Erklärung beruhte auf mangelnder Einsicht in den politischen Egoismus Englands. Alles was Palästina uns zeigt, wird wertvoll für die Welt nur durch seinen Zusammenhang mit seiner alten Geschichte, die der Welt das Christentum gab. Offenbar sollen die Abbildungen mit der Stimmung gesehen werden, welche der Gedanke an diese Geschichte erzeugt.

Hertz, J. H. (Chief Rabbi): **The Pentateuch and Haftorahs.** Hebrew text, English Translation and Commentary, edited. Exodus. London: Oxford University Press 1930. (XVI, 611 S.) 8°. 7 sh. 6 d. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Der ein Jahr zuvor erschienenen „Genesis" hat Hertz jetzt den „Exodus" folgen lassen. Über Anlage und Zweck des ganzen Unternehmens s. meine Anzeige der „Genesis" in dieser Zeitschrift 1930, Sp. 762f.

Nach der „Prefatory Note" (S. V) stand Hertz für den Kommentar zu Ex. 20—40 ein Manuskript von Rev. Dr. A. Cohen und für den Kommentar zu den Haftaren ein Mskr. des Rev. S. Frampton M. A. zur Verfügung, von dem er den freiesten Gebrauch machte.

Zuerst einige Worte zu der Übersetzung.

Exod. 3,22 möchte H. dem Vorbild B. Jacobs beipflichten und das überlieferte *nizzaltem* statt mit „ye shall spoil (the Egyptians)" lieber mit „ye shall save (the Eg.)" übersetzen; doch dürfte er damit wenigen Beifall finden.

Ebensowenig, wenn er S. 514, Raschi und Luzzatto folgend, Jes. 9,5 den vierfachen Doppelnamen des Idealherrschers — H. bezieht den Text auf Hiskia — als einen Namen faßt.

Und nun der Kommentar. Weit mehr als in der Genesis ist Hertz im Exodus als Apologet an dem Stoff interessiert. S. 234 schreibt er den Satz: „Judaism stands or falls with its belief in the historic actuality of the Revelation at Sinai". Mit aller Entschiedenheit tritt H. daher für den Mosaischen Ursprung des Dekalogs ein und wird hierbei Zustimmung bei solchen protestantischen Alttestamentlern finden, für die Wellhausen eine überholte Kritik bedeutet. Die Abweichungen der beiden Rezensionen des Dekalogs Ex. 20 und Dt. 5 sollen erst im Kommentar zum Deut. berücksichtigt werden. Bekanntlich ist die Berufung Mosis doppelt erzählt: Ex. 3 und 6. H. versucht den Text so umzudeuten, daß keine zweite Berufung vorliegt. Für das Kapitel 4 „Feindesliebe" S. 265f. hätte H. sich aus modernen christlichen Kommentaren (z. B. aus dem populären Göttinger Werk: die Schriften des NT 3. Aufl. 1917, S. 270) überzeugen können, daß das Wort Mat. 5,43 „Du sollst deinen Feind hassen" in protestantischen Kreisen als eine unbillige Darstellung der jüdischen Ethik angesehen wird. Sehr angenehm lesbar ist der Vergleich zwischen dem Bundesbuch Exod. 21—23 und dem Codex Hammurabi. Das Resultat fällt so aus: „these two systems are independent codifications of ancient Semitic Common Law. The resemblances in the two codes are due to the common usage of the Semitic ancestors of both Babylonians and Hebrews" (S. 290). Auch die allgemeine Charakteristik der Prophetie Jeremias S. 468f. ist recht anziehend. Der Fall Ninivehs erfolgte übrigens nach neuerem inschriftlichen Befunde nicht erst 606 (S. 468), sondern bereits 612.

Folgt Hertz im allgemeinen der jüdischen Tradition, so wird in vielen Fällen doch auch der kritisch eingestellte christliche Leser dem Dargebotenen zustimmen können.

Eerdmans, Dr. B. D.: **De Godsdienst van Israël.** Deel I. Huis ter Heide (U.): N. V. Uitgevers-Mij. „De Wachttoren" 1930. (214 S.) 8°. = „Het Handboek". Bibliotheek van wetenschappelijke Geschriften over den Godsdienst. fl. 4.75; geb. fl. 5.75. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Diese „Israelitische Religionsgeschichte", deren erster vorliegender Teil bis zu den Propheten des 8. vorchristlichen Jahrhunderts reicht, ist charakterisiert durch ihren starken Widerspruch gegen die auf der Grundlage der pentateuchischen Quellenkritik, namentlich der Reuß-Graf-Kuenen-Wellhausenschen Hypothese von der späten Entstehungszeit des Priesterkodex, aufgebauten Darstellungen der israelitischen Religionsgeschichte, wie sie Kuenen, Wellhausen, Smend, Stade und andere gegeben haben. Sie hält ihnen die Behauptung entgegen, daß die im letzten Halbjahrhundert im vorderen Orient gemachten archäologischen Entdeckungen das Geschichtsbild jener Darstellungen als falsch erwiesen und der biblischen Überlieferung recht gegeben haben, daß die vorkanaanäischen Hebräer eine reiche wirtschaftliche und geistige Kultur und eine hochstehende Religion gehabt hätten. Durch Gegenüberstellung von Abraham Kuenens vor sechs Jahrzehnten (1869/70) erschienenem „Godsdienst van Israel" und dem vorliegenden Buche habe ich in einem demnächst in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erscheinenden größeren Artikel „Zwei Leidener Darstellungen der israelitischen Religionsgeschichte" Art und Wert der Leistung Eerdmans' genauer zu bestimmen versucht, und ich darf hier auf die dort gegebene Würdigung des Buches verweisen.

[Korrektur-Zusatz: Inzwischen ist auch der 2. Band des Werkes erschienen; er wird demnächst hier angezeigt werden.]

Wichmann, Pfarrer Lic. Wolfgang: **Die Leidenstheologie.** Eine Form der Leidensdeutung im Spätjudentum. Stuttgart: W. Kohlhammer 1930. (VIII, 97 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament, begründet von R. Kittel, hrsg. von A. Alt u. G. Kittel, 4. Folge H. 2. RM 5.60. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Gegenstand der Untersuchung ist ein bisher nicht genügend beachteter religiöser Gedanke der spätjüdischen Frömmigkeit. Unter Leidenstheologie versteht Vf., im Anschluß an einen von Volz in seiner Eschatologie geprägten Ausdruck, die frömmigkeitsgeschichtlich bedeutsame Umkehr der im alten jüdischen Vergeltungsglauben wirksamen Tendenz, nämlich die positive Wertung des Leidens der Frommen vom Gedanken der Sühne aus: Gott verhängt über den Frommen, unter Wahrung seiner richterlichen Gerechtigkeit, Leiden, damit er im Endgericht den Lohn seiner Frömmigkeit ohne Abzug ernten kann.

Der Vf. hat diesen zeitweilig die volkstümliche und die theologische Religion beherrschenden Gedanken durch die einzelnen Zeugnisse der außerbiblischen Literatur verfolgt: 2. Makk., syr. Baruchapok. und 4. Esra, rabbinisches Schrifttum des 1.—4. Jahrhunderts. Auch den Spuren der Leidenstheologie im NT ist er mit Sorgfalt nachgegangen. Sein kritisches Urteil ist überall besonnen und von gediegener Kenntnis der Quellen getragen, so daß man an ihm einen verläßlichen Führer durch ein textlich nicht immer leichtes Gebiet der Religion des Judentums hat. Zu S. 58 möchte Ref. nur kurz andeutend die Frage stellen, ob man wirklich den Gedanken an die Güte (Gnade) Gottes im vergeltenden Handeln an den Frommen, die für ihre Sünden im Diesseits Leiden sühnend tragen, aus dem Theolog-

umenon vom Segen des Übels ausscheiden darf? 2. Makk. 6,12ff. ist doch ausdrücklich von Gottes Gnade die Rede. Gerade weil das sühnende Leiden nicht unter den Gesichtspunkt der freiwilligen Askese tritt, ist es als von Gott geschenktes anzusehen, also als gnädige Zulassung der Möglichkeit, Sünden im Diesseits zu sühnen. Den Gottlosen entzieht ja Gott gerade nach der Leidenstheologie diese Gnade. Die Paradoxie des Theologumenons tritt noch deutlicher heraus, wenn die polarische Spannung zwischen vergeltendem und gnädigem Handeln des göttlichen Richters aufgedeckt wird.

Dubnow, Simon: **Geschichte des Chassidismus.** In 2 Bdn. I. Bd. Aus dem Hebräischen übers. von A. Steinberg. Berlin: Jüdischer Verlag[1931]. (340 S.) gr. 8°. Lw. RM 12 —; Hldr. 15 —. Bespr. von G. Scholem, Jerusalem.

Mit dem vorliegenden Band, dem inzwischen schon der zweite und vorläufig letzte des Werkes gefolgt ist, besitzt auch der deutsche Leser die Zusammenfassung der im Lauf von 4 Jahrzehnten erschienenen Arbeiten des Verfassers zur Geschichte der chassidischen Bewegung. Diese Untersuchungen sind größtenteils 1888—93 russisch, und zum kleinen Teil besonders in späteren Jahren hebräisch publiziert worden, und es kann im wissenschaftlichen Interesse nur begrüßt werden, daß auch der deutsche Leser ein zusammenfassendes Bild von den Forschungen und Ansichten des Verfassers erhält, mit denen die weitere Forschung sich wird auseinandersetzen müssen. Die Bedeutung des Chassidismus für die Religionsgeschichte des Judentums ist, wie immer man sich zu dem Phänomen wertend verhalten möge, als außerordentlich zu bezeichnen, stellt sie doch den letzten großen religiösen Ausbruch dar, den das Judentum gleichsam „kurz vor Toresschluß" gesehen hat — bevor seine produktiven Kräfte mit dem Zeitalter der Emanzipation und des Liberalismus in eine so ganz andere Bahn gelenkt wurden. Eine wirklich kritische Geschichte dieser, seit 3 Jahrzehnten in bedeutender Weise in den Blickpunkt auch der westeuropäischen Welt getretenen Bewegung ist eines der großen Desiderata der Wissenschaft vom Judentum, und das Verdienst des Verfassers, der in seiner Jugend auf einem unwegsamen Gebiet als erster einen Weg der wissenschaftlichen Erkenntnis zu bahnen unternahm, muß nachdrücklich hervorgehoben und anerkannt werden. Und auch in den jetzt abgeschlossen vorliegenden Untersuchungen hat der Verf. ein großes Verdienst sich erworben, und den Forschern ein wertvolles Gebiet erschlossen, in dem keiner annähernd wie er zu Hause ist: Die Geschichte der Kämpfe zwischen dem Chassidismus und seinen Gegnern in der Epoche zwischen 1780 und 1805 ist hier oft auf Grund archivalischen und handschriftlichen Materials erschlossen und grundlegend behandelt. Um es etwas stärker auszudrücken: die Geschichte des Antichassidismus ist in D.s Werk durchaus zuverlässig und ausgezeichnet, und diese Teile werden „stehen bleiben". Dagegen kann man über die Leistung D.s auf dem eigentlich religionsgeschichtlichen Gebiet nur der größten Skepsis Ausdruck geben.

D. gehört zu jener heute schon fast ausgestorbenen Schule historischer Publizisten, die im Rußland der 80er und 90er Jahre den Ton in der liberalen Bewegung angab, und der man eine Art „soziologischer Geschichtsbetrachtung" verdankt, die einmal als äußerst vornehm galt, und die weit weniger in exakter gesellschafts- und wirtschaftsgeschichtlicher Forschung als vielmehr in einer sich gern auf allgemeine „soziale Perspektiven" zurückziehenden Aufklärungs-Publizistik bestand. Alles, was die spezifisch religiösen und geistigen Grundlagen und Zusammenhänge des Chassidismus betrifft, ist in D.s Untersuchungen mit einer bei Themen solchen Charakters heutzutage seltenen Verständnislosigkeit behandelt, die durchaus mit Unrecht als „kritische" Haltung bewertet würde. Zu einer entschlossen materialistischen Auffassung keineswegs bereit, zu einem Verständnis des spezifisch Religiösen an einem Phänomen aber durchaus unfähig, hinkt diese Geschichtsschreibung, die den Chassidismus „soziologisch", in Wahrheit aber überhaupt nicht erklärt, sehr bedenklich. Es genügt zu sagen, daß der Autor über die entscheidende religiöse Voraussetzung des Chassidismus, über die späte Kabbala, mit einer Unkenntnis und Verständnislosigkeit spricht, die in andern Zusammenhängen nur ärgerlich und störend zu sein brauchte, hier aber das Zentrum des Werkes angreift. Der Mißbrauch des Begriffs „praktische Kabbala" (der etwas Festumrissenes und völlig Anderes bedeutet) für die von Safed ausgegangene Bewegung, ein Mißbrauch, den Dubnow von anderen übernommen hat, macht sich in einer Forschung über den Chassidismus aufs verderblichste geltend. In der jüdischen Wissenschaft ist seit langem die auf andern Gebieten kaum mögliche Unsitte eingebürgert, daß man über Kabbala schreiben darf, ohne etwas über sie zu wissen. Kein Kirchenhistoriker dürfte es wagen, über den Pietismus zu schreiben, ohne je die Werke Luthers und der protestantischen Mystiker des 16. Jhdts. selbst durchgearbeitet zu haben; ein jüdischer Gelehrter darf es sich erlauben, ohne auf wesentlichen Widerspruch rechnen zu müssen, eine „kritische" Geschichte des Chassidismus zu schreiben, ohne über die geistige Welt, aus der er erwachsen ist, anderes vorbringen zu können als angelesene dürftige Phrasen, denen denn auch sein Verständnis für die religiöse Welt der von ihm geschilderten Bewegung nur allzu genau entspricht. Referent gesteht auch offen, daß er nicht begreift, wie jemand eine wissenschaftlichen Kriterien entsprechende Geschichte einer religiösen Bewegung sollte schreiben können, dem ihre religiösen Gehalte nur „Statik", die sozialen aber „Dynamik" solcher Bewegung sind (S. 308). Wohin man mit solchen Vorurteilen kommt, freilich auch ebensosehr, wohin man kommt, wenn man von Kabbala Vorstellungen hat wie die hier S. 24ff. vorgetragenen (aus dritter Hand übernommenen), zeigen die Kapitel über die „Lehre" des Chassidismus, die für jemand,

der chassidische Bücher kennt, eine geradezu qualvolle Lektüre sind: so auf Flaschen gezogen, so hausbackentrist wie hier die chassidische Theologie erscheint, ist das Geheimnis ihrer ungeheuern Wirkung zehnfach unverständlich. In diesem Punkt freilich ist D. durchaus nicht etwa isoliert, denn der ärgerlichste Panegyriker des Chassidismus, S. A. Horodezky hat keineswegs mit mehr Verständnis über diese Dinge gehandelt. Es entspricht solcher Haltung die durchaus unangemessene und seltsam verblendete Art, in der D. (S. 310) über die Leistung M. Bubers für die Erkenntnis des Chassidismus urteilt, die ihm zufolge geeignet sei, „die Kontemplation und Spekulation, nicht aber die Forschung zu fördern". Und dennoch kann vorläufig und gerade angesichts eines Werkes wie des vorliegenden, noch immer nichts Besseres getan werden, als den Leser, der einen Begriff von dem Ereignis bekommen will, um das es sich hier für das Judentum handelte, auf die Buberschen Schriften zu verweisen, die, wenn auch nicht in der Form historischer Kritik und Analyse, etwas von dem geben, was man hier so vermißt.

Sehr verdienstlich sind in diesem Band die Beilagen, besonders die „Quellenübersicht", aus der die Forschung viel Nutzen wird ziehen können. Freilich ist auch hier das Verständnis des Autors für das rein Historische und Tatsachenmäßige viel größer als für das „Dogmatische". Kein Zufall dürfte es sein, daß das Verzeichnis der „dogmatischen Literatur des Chassidismus" sehr unvollständig und im einzelnen auch außerordentlich unzuverlässig ist. Gelegentliche Bemerkungen verraten, daß der Autor wichtige Werke, über die er spricht, nie im Original in der Hand gehabt hat (so S. 289, Nr. 83, wo eine „dritte Lese" der Vorträge des Nachman von Brazlaw erwähnt wird, sogar mit Angaben über spätere Ausgaben, die nie existiert hat. Die Bibliographie der Literatur der Brazlawer Chassidim, die Referent 1928 in einer eigenen Schrift gegeben hat, existiert für D. nicht). Statt der 80 von D. angegebenen gedruckten dogmatischen Schriften besitzt Referent aus diesem Zeitraum allein etwa 200—250! Eine an sich sehr lobenswerte kritische Vorsicht vor Apokryphen, die D. in einigen Fällen zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt hat, ist in andern zu grundloser Hyperkritik und Verdächtigung durchaus wichtiger und echter Schriften ausgeartet. Da D. in seinem langen Leben in Rußland Gelegenheit gehabt hätte, die chassidische Literatur in einer viel umfassenderen Weise im Original kennenzulernen, als es etwa in Deutschland möglich wäre, ist es erstaunlich, wieviel ihm entgangen ist. Auch die Verurteilung in Bausch und Bogen der in den letzten Jahrzehnten erschienenen Legendensammlungen (S. 285 „lediglich Marktware ... nicht einmal folkloristisches Interesse") kann nur als starke Übertreibung bezeichnet werden. Referent besitzt eine nicht geringe Anzahl durchaus ergiebiger und keineswegs wertloser Schriften aus den letzten 20—30 Jahren, aus denen durchaus nicht weniger zu lernen wäre als aus den bei D. in Nr. 53—60 angeführten ganz willkürlich ausgewählten Schriften (von denen noch dazu eine, Nr. 58, ein Produkt gerade des übelsten Genres ist).

Das Werk, das in Palästina zugleich in der Ursprache erschienen ist, ist etwas unbeholfen aber im großen und ganzen recht lesbar übersetzt. Hoffen wir, daß die Forschung sich des zahlreichen Verdienstvollen und Positiven in dem Werk bemächtigt, und das hier gegebene „historische" Material im engeren Sinne für eine selbständigere und tiefer gehende Analyse und kritische Interpretation des Chassidismus fruchtbar macht.

Davidson, Israel: אוצר השירה והפיוט **Thesaurus of Mediaeval Hebrew Poetry.** Vol. III. New York: The Jewish Theological Seminary of America 1930. (XII, 544 S.) 4°. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Mit dem vorliegenden Band ist das alphabetische Verzeichnis aller hebräischen, sowohl weltlichen als auch religiösen, Dichtungen vom Abschluß des Kanons bis zum Beginn der Aufklärungsperiode abgeschlossen. Über die Bedeutung dieser Leistung ist schon gelegentlich der Anzeige von Bd. I an dieser Stelle[1] das Nötige gesagt worden. Um nur einen Begriff von dem äußeren Umfang des Werkes zu geben, sei hier festgestellt, daß die drei bisherigen Bände außer den XCIII Seiten Einleitung 1452 eng gedruckte doppelspaltige Seiten umfassen. Da ein solches Werk, wie schon a. a. O. ausgeführt, nur mit Hilfe der einzigartigen Bibliothek des Jewish Theological Seminary of America zustandekommen konnte, hat der Verfasser diesen gerade zur Einweihung des neuen Bibliotheksgebäudes vollendeten Band mit gutem Recht Dr. Cyrus Adler, dem Präsidenten, und Prof. Dr. Alexander Marx, dem Bibliothekar der genannten Anstalt, gewidmet. Eine erfreuliche Zugabe für jeden Benützer ist die am Ende der Einleitung gebotene Zusammenstellung der wichtigsten, zum Teil zu Monographien ausgewachsenen Artikel des Werkes. Ein noch ausstehender vierter Band wird neben Ergänzungen und Verbesserungen Untersuchungen zur Geschichte der hebräischen Poesie enthalten, die erst einen vollen Einblick in die Größe der entsagungsvollen Arbeit gestatten werden, welche Davidson seit mehr als einem halben Menschenalter nahezu ununterbrochen dem Gegenstande widmet.

Schlatter, D. A.: **Der Evangelist Johannes.** Wie er spricht, denkt und glaubt. Ein Kommentar zum 4. Evangelium. Stuttgart: Calwer Vereinsbuchh. 1930. (XII, 397 S.) 8°. RM 16 —. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

Wenn ein neutestamentlicher Kommentar in der OLZ anzuzeigen ist, so ist das ein Beweis dafür, daß er nach der orientalistisch-sprachlichen Seite hin die richtige Vorbildung seines Verfassers bekundet und einen wirklichen Fortschritt bringt. Klar ist ja, daß die Verfasser der Evangelien mindestens zweisprachig sind, d. h. daß ihnen das Hebräisch-Aramäische ebenso geläufig, ja geläufiger ist als das Griechische. Aus dieser Sachlage folgen u. a. auf die Dauer unausweichliche Richtlinien für die Ausbildung jedes Theologen, namentlich jedes heute studierenden, deren sich noch immer viele als ihre persönlichste Angelegenheit seltsamerweise nicht bewußt sind. Das sind sehr folgenschwere Hemmungen, die dringend der nachdrücklichen Abhilfe bedürfen.

Sch. läßt seinem Kommentar zu Mt nun den zu Joh. folgen. Er verfügt über eine intime und selbständige Kenntnis der Rabbinica. Er will eindrücklich machen: Ohne diese ist ein wissenschaftlich förderndes Verständnis des Joh. Evgls. unmöglich. Dieser Satz ist keine

1) 1925, 903—904.

Übertreibung. Billerbeck usw. auszuschreiben genügt nicht. Ob es wohl nun diesem Kommentar Sch.s so ähnlich gehen wird wie einst seiner Abhandlung von 1902 über „Sprache und Heimat des vierten Evangelisten"? oder ob es nun doch manchen geben wird, der — wie Sch. — bei der Beschäftigung mit Joh. den Urtext der Mekhilta, der anderen Midrasche, der Talmude usw. zur Hand hat? So etwas von Studenten oder Kandidaten, die eine wissenschaftliche Arbeit über das Joh. Evgl. herstellen sollen, zu verlangen, gilt freilich noch immer als Phantastik.

Sch.s Augenmerk ist namentlich auf die Sprache des 4. Evgl.s gerichtet. Er stellt neben das Griechische dieses Evgl.s das Griechische des Josephus, der Apok., des 1. Joh. Briefes, des Mt., der anderen Evangelien, der LXX und das Hebräisch-Aramäische der rabbinischen Schriften, das er ins Griechische übersetzt. Er will Leser und Beobachter sein, nicht Polemiker oder Dogmatiker.

Das alles ist zwar einseitig, trifft aber doch zunächst einmal das Grundlegende, bisher noch sehr Vernachlässigte: die Sprache, die Begriffe, das Denken nach der palästinensisch-rabbinischen Seite hin. Damit wird eine bisher noch sehr klaffende Lücke für das wissenschaftliche Verständnis des 4. Evgl.s ausgefüllt. Es kann kein Zweifel sein, daß der 4. Evangelist ein geborener, hebräisch-aramäischer Palästinenser ist.

Umfassende und unentbehrliche Ergänzungen zu dem, was Sch. in kraftvoller Einseitigkeit bietet, während er alles Hellenistische nur andeutet, findet man z. B. bei Büchsel, Bauer, Bultmann, Grill, Windisch, Lohmeyer (ZNTW 1929), ebenso in meinen Texten „Die Umwelt des NTs" (Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht), ferner in meinem Aufsatz „Neues um Joh. Evgl." (Christl. Welt 1929, Nr. 5) und in meinem Aufsatz über die Form des Prologs des Joh. Evgl.s im „Geisteskampf der Gegenwart" 1929, ferner in meinem Heft „Das Joh. Evgl." (Stuttgart, Bonz & Co). An dieser Stelle möchte ich nur noch einmal darauf hinweisen, daß m. E. die Art des 4. Evgl.s nicht zu verstehen ist, wenn man nicht berücksichtigt, was palästinensischer „Midrasch" ist. Man darf darauf gespannt sein, ob der Kommentar zum 4. Evgl. von Bultmann allseitig wird, namentlich nach der rabbinischen Seite hin. Bultmann sieht die Andersartigkeit der neutestamentlichen Begriffe dem Griechentum gegenüber. Sicher wird er daher durchweg deren rabbinische Art aufweisen, so weit sie vorhanden ist. Begriffsuntersuchungen, wie sie jetzt sehr beliebt sind, drängen ja doch auf die Rabbinica hin, besonders für das Joh. Evgl. Sch.s Arbeit ist da ein reichhaltiger Wegweiser. Diese Sachlage geht auch die Studierenden viel an, es sei denn, daß man es als für sie — abgesehen von wenigen Auserwählten — genügend erachtet, sie in dieser Richtung nicht mit dem nötigen Nachdruck in die Lage zu versetzen, und zwar von vornherein, selbständig weiterzuarbeiten, sobald sie das wollen oder sollen.

Der hochbetagte Sch. bietet hier mit bewundernswerter Kraft die Ergebnisse einer Lebensarbeit, die nicht nur der Sprache der Palästinenser, sondern auch ihrem Lande und ihrer Geschichte gewidmet ist, ähnlich wie die Lebensarbeit Dalmans, der ebenfalls jetzt die Ernte dessen der Welt darzubieten vermag, was er in einer Lebensarbeit gesät hat. Möchten alle solche Arbeiten kundige Fortsetzer finden! Möchte wirksam werden, was hier gearbeitet ist!

An Einzelheiten weise ich auf folgendes hin: Bewundernswert ist die Korrektheit des Druckes, trotz des vokalisierten Hebräisch und Aramäisch. S. 81 lies: Benennung, S. 83 lies: וילך usw. Gelegentlich, so S. 131, 207, S. 134, begegnen kleine Irrtümer, auch außergewöhnliche Vokalisation, so S. 61, S. 129. — S. 28 zu 1,15 wäre doch wohl zu sagen, daß das Schreien des Heiligen Geistes die prophetische Begeisterung, nicht nur das laute Rufen meint. — S. 94 erwähnt Sch. „die Gewohnheit des Joh., in Stichen zu denken". Die Zwei- und Dreigliedrigkeiten, die Spirale und andere formale Eigenheiten des Erzählungsstils — vgl. mein Buch „Der Erzählungsstil der Evangelien" (Leipzig, Hinrichs) — hätten sich noch mehr sichtbar machen lassen, als Sch. das tut. — Sch. schickt zwar der Einzelbehandlung meist allgemeinere Einführungen voran, aber man läse an derartigen Zusammenfassungen gern noch mehr. Namentlich steht nun das große Problem der geschichtlichen Tatsächlichkeit des Erzählten da und verlangt Stellungnahme. Auch „der Leser" — um mit Sch. zu reden — verlangt danach, also nach einem Urteil, nicht nur nach Beschreibung und Umschreibung des von dem Evangelisten Gesagten. — Zu dem m. E. zweifellos vorhandenen Problem „Joh. und Dionysos" — vgl. Grill —, das bei Sch. nicht sichtbar wird, hat Leipoldt bei Eduard Pfeiffer in Leipzig einen wichtigen Beitrag erscheinen lassen. — Zu der Sprache des Josephus ist jetzt Thackeray, J., the man and the historian, 1929, zu berücksichtigen. — Gelegentlich vermißt man bei Sch. — abgesehen von hellenistischen Hinweisen — Erläuterungen, so 1,8 den Hinweis darauf, daß hier in echt hebräischer Breviloquenz zu ergänzen ist: er kam . . — 1,16 fehlt eine Bemerkung zu dem „und" = und zwar. — 2,6 fehlt der Hinweis darauf, daß steinerne Gefäße die Unreinheit nicht annehmen. Auch ein Hinweis auf die etwa 4 Hektoliter Wein wäre angebracht. — 3,4ff. läse man gern etwas über die Proselytentaufe, deren Folgen, deren hebräisch-aramäische Terminologie. Vgl. hierzu F. Gavin, The jewish antecedents of the christian sacraments, London 1928. — 3,2 hätte noch hervorgehoben werden können, daß der Rabbi Jesum sogar als Rabbi anredet, ebenso, daß hier sichtbar wird, wie Wunder und Rabbi doch nicht ohne weiteres auseinanderzureißen sind. — 18,9 fehlt ein Hinweis, zu 19,30 vermißt man eine Bemerkung über „es ist voll-

bracht", zu 21,2 die Hervorhebung der Zahl 7, zu 21,15 ein Wort über „'Ιωάνου". — Mit Absicht gibt Sch. die rabbinischen Nachweise mit äußerster Kürze, oft aber zu kurz, so z. B. S. 23 oben, wo man gern den Zusammenhang sähe. Im Lauf der Zeit werden die gesamten rabbinischen, oft allzu kurzen Nachweise Sch.s nachgeprüft werden müssen. Vgl. auch meine Anzeige Theol. Literaturztg. 1931, Nr. 9.

Odeberg, Hugo: **The fourth gospel** interpreted in its relation to contemporaneous religious currents in Palestine and the hellenistic-oriental world. Uppsala och Stockholm: Almquist & Wiksells 1929. (III, 336 S.) gr. 8°. 10 Kr. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Der Herausgeber des 3. Henoch-Buches legt hier den 1. Teil einer umfassenden religionsgeschichtlichen Erklärung des Johannesevangeliums vor, der sich mit den Reden Joh. 1_{19}—12 beschäftigt. Zwei weitere Teile sollen folgen, die Joh. 13—20, die erzählenden Partien des Evangeliums, den Prolog und den Epilog behandeln.

O. bewegt sich auf der neuen Bahn, in die die Erforschung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge des 4. Evangeliums im letzten Jahrzehnt immer entschiedener getrieben worden ist: die johanneische Gedankenwelt vor allem zu orientalischer Gnosis und Mystik in Beziehung zu setzen. Der Kenner der ältesten mystischen Strömungen im palästinensischen Judentum, deren Erlösungsmystik auch in der mandäischen Literatur wiederkehrt, findet eine eigentümliche Gleichheit der Situation zwischen früher jüdischer Mystik und 4. Evangelium: eingebettet in Sprache und Terminologie des rabbinischen Judentums, leben sie doch gleichermaßen in einer Ideenwelt, die von der rabbinischen himmelweit entfernt ist. Gründliche exegetische Analyse der großen johanneischen Redenstücke und vergleichende Betrachtung hellenistisch-gnostischer, hermetischer, manichäischer, mandäischer und jüdisch-gnostischer Texte führen an den entscheidenden Punkten immer wieder zu der wichtigen Erkenntnis, daß das dem johanneischen nächstverwandte Gedankensystem dasjenige der jüdischen Mystik der ersten Jahrhunderte n. Chr. ist, diese außerrabbinische Nebenströmung im Judentum Palästinas also als das geistige Milieu betrachtet werden muß, von dem Johannes sich abhebt und absetzt.

O.s unbestreitbares Verdienst ist, das jüdisch-mystische Quellenmaterial (Texte mit Übersetzung und kundiger religionsgeschichtlicher Erläuterung) erstmalig in größter Breite zur Erklärung johanneischer Begriffe und Gedankengänge herangezogen zu haben. Auch die vorsichtige Verwertung bestimmter Stücke aus den mandäischen Quellen erweist sich trotz der Unsicherheit ihrer Entstehungsverhältnisse nicht nur als möglich, sondern auch als fruchtbar. Um die bedeutsame neue These O.s so würdigen zu können, wie es ihr gebührt, wird man gut tun, ihre Erprobung am ganzen Johannesevangelium abzuwarten. Dann muß sich auch zeigen, ob spiritualisierende Neigungen am unrechten Ort in der Exegese des Verf. (z. B. S. 48ff., 185ff., 270ff) nicht doch vielleicht Symptome einer gewaltsamen Annäherung des 4. Evangeliums an die Atmosphäre mystisch-gnostischen Judentums sind. Die Tendenz nach dem Osten in der religionsgeschichtlichen Arbeit am Johannesevangelium und die Besinnung auf den jüdischen Hintergrund des Werkes erhalten jedenfalls durch die eindringenden Untersuchungen O.s neue Impulse.

Wigram, Rev. W. A.: **The Assyrians and their Neighbours.** London: G. Bell & Sons 1929. (XVI, 247 S., 14 Abb.) 8°. Geb. 15 sh. Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

Der Titel des vorliegenden Buches ist insofern irreführend, als darin nicht etwa die Assyrer des Alten Orients behandelt werden, sondern die heutigen nestorianischen Christen, unter denen der Verf. — anscheinend als anglikanischer Missionar — lange Jahre gelebt hat. Allerdings teilt der Verf. die in letzter Zeit ja auch in der Tagespresse häufiger begegnende Meinung, daß die Nestorianer verhältnismäßig reinblütige Abkömmlinge der alten Assyrer seien (s. besonders S. 178ff.), wobei er zwischen Assyrern und Babyloniern keinen Unterschied macht. „The writer has known men who claimed to be able to trace their own descent lineally from King Nebuchadnezzar; one might not wish, perhaps, to be 'put to purgation' as to the accuracy of the pedigree of this man (one David d'Kelaita, of Mar B'Ishu), but the fact that he and others made that claim is at least evidence of the belief of the people as to their own origin."

Die weiteren „Beweise" für die Berechtigung dieses neuerdings bekanntlich auch vor den Völkerbund gebrachten Anspruches sind angebliche besondere Ähnlichkeiten etwa zwischen dem Profil eines heutigen nestorianischen Priesters und dem König Sargons II. und u. a. insbesondere Ähnlichkeiten der Sprache: „it is the fact that many, if not most, of the words in most common use, were identical in Assyrian and in Syriac. Such words as Bread, Water, Sun, Moon, Star; Brother, Father, Servant, Horse, Dog, Donkey, Camel, Eagle, Leopard, Lion, are all identical, and the list could be extended a good deal, even by one whose knowledge of ancient Assyrian is hardly even elementary. The names of the months, for instance, are the same in both tongues." ... „One thing is certain, that the Assyrians boast with justice that they alone of all Christian nations still keep as their spoken language what is acknowledged to be the language of Palestine in the first century, and that therefore they alone among Christian nations — if we except a few villages that may still exist in the Lebanon — use regularly the language of Christ." Auf S. 182f. erfährt die aus diesen und ähnlichen Sätzen sprechende prachtvolle Naivität des Verf. noch eine letzte Steigerung: das syrische bzw. phönizische Alphabet soll im neunten oder zehnten Jahrhundert erfunden worden sein, weil die praktisch denkenden phönizischen Kaufleute für ihre Geschäftsbücher eine einfache Schrift wünschten (die vermutlich an das kretische Alphabet anknüpfte). Im Gegensatz zu den Ägyptern, die ihre Schrift geheim hielten, weil sie eine für das gemeine Volk zu gefährliche Erfindung gewesen wäre, verbreiteten die Phönizier ihre Schrift baldigst durch Cadmus zu den Griechen und durch das Gefolge der Königin Izebel zu den Israeliten.

Da der Raum der OLZ nicht erlaubt, auf weitere Früchte köstlicher Erkenntnis hinzuweisen, die man hier vielfach pflücken kann, sei nur noch hervorgehoben, daß der größte Teil des vortrefflich ausgestatteten und flüssig geschriebenen Buches in einer reichlich oberflächlichen Skizze der politischen und vor allem der religiösen Entwicklung Mesopotamiens bzw. des „assyrischen" Volkes besteht.

Die Darstellung der natürlichen Beschaffenheit des Landes und der politischen Geschichte knüpft teils an Abraham und die Völkertafel und andere biblische Reminiszenzen, teils an „Tiglath-Pileser I, the founder [!!] of the Assyrian Empire in the year 1000 B. C. [!!]" an, die Darstellung der religiösen Verhältnisse setzt mit der Christianisierung in der Partherzeit ein und weitet sich stellenweise zu einer Geschichte der orientalischen Christenheit aus. Die Parther gelten dem Verf. für die Vorfahren der Türken, gegen die er (aus dem religiösen und nationalen Gegensatz zwischen ihnen und seinen nestorianischen Schützlingen erwachsene) stärkste Antipathien hegt; diese gehen so weit, daß er, um nur dies eine Beispiel anzuführen, in dem Abschnitt „Tamerlane, and the coming of the Ottoman" (S. 140—162) Timurs Vorgehen gegen Smyrna „an earlier edition of what was to happen there in the twentiest century, when once more the Turanian from the interior fell upon the Greek of the coast" nennt, wobei selbstverständlich gar nicht erwähnt wird, welche Ereignisse der letzten Zerstörung Smyrnas vorausgegangen sind. Freilich heißt es 7 Seiten vorher (S. 139): „The purely military virtues are not the only Christian graces, but they form no bad foundation on which the others can be built, and if the Viking stock could develop, under the influence of Christianity, into Norman chivalry and Norman intellect, what might not the splendid Turkish stock have risen to, had it accepted a form of religion of a kind to stimulate its good qualities, instead of the Islam which kept those good qualities stagnant, while stimulating and fostering all that made for evil in the national character? The Turkish race, which is the Mongol, was to rule in all the East and in half of Europe. Acceptance of the Christianity to which they were then inclined might have made their rule a blessing to those lands, instead of the curse that it has admittedly and universally become."

Wertvoller als die langen Ausführungen über die Geschichte bzw. insbesondere die Bedrückung der „Assyrer" unter den Sassaniden, Abbasiden, Seldschuken, Mongolen und Osmanen sind die letzten Kapitel „Assyrian Customs" (S. 177—210) und „The Great War, and after" (S. 211—239). Von den bereits oben erwähnten kuriosen Ausführungen über die Abstammung und Sprache der heutigen nestorianischen Christen abgesehen, werden hier immerhin allerlei interessante Volkssitten und religiöse Bräuche festgehalten und vor allem erzählt, wie die „Assyrer" unter russischem Einfluß bald nach Kriegsbeginn die nationale Erhebung beschlossen und als „kleinster Verbündeter der Entente" nach feierlicher Kriegserklärung in den Kampf gegen die Türkei eintraten. Nach längerer Verteidigung ihrer gebirgigen Heimat traten sie mit ihren Frauen und Kindern unter Führung des Patriarchen Mar Šim'un Ende 1915 auf persisches Gebiet über. Ein Bruchteil von einigen tausend Menschen wurde von dort aus von den Russen in Transkaukasien angesiedelt, die große Mehrzahl — etwa 80000 — blieb in der Nähe von Urmia, in der Hoffnung, Verbindung mit den im Iraq stehenden Engländern aufnehmen zu können. Der Zusammenbruch Rußlands führte zu den größten Schwierigkeiten, doch konnte sich ein Rest der Nation, den der Verf. auf 45000 Seelen beziffert, nach Bagdad durchschlagen. Hier, wo die „Assyrer" in einem Konzentrationslager untergebracht wurden, kam es zu Streitigkeiten unter religiösen und militärischen Führer. Einer der letzteren, Petros, den Wigram als politischen Abenteurer schildert, der Frankreich gegen England auszuspielen suchte, erstrebte ein „assyrisches Fürstentum", das den nördlichen Iraq, Dijarbekr, Mosul und Urmia umfassen sollte, doch scheiterten nach manchem Zwischenspiel diese und ähnliche Bestrebungen. Der Völkerbund sprach ihre Heimat der Türkei zu, während England bemüht war, sie im Iraq anzusiedeln. „If the Assyrians are accepted as an element among the subjects of the King of Iraq", schließt der Verf., „then they may perhaps have a future, and begin a new chapter of their long history in the land where that history began. Failing that, the old independent Church must merge itself in the „Uniate" branch of it that exists in Mosul, and the long story of a nation that begins in the days of Abraham comes to an end."

Semitistik, Islamistik.

Finkelscherer, Bruno: **Die Sprachwissenschaft des Josef Ibn Kaspi.** Göttingen 1930 [Druck: Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner), Göttingen.] (VIII, 132 S.) 8°. Bespr. von G. Bergsträßer, München.

Josef ibn Kaspi, gestorben um 1340, hat eine vielseitige philosophische, exegetische und lexikographische Schriftstellertätigkeit entfaltet. Philosophisch schließt er sich an Maimonides an, dessen מורה נבוכים er kommentiert hat; sprachwissenschaftlich schöpft er schon aus David Qimchi. Die philosophische und kulturgeschichtliche Seite seiner Tätigkeit hat mehrfach Beachtung gefunden; die sprachwissenschaftliche wird hier zum ersten Mal eingehend untersucht, doch bleibt die Sprachphilosophie und -Psychologie, in der man am ersten eigene Leistungen erwarten würde, bei Seite.

Der Verfasser orientiert ausführlich über Josef ibn Kaspi und seine Quellen und setzt dann mit großem Fleiß und offensichtlicher Sachkenntnis hauptsächlich aus Stellen des nur handschriftlich vorliegenden großen Wörterbuchs שרשות כסף und der gedruckten Bibelkommentare ein grammatisches Mosaik zusammen, das uns in der Tat eine eigene grammatische Darstellung ibn Kaspi's (er hat keine solche verfaßt) einigermaßen ersetzen kann und es ermöglicht festzustellen, wie er die zahllosen von seinen Vorgängern erörterten grammatischen Einzelfragen entscheidet, mit wem er dabei zusammengeht und gegen wen er polemisiert. Den Eindruck einer irgendwie bedeutenden Leistung gewinnen wir aus dieser Sammlung seiner Ansichten, auch über Grundfragen der Grammatik und Lexikographie, nicht; daß er, wie der Verf. nachweist, auf die Späteren keinerlei nennenswerten Einfluß geübt hat, können wir nur als wohlverdient bezeichnen. Er ist ein frühes Beispiel für das Unheil, das Logizismus und aprioristische Theorien in der Philologie anrichten können; so wenn er wegen der Vorzüglichkeit der hebräischen Sprache in ihr Vertauschungen, Verwandlungen, Zusätze

und Lautausfälle ablehnt (S. 23), sämtliche Wörter mit Ausnahme einiger Partikeln von Verben ableitet und bei diesen das dreiradikalige Schema in größter Schärfe durchführt (S. 45), zwischen den Genera und Numeri keinen wesentlichen Unterschied anerkennt (S. 88ff.), jeder seiner dreiradikaligen Wurzeln eine Grundbedeutung zuschreibt (S. 107) — all dies Rückschritte gegenüber wirklichkeitsnäheren, weniger dogmatisch starren Vorgängern. Somit darf Josef ibn Kaspi als Sprachwissenschaftler, nachdem ihm das Recht einer monographischen Untersuchung nun geworden ist, ruhig wieder in den bescheidenen Winkel in der Geschichte der hebräischen Sprachwissenschaft zurückgestellt werden, in den er gehört. Daß der Verf. sich vom Studium seiner Werke Förderung der modernen Hebraistik verspricht, beruht auf Verkennung der hier bestehenden Möglichkeiten. Die Lage der Hebraistik ist nicht mehr dieselbe wie zur Zeit von Gesenius, ebensowenig, wie die Lage der Arabistik noch die zur Zeit de Sacy's ist: damals mußte die europäische Wissenschaft bei der einheimischen in die Lehre gehn, heute hat sie sich selbständig gemacht — und die Hebraistik aus vielfachen, naheliegenden Gründen in viel höherem Maße als die Arabistik. Die alte jüdische Literatur über das Hebräische hat für uns Bedeutung in der Hauptsache nur noch insoweit, als sie echte Tradition der Punktierung, Akzentuierung, Aussprache u. ä. enthält. Der Verf. weist selbst nach, daß Josef ibn Kaspi — was genügt, ihn als Philologen zu disqualifizieren — in all solchen Dingen von uns bekannten Quellen abhängt; nicht einmal Massora scheint er selbständig studiert zu haben (S. 28ff.). Wenn hie und da einmal eine moderne Ansicht mit einer von ihm schon vertretenen übereinstimmen sollte, so ist das belanglos: nicht auf das Ergebnis kommt es an, sondern auf den Weg, der zu ihm führt, den Zusammenhang, in dem es steht.

Die dankenswerterweise im Anhang (S. 127—132) mitgeteilten Textproben aus שרשות כסף, die zugleich Belege für eine Reihe besonders interessanter Behauptungen enthalten, erwecken kein ganz günstiges Vorurteil von der Genauigkeit der Interpretation, auf der die Darstellung des Verf.s ruht, da sie großenteils erheblich anderes besagen, als was er aus ihnen herausliest. So soll in der ersten S.127 על ההעדר כמו על הקנין bedeuten „sowohl das Eintreten eines Zustandes als auch die Verhinderung seines Aufhörens" (S. 32); es heißt wohl vielmehr „sowohl das Nichtbestehen (und somit erst Eintreten) als das Bestehen". Die erste Probe S. 128 wird umschrieben: „Sämtliche Nomina sind von Verben abgeleitet. Diese Verbalableitung ist sowohl vom Standpunkt des Subjekts (מצד פועל)[1] als auch vom Standpunkt des Objekts (מצד פעול)[1] möglich, sowohl vom Verbum im Sinne des Aktivs als auch vom Verbum im Sinne des Passivs." (S. 63). Der Text aber besagt: „Jedes Verbalabstrakt vereinigt aktive Bedeutung, indem es aktiv und erregend ist, und passive, indem es passiv und erregt ist"; als Beispiel wird angeführt מהספכת אלהים neben מהספכת סדם.

1) Beide Ausdrücke kommen in der Quellenstelle überhaupt nicht vor.

[Šukrī al-Ḫūrī:] Histoire de Finianos, récit en arabe dialectal du Liban. Réédité, avec l'autorisation de l'auteur par le Père E. Ley s. j. Suivi d'un lexique des mots rares. Illustré par M. Farroukh. Beyrouth: Imprimerie Catholique 1929. (9 u. ٢٩ S.) gr. 8°. 3 Fr.
التحفة العامية فى قصة فنيانوس تأليف الكاتب البارع شكرى الخورى. المطبعة الكاثوليكية. بيروت ١٩٢٩

Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Die humorvolle und lebenswahre Darstellung der Abenteuer des Finianos übt auf jeden, der den vorderen Orient, namentlich noch aus der Zeit vor dem Kriege, näher kennt, einen bleibenden Reiz aus. Sie schildert das Volksleben in den Häfen von Alexandrien und Beirut, vor allem aber in einem Dorfe des Libanon in so drastischer und echter Weise wie kaum eine andere Schrift in arabischer Sprache. Ihr Verfasser ist Šukrī al-Ḫūrī, der Herausgeber der humoristischen Zeitschrift Abu 'l-Haul (Die Sphinx) in São Paulo in Brasilien. Er wurde treffend charakterisiert von dem verdienstvollen russischen Gelehrten I. Kračkovski in Le Monde Oriental 1927, S. 209 ff. und in Д. В. семенов, хрестоматия разговорного арабского языка (сирийское наречие) S. XIII/XIV. Dem, was Kračkovski über al-Ḫūrī sagt, kann man, nach genauem Studium der Geschichte des Finianos, in allem zustimmen.

Die Geschichte des Finianos erschien zuerst als Broschüre im Jahre 1902 in São Paulo. Sie wurde auch in Syrien verbreitet; aber dort wurde sie verboten, weil sie einige Male scharfe Kritik an der türkischen Regierung übt. In jener Zeit gab es, wie ich selbst erfuhr, eine ganze Anzahl von arabischen Schriften, die in Ägypten erlaubt, in Syrien aber verboten waren. Der Amerikaner Frank E. Nurse verschaffte sich ein Exemplar und gab 1908, nachdem er den Text mit Hilfe von Eingeborenen in Bḥamdūn studiert hatte, seine Heidelberger Dissertation heraus „The Pitiful Pilgrimage of Phinyanus. A New Arabic Text, an English Translation, and a Critical Commentary". Der Text wird im allgemeinen ein getreuer Abdruck des Originals sein (soweit er gegeben ist), die Übersetzung ist an vielen Stellen verbesserungsbedürftig, der Kommentar ist manchmal recht naiv und bringt dem Kenner des Neuarabischen nur hier und da etwas Neues. Im Jahre 1929 erschien die hier zu besprechende Ausgabe von Ley, und im selben

Jahre gab Semenov in seiner oben genannten Chrestomathie eine Auswahl von Stücken aus Finianos heraus. Zwei andere Anthologien, die in Beirut erschienen sind (s. Semenov S. XIII u. XIV) sind mir nicht bekannt geworden.

Finianos ist ein christlicher Syrer, der, wie so viele seiner Landsleute, gegen Ende des 19. Jahrh. nach Amerika ausgewandert ist, und zwar diesmal nicht nach Nord-, sondern nach Südamerika. Von dort hat er eine Reise in die alte Heimat gemacht. Aber enttäuscht kehrt er nach Brasilien zurück und berichtet seinem Freunde Abu 'l-Aġrān über seine Erlebnisse. So ist das Ganze bis dahin ein Dialog zwischen beiden, wie ja al-Ḥūrī auch in seinen anderen Schriften die Dialogform gewählt hat. Dann erkrankt Abu 'l-Aġrān, macht ein Testament und stirbt. Währenddessen unterhält sich Finianos mit Imm Mūsa. Darauf wird das Testament mitgeteilt, das auch noch besondere Mahnungen für Fin. enthält. Zum Schlusse folgt eine Unterhaltung zwischen Fin. und Ḥaǧlān über die Geschäfte der Syrer in São Paulo.

In keiner der drei mir vorliegenden Ausgaben ist der vollständige Text enthalten: Nurse schließt mit dem Ende des Berichts von Fin. über seine Reise, Ley mit der parodierten Leichenklage um den Tod des Abu 'l-Aġrān; Semenov gibt zunächst nur einzelne, ausgewählte Stücke, hat dafür aber den Schluß des Ganzen (Testament und Unterhaltung über die Geschäfte). Dieser Schluß ist zwar sprachlich von Wichtigkeit und hat auch seine Bedeutung für das Leben der Syrer in Brasilien, aber er fällt doch gegenüber dem Hauptteile etwas ab und klappt gewissermaßen hinterher.

Die Texte von Nurse und von Ley habe ich genau miteinander verglichen. Dabei ergab sich, daß zwei kurze Abschnitte bei Ley ausgelassen sind, vielleicht aus politischen Gründen; eine Bemerkung über die Engländer in Ägypten und eine Klage über die Rechtszustände in Syrien. Im übrigen finden sich nur geringe Abweichungen im Textbestand; es handelt sich meist nur um einzelne Wörter, deren Fehlen oder Vorhandensein für den Sinn nicht von großer Bedeutung ist. Stärker sind die Varianten in der Orthographie, die im allgemeinen bei Nurse und Semenov mehr phonetisch, bei Ley mehr historisch ist; ein Beispiel für viele: N. und S. haben تشلي (= *t-šil-lī*), L. aber تشيل لي, wodurch die Form rascher erkenntlich wird. So ist der Text bei L. für europäische Orientalisten leichter lesbar. Ein sehr großer Vorteil sind die Glossare bei L. und S. Ersterer gibt die Wörter fortlaufend im Anschluß an den Text. Einige Wörter, bei denen uns die Wörterbücher im Stiche lassen, fehlen; auch hätte man gern etwas Näheres über die verschiedenen Eigennamen erfahren. Schon von dem N.'schen Texte wollte ich eine deutsche Übersetzung herstellen; es blieben mir aber noch zu viele Stellen unklar. Den Text L. habe ich, nebst den erwähnten Ergänzungen aus N., übersetzt; ich hoffe ihn bei Gelegenheit herauszugeben.

In sprachlicher Hinsicht ist Fin. von großem Interesse; der Text ist im echten Vulgärdialekt des Libanon geschrieben. Über diesen Dialekt wissen wir zwar durch die Arbeiten von Feghali gut Bescheid; aber solche zusammenhängenden Texte sind uns doch sehr willkommen, zumal in so echter und ausdrucksvoller Sprache. Der Wortschatz ist sehr reich; in ihm finden sich viele lehrreiche Neubildungen, vor allem Quadrilittera, die durch Wiederholung des 1. Rad. zwischen dem 2. und 3. Rad. entstanden sind, wie z. B. *farfaḥ* „sich freuen" (< فرح) u. a. m. Türkische Fremdwörter sind u. a. اوبا „Spitzen", يبرق „Weinblätter", يوك „Bettnische". Natürlich finden sich auch aram. Wörter wie شقل „aufheben". — Die einzige mir im Arabischen bekannte St$_3$-Form, استناول „sich etwas reichen lassen", die schon bei Feghali, Parler de Kfar ʿAbîda, S. 190f. belegt ist, begegnet uns hier wieder; von St$_3$-Stämmen kommen in Syrien und Ägypten mehrere vor, vgl. *istmanna* „heftig begehren", *(i)stanna* „warten", *istraiyaḥ* „sich ausruhen", *istiḥallif* (äg.) „einen Eid schwören". Diese Formen sind für den Vergleich mit den entsprechenden äth. Formen lehrreich. — Das Präfix der 1. Pers. Sing. des Imperf. fällt bei Verben med. gem. und med. infirm. sowie im II. und III. Stamme aller Verba ab. Feghali (Syntaxe des parlers arabes, S. 24) meint, dies *'a-* sei schon sehr früh in allen neuarab. Dialekten abgefallen, „où elle n'a pas été maintenue ou même rétablie par l'analogie ou par un autre processus psychologique". Diese Formulierung scheint mir in ihrer Allgemeinheit kaum richtig zu sein. Eher glaube ich, daß dieser Abfall nur dort stattgefunden hat, wo im Neuarab. durch das linguistische Substrat eine Reduzierung der Vokale oder eine Schwächung des ʾ eingetreten ist. Eine Schwächung des ʾ ist auf aramäischem Boden besonders verständlich. — Im Imperativ wird die 2. Silbe betont; dadurch wird der Vokal in der 2. Pers. masc. sing. gelängt, wenn kein unmittelbares oder mittelbares Suffix folgt; auch dies ist uns aus Feghali's Kfar ʿAbîda bekannt. — Sehr auffällig ist der Vokativ mit vorgesetztem *ka-*, wie كفنيانوس (bzw. كافنيانوس), كامحتى, auch mit و, wie وكعمتى, وكابنى oder وكبونا, das Nurse durch „dear father" übersetzt. Eine hypokoristische oder karitative Bedeutung scheint hier vorzuliegen. Feghali (Syntaxe, S. 303) sieht darin das „pronom *ka* seul ou précédé de la conjonction *u-*". Den Vokal *a* erklärt er durch Analogie von يا oder als Rest von يا: *uka ṣabī = wek yā ṣabī*. Leider liegen keine Plurale mit diesem Präfix vor, die uns vielleicht darüber Klarheit verschaffen könnten. Vorläufig kann ich noch keine sichere Erklärung für dies rätselhafte *ka-* geben.

Dem Herausgeber müssen wir für seine sorgfältige Ausgabe dieses sachlich und sprachlich gleich wichtigen Textes sowie für sein äußerst willkommenes Glossar sehr dankbar sein.

Furlani, Giuseppe: **Testi Religiosi dei Yezidi.** Traduzione, Introduzione e Note. Bologna: Nicola Zanichelli [1930]. (VIII, 124 S.) 8°. = Testi e Documenti per la Storia delle Religioni, Vol. 3. L. 12 —. Bespr. von H. A. Winkler, Tübingen.

Wer sich bisher mit den Jeziden beschäftigt hat, wird immer wieder die Rätsel gespürt haben, die diese „Teufelsanbeter" umgaben. Gerade das Geheimnisvolle dieser Sekte hat wohl viele veranlaßt, ihre Beobachtungen zu veröffentlichen, sodaß es sehr viele Notizen über sie gibt. Doch obwohl vor allem durch Bittners Publikation auch ihre eigenen religiösen Texte

vorlagen, hat sich noch niemand daran gewagt, das Dunkel um diese Gemeinschaft durch eine systematische Untersuchung aufzuhellen. Furlani hat in der Einleitung — die mehr als die Hälfte des vorliegenden Bändchens ausmacht — zum ersten Male die große Menge der Nachrichten über die Jeziden kritisch verarbeitet und in wesentlichen Punkten Klarheit geschaffen. Diese Einleitung zerfällt in die Kapitel: Die Religion der Jeziden, die Sekte und der Kultus, die heiligen Schriften.

Furlani geht von dem synkretistischen Charakter der Sekte aus. Es gelingt ihm, die verschiedenen Einflüsse, die hier zu einer monotheistischen Religion zusammengeströmt sind, kritisch zu scheiden. Den Namen Jeziden erklärt F. unter Verweis auf die kurdische Selbstbenennung *Ezidi* oder *Izidi* und auf die Bedeutung des np. *īzed*, awestisch *yazata*, mit Vorbehalt als „Engelverehrer". Spuren iranischen Einflusses sieht F. in der Verehrung des Feuers, weiter in den die Seele im Jenseits verteidigenden Genien; im Pfau sieht er eine Parallele zum Hahn in der iranischen Mythologie. Im Namen des Scheichs ʿAdī vermutet F. eine volksetymologische Anlehnung an das persische *āḏar* „Feuer".

Wichtiger sind die islamischen Elemente, die F. bloßlegt. Ṭā'ūs hat mit Tammuz nichts zu tun, es bedeutet tatsächlich „Pfau". Das beweist F. schlagend, indem er eine alte islamische Sündenfallslegende beizieht, in der der Pfau eine wesentliche Rolle bei der Verführung spielt. Diese Legende findet F. auch bei Druzen und Mandäern. Dies die am meisten fördernde Erkenntnis Furlanis.

Drittens sei das Nachwirken babylonisch-assyrischer Vorstellungen erwähnt, die im Neujahrsfest der Jeziden wiedererkannt werden.

F. bezeichnet seine vorliegende Arbeit als „un primo tentativo di addurre un po' di ordine nella congerie indigesta e spesso contraddittoria delle notizie" (S. 66). Dieser Versuch ist in vollem Maße gelungen. In den mitgeteilten Texten ist wohl alles Bekannte vereinigt. F. begleitet sie mit reichlichen Fußnoten, die vor allem Parallelen aus den Nachbarreligionen heranziehen. S. 114 verbessert F. in Dirrs Aufsatz über die Jeziden *tschausch* „derivato dall' arabo šāwīš", in čāwīš. Es ist umgekehrt šāwīš nichts anderes als arabisiertes *tschausch*, wie es innerhalb des türkischen Sprachgebietes natürlich zu sprechen ist. S. 119 macht F. auf das neuerliche Eindringen christlicher Gebräuche bei den russischen Jeziden aufmerksam. Man darf wohl dieses Christentum als das armenische spezialisieren.

Endlich noch zwei Bemerkungen zu dem Inhalt der Texte. In der „Schwarzen Schrift" heißt es Vers 21, daß Gabriel Eva aus der linken Achselhöhle Adams heraus erschaffen habe. Dazu sei auf eine Studie F. R. Schröders verwiesen: Germanische Schöpfungsmythen, Germanisch-romanische Monatsschrift 19 (1931). Schröder sucht die orientalischen Einflüsse in den germanischen Mythen zu isolieren. Für das Motiv von Ymir, unter dessen linkem Arm ein Mann und ein Weib entstand, sucht er eine orientalische Vorlage (S. 15ff.). Daß es im Orient bekannt war, zeigt die Stelle aus der „Schwarzen Schrift".

In dem anderen Hauptwerk der Jeziden, dem „Buche der Offenbarung" findet sich III, 5 eine Bemerkung, die für die Offenbarung eines einzigen und majestätisch gedachten Gottes recht sonderbar ist. Es heißt dort: „Die Schätze und vergrabenen Werte unter dem Herzen der Erde sind (mir) bekannt; ich lasse sie wechseln von einem (Besitzer) zum andern". Schatzgräberhoffnungen sind das. Und es ist nun amüsant, den großen Ṭā'ūs als Herrn der Schätze in einem Zauberbuche wiederzufinden. In dem oft gedruckten Werkchen *Šumūs al-'anwār wakunūz al-'asrār al-kubrā* des Ibn al-Ḥāǧǧ al-Tilimsānī, in dem wie in den meisten Zauberbüchern eine ganze Menge religionsgeschichtlich wertvoller Residuen zu finden sind, lesen wir im siebenten Kapitel von einer Beschwörung, mit der die unter der Erde verborgenen Schätze der Könige der Heidenzeit „geöffnet" werden sollen: „Die Art der Operation ist die, daß du tagelang die Beschwörung an einem wüsten Flecken Erde anwendest. Wenn du den 21. Tag erreichst, so wird dir ein schwarzer Sklave erscheinen, lang gewachsen mit einem großen Kopf, er reitet auf einem gewaltigen Löwen. Er wird dich dann anreden, doch antworte ihm nicht. Nach 35 Tagen wird dir dann ein Wesen erscheinen, dessen Gesicht ist das eines Hundes, im übrigen ist es von menschlicher Art. Es wird dich grüßen, doch antworte ihm nicht. Es wird dann von dir fortgehen. Am 42. Tage werden dir siebzig Männer in grüner Kleidung erscheinen. Sie werden dich grüßen, du erwidere den Gruß. Sie werden zu dir sagen: Was wünschest du bei uns? Sprich zu ihnen: Ich bitte von Allah und dann von euch, daß ihr mich mit dem Emir, eurem Sultan Kalif Dimirjāṭ, dem Fürsten, der al-Ṭā'ūs genannt wird, zusammenbringt. Sie werden sagen: Jawohl. Sie werden dann von dir fortgehen. Wenn dann der 47. (so!) Tag sich vollendet, o Schüler, der du dich fromm dieses „Namens" (nämlich der Beschwörung) bedienst, wird sich dir eine weiße Stadt zeigen, darin ein gewaltiges Heer von Reitern und Schützen, sie bedecken Berg und Tal, und ihr Lärm erfüllt den Erdkreis. Dann werden vor dem Tore jener Stadt die Zelte aufgeschlagen werden, als erstes eine grüne Kuppel aus grüner Seide, oben drauf ein roter Hyazinth, strahlend wie eine Lampe. In der Kuppel wird ein Thron errichtet werden — aus Gold, eingelegt mit Perlen und Hyazinthen. Dann wirst du Heerscharen sehen, gerade kommen sie aus der Höhe hernieder, sie sind weiß gekleidet, unter ihnen ist der Imām, der al-Ṭā'ūs genannt wird. Er trägt ein Gewand, fast blendet dessen Glanz die Blicke, auf seinem Haupte einen grünen Turban, daran ist ein weißer Hyazinth. Dann setzt er sich auf den Thron, rede dann, o Schüler, grüße du als erster den Imām, denn er ist der Herrscher der Geistwesen und der Imām der gläubigen Dschinnen (im Text: der Dschinnen und der Gläubigen) und der Richter über die ʿIfrīte und Schatzgeister. Unter seiner Hand stehen siebzig Generale, davon kommandiert jeder eine „Standarte" und unter jeder „Standarte" vereinigen sich 70 000 Armeen Kavallerie und 70 000 Armeen Schützen. Nicht rebellieren da die Helfer von den Dschinnen auch nur einen Augenblick, sie machen, was ihnen befohlen wird. Er wird dir den Gruß erwidern und zu dir sprechen: O Herr, der du unsere Beschwörungen rezitierst und unsern Brüdern Lob spendest, der du unsre Heere begrüßest, der du dich in die Einsamkeit von der Welt zurückzogest, um mit

ins zusammenzutreffen, der du Verlangen trugest nach dem Wunder unserer Gewohnheiten, o du, der du unsre Geheimnisse studiertest, dir sei bei uns ein gedeckter Tisch bereitet und die wunderbaren Lichter unserer Macht, die sich mit dem Schwerte unserer Vorsorge umgürten und sich damit in die vier Himmelsrichtungen auf jeden Schatz, auf jeden Geldhaufen unter unserer Herrschaft stürzen. Auf dich hören wir und dir gehorchen wir, befiehl uns, was du willst". Der herzhafte Beschwörer bittet dann den „König al-Ṭā'ūs" (*al-malik al-Ṭā'ūs*) unter Räucherungen, ihm die Zugänge zu den Schätzen zu öffnen. Der Geisterfürst willfahrt dieser Bitte. Die Beschwörung wird schließlich mitgeteilt: eine lange Aufforderung an allerlei Dämonen, alles in dem gleichen bombastischen Stile, wie übrigens das ganze Buch. *Al-malik al-Ṭā'ūs* wird noch mehrfach genannt. — Es ist ganz unwahrscheinlich, daß aus der Gedankenwelt der Jeziden diese Gestalt in die islamische Zauberei hinübergeraten sei. Wir müssen vielmehr annehmen, daß der „König Pfau" in der alten islamischen Legende auch ein Herr der Schätze war, schon mit dieser Eigenschaft kam er einerseits in die Theologie der Jeziden, andererseits zu den muhammedanischen Zauberern. Wann und wo ist nun eine derartige große mythische Gestalt als ein Herr der Schätze spezialisiert worden? Furlani hat gezeigt, daß in einer alten islamischen Legende der Pfau der Verführer, der Teufel, ist. Zum Herrn der Schätze ist dieser „Pfau" vielleicht infolge einer Vorstellung der Evangelien geworden. Man denke an Luk. 16, 13 (Matt. 6, 24), wo als Gegenpart Gottes der Mammon erscheint. Dieser Mammon der Evangelien hat als Dämon noch lange in den Köpfen der alten Christen, der Gnostiker und wohl auch der islamischen Zauberer gespukt[1]. Eine Beeinflußung der Ṭā'ūs-Legende von dieser Seite her scheint mir daher recht gut möglich zu sein.

Kammerer, A.: Pétra et la Nabatène. L'Arabie Pétrée et les Arabes du Nord dans leurs Rapports avec la Syrie et la Palestine jusqu'à l'Islam. Texte: (XIII, 630 S., 7 Taf., 4 Ktn., 74 Abb.) Atlas: (16 S., 152 Taf.) gr. 8°. 300 Fr. Paris: Paul Geuthner. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Das von Dussaud eingeleitete Werk des im diplomatischen Dienst stehenden Verfassers, der von sich sagt, daß er weder Orientalist noch Archäologe sei, aber durch einen Besuch in Petra im Jahr 1924 angeregt wurde, die Geschichte der Nabatene zu untersuchen, erhebt den Anspruch auf sorgsame Beachtung wegen des umfassenden Materials, das bei dieser Arbeit herangezogen wurde. Für Petra fehlt freilich meine Beschreibung von *el-ḫazne* in *Annual* I (1911) des *Palestine Exploration Fund*, S. 91—107, und vor allem die Benutzung von Plan, Durchschnitt und Ansicht, welche Newton erstmalig auf Grund genauer Messung herstellte, zu denen meine Beschreibung nur der Text war. Unerwähnt sind auch meine Bemerkungen zu den Inschriften von Petra *ZDPV* 1914, S. 145ff. sowie D. Nielsen, *The Site of the biblical Mount Sinai, Journ. Pal. Or. Soc.* VII (1927), S. 187ff., auch in Sonderdruck erschienen, worin der Sinai nach Petra gelegt wird. Noch nicht erschienen war T. Canaan, *Studies in the Topography and Folklore of Petra* (1930), das für die arabischen Ortsnamen Bedeutung hat.

Nach einer Erörterung der zur Verfügung stehenden Quellen wird die arabische Herkunft der Nabatäer besprochen (S. 20ff.), ihr mit Indien zusammenhängender Karawanenhandel mit seinen Straßen (S. 32ff.), die Ausdehnung ihres Gebiets in den verschiedenen Zeiten (S. 71ff.). Sodann folgt die Geschichte der Nabatene von der Zeit Moses ab, mit besonderer Betonung der Periode von den Makkabäern bis zur römischen Besetzung, mit den Kreuzzügen schließend (S. 79ff.), weiter sind Sitte und Verfassung, Religion, Sprache und Inschriften, Architektur und Münzen der Nabatäer besprochen (S. 368ff.). Den Schluß macht eine Schilderung der Automobilreise des Verfassers nach Petra mit dreitägigem Aufenthalt am Ziele (S. 535ff.). Buch und Atlas bieten ein reiches Mateial von Karten, Plänen und Ansichten, besonders Photographien, die meist von der *American Colony* in Jerusalem hergestellt sind. Meiner „vorläufigen Skizze" eines Planes von Petra, der nach einer schlechten Photographie sehr unvollkommen wiedergegeben ist, wird auf Pl. 27 ein aus mehreren englischen Fliegeraufnahmen von 1923 zusammengestelltes Bild entgegengehalten. Wertvoller wäre eine Mitteilung der einzelnen Aufnahmen gewesen, welche die für topographische Zwecke nötige Entzerrung möglich machen würden. Die im Hauptwerk mitgeteilten Karten Nr. III und IV sollen nach den Fliegeraufnahmen berichtigt sein, zeigen aber in den Talzügen auffallende Abweichungen.

Die geschichtliche Darstellung folgt in ihrem Anfang den Andeutungen von Josephus und Hieronymus. Petra wird deshalb mit dem biblischen Sela identifiziert, obwohl dies nach 2. Kön. 14,7 bei dem „Salztale" zu suchen ist. Nach K., der 2. K. 8,21; 15,19 irrig zitiert, hätte Josephus berichtet, daß vom Felsen von Petra, bei dem an den Berg von Zabé Atauf (so schreibt K. stets für zebb 'atūf) zu denken sei, zur Zeit des Königs Amazia 10000 Gefangene gestürzt wurden. Aber Josephus redet Ant. IX 9,1 nur von „dem großen Felsen, der nach Arabien zu liegt", und beruht dabei auf 2. Chron. 25,12, wo das Sela von 2. K. 14,7 in sagenhafter Weise in einen Felsen verwandelt wird. Ähnlich steht es mit dem Aaronsgrab, das K. S. 85 mit der Tradition in die Gegend von Petra legt, obwohl nach 4. M. 20,22; 33,7 der Berg Hor näher an Kades zu suchen ist. Auch darauf geht K.

1) Siehe meine Arbeit: Siegel und Charaktere in der muhammedanischen Zauberei (Berlin und Leipzig 1930) 104ff.

nicht ein, er erklärt auch nicht, warum Israel durch das peträische Gebiet ungehindert ziehen konnte, obwohl das nach K. seinen Bewohnern nahestehende Edom unbesiegt war. Da ich meinerseits jede biblische Erwähnung von Petra ablehne, ist unverständlich, warum K. S. 10 mich als hauptsächlich durch religiöse Befangenheit in bezug auf die Orte der biblischen Ereignisse bewegt schildert, der zur Arbeit Brünnows nur interessante, aber oft bestreitbare Betrachtungen gefügt habe. Was ich zu leisten bestrebt war, ist ja die Ergänzung der Arbeit Brünnows durch möglichst vollständige Beschreibung aller sakralen Objekte, denen er seine Aufmerksamkeit weniger gewidmet hatte. Nach K. habe ich dabei „recht einfältig" den Stil der Grabdenkmäler in drei Gruppen geteilt, von denen ich die älteste als rein nabatäisch bezeichne. Damit hätte er sich eigentlich gegen v. Domaszewski wenden müssen, von dem die Dreiteilung stammt, auch läßt er unberücksichtigt, was ich in Neue Petra-Forschungen, S. 19f. darüber sage. Natürlich habe ich niemals geglaubt, daß diese den Nabatäern eigene Grabform von ihnen ohne jeden fremden Einfluß erfunden sein müsse. Diese geflissentliche Nichtachtung hindert mich nicht, anzuerkennen, daß Kammerers Werk eine Darstellung der Geschichte und des Wesens der zeitweilig bis Damaskus reichenden Nabatene bedeutet, wie sie bisher nicht vorhanden war.

Musil, Prof. Alois: **Northern Neǧd.** A Topographical Itinerary. Published under the Patronage of the Czech Academy of Sciences and Arts and of Ch. R. Crane. New York: American Geographical Society 1928. (XIII, 368 S., 1 Kte.) gr. 8°. = American Geogr. Society Oriental Explorations and Studies, No. 5, ed. by J. K. Wright. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Im 5. Bande seiner Reiseberichte und historisch-topographischen Studien beschreibt Musil eine Reise aus dem Jahre 1915, die ihn, auch in politischer Mission, in den nördlichen Neǧd zu Ibn Rašīd führte. Er reiste vom Ǧōf in s.ö.licher Richtung am Ostrande des Nefūd entlang und wandte sich dann nach W., zuerst bis Ḥājil, dann bis el-ʿÖla an der Mekka-Bahn. Von dort aus zog er ö.n.ö.lich nach einem Punkte im N. von Ḥājil, weiter n.ö.lich quer durch den Nefūd und durch die Dhana in das Gebiet des Ẓafīr-Stammes, schließlich auf der Pilgerstraße in n.licher Richtung nach en-Neǧef. Die Reise von Damaskus bis zum Ǧōf ist in dem Bande Arabia Deserta, die Rückreise von en-Neǧef nach Damaskus ist in den Bänden The Middle Euphrates und Palmyrena geschildert. Auch auf dieser Reise wurden mehrere bisher unbekannte oder wenig bekannte Gegenden besucht. Die Appendices behandeln zunächst die Geschichte und Topographie des nordöstlichen Neǧd; dann folgen drei wichtige Kapitel: die Geschichte des Hauses Ibn Rašīd, die Geschichte des Hauses Ibn Saʿūd und „The Alleged Desiccation of Arabia and the Islamic Movement". Eutings erster Versuch über die Geschichte der arabischen Dynastien im Neǧd (Tagbuch I, S. 157ff.), der an sich verdienstlich war, ist nun weit überholt, wie ja auch seine Prophezeiung über den Untergang des Wahhabitenreiches (Tagbuch II, S. 227) schon längst durch die Tatsachen überholt ist. Auf R. Hartmanns Bemerkungen zu M.s Darstellung (ZDMG, N. F. 9, S. 265f.) sei hier besonders hingewiesen. In dem Kapitel über die Austrocknung Arabiens wendet Musil sich in scharfer Polemik gegen das berühmte *inaridimento* Caetanis und bringt viel neues Material bei, das gegen diese These spricht. Auch ich habe diese These in ihrer Einseitigkeit nie für richtig gehalten; aber ich habe dabei stets in Betracht gezogen, daß in historischer Zeit ein starker Kulturrückgang in Arabien stattgefunden hat (vgl. u. a. Moritz, Arabien, S. 21ff.). M. sagt selbst (S. 319), daß große Teile Arabiens früher besser besiedelt waren als heute. Es würde hier jedoch viel zu weit führen, auf diese Frage näher einzugehen.

Aus den Erzählungen seiner Begleiter teilt M. mancherlei Beachtenswertes mit; so S. 5/6 über den Wolf (wohl = Schakalwolf), den Panther (*fahad* = Gepard) und die Gazellen, S. 7 über die volkstümlichen Monatsnamen, S. 9 über Namengebung bei den Beduinen (dazu vgl. Hess, Beduinennamen S. 6ff., und schon Wetzstein in seiner berühmten Einleitung zu seinen griech. u. latein. Inschriften ABAW a. d. J. 1863). Nach S. 11 glauben die Beduinen, daß Hyäne und Mensch einander befruchten könnten; das ist eine starke „Rationalisierung" des bekannten *būdā*-Glaubens der Abessinier, nach dem Zauberer sich in Hyänen verwandeln können und umgekehrt; dieser Glaube beruht auf der Tatsache, daß Hyänen Leichen ausgraben und fressen (daher im Tigrē Hyäne *karāi* „der Gräber", Sudan-arab. *karāi* und *karāǧ*, Shuwa-arab. *karang*). Über den *zarbūn* (*zarbūl*), von dem S. 16 die Rede ist, vgl. meine Bemerkung OLZ 1932, Sp. 132. S. 15 wird vom *zabb* und *waral* erzählt; ersterer ist ein Uromastix, letzterer ein Varanus, über beide vgl. Brehm. S. 29 wird berichtet, wie einst Beduinen in Kisten auf Kamelen in den Ort Feid eindrangen; da haben wir eine neue Variante zur Ali-Baba-Geschichte und zum trojanischen Pferd, dessen älteste Spuren Ed. Meyer (Gesch. d. Alt. II, 1, S. 200) auf einem knossischen Siegelabdruck erkannt hat. Zur Heilkraft des Kamelurins (S. 88) vgl. Euting, Tagbuch I, 94 u. II, 119; zum Brunnen und seinen Teilen (S. 151ff.) vgl. Euting I, 89 und Hess im Islam IV, 316ff. Noch an manchen anderen Stellen, die hier nicht einzeln angeführt werden können, wären Eutings Angaben und Zeichnungen zur weiteren Orientierung heranzuziehen. Statt Abī Šimmer (S. 227) ist natürlich Abī Šamir zu lesen. Die Bemerkung, daß der Nefūd „the most overgrown and generally delightful part of interior

Arabia" sei (S. 310), ist nur cum grano salis zu verstehen. Und der Ausdruck „The Safaic or Lehyanite inscriptions" (S. 313) ist ungenau und irreführend.

Mit diesem Bande schließt der eigentliche Reisebericht M.s; von ihm gilt das gleiche Urteil, das ich über die früheren Bände ausgesprochen habe (OLZ 1932, Sp. 128ff. und Sp. 483). Musil hat als Forschungsreisender und als Scheich Mūsa bedeutend größeren Erfolg gehabt denn als österreichischer Generalmajor (vgl. Pomiankowski, Der Zusammenbruch des Ottomanischen Reiches, S. 304ff.). Über den letzten Band (The Manners and Customs of the Rwala Bedouins) wird in einer besonderen Besprechung berichtet werden.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Riefstahl, Rudolf M.: Turkish Architecture in Southwestern Anatolia. Cambridge: Harvard University Press, u. London: Oxford University Press 1931. (XIII, 118 S., 228 Abb. auf Taf.) 4°. 17 sh. Bespr. von R. Hartmann, Göttingen.

Jeder, der sich für das mittelalterliche Anatolien interessiert, wird dieses prächtig ausgestattete Buch mit den vielen schönen neuen Architekturaufnahmen mit größter Freude in die Hand nehmen. Wer es gelesen hat, wird auch noch Freude und Dank für die wertvolle Gabe empfinden; aber in die Freude wird sich auch ein gewisses Bedauern mischen.

Der erste Teil des Buches enthält die Beschreibung von Denkmälern, die der Verf. auf einer Reise 1926 in Manisa, Birgi, Tire, Aydın, Antalya, Alaiye aufgenommen hat, woran sich die Schilderung von vier seldschukischen Hanen in der Gegend der beiden letzten Städte anschließt, sowie die Veröffentlichung einer Reihe von interessanten Stücken des Museums in Smyrna. Ein selbständiger zweiter Teil des Buches (S. 77—116) bietet die Verarbeitung des von Riefstahl mitgebrachten epigraphischen Materials durch Dr. Paul Wittek.

Es ist eine Fülle von wertvollstem, z. T. ganz unbekanntem, jedenfalls unbeachtetem Stoff, den R. in eingehender Beschreibung, vielfach mit Grundrißskizzen und vielen schönen Bildern vorlegt. Verf. bezeichnet das Werk als „preliminary account" und gibt als Absicht an, auf die Denkmäler hinzuweisen, die genauere Untersuchung verdienen. Dieser Charakter kommt in der Tat u. a. auch darin zum Ausdruck, daß R. oft Denkmäler nennt, die er nur flüchtig gesehen oder von denen er gar nur gehört hat: das ist ganz besonders dankenswert. In anderen Fällen freilich geht, was er bietet, weit über jene bescheidene Selbstcharakterisierung hinaus und erweckt fast den Eindruck einer vollständigen endgültigen Aufnahme. Man kann die Frage erheben, ob das Verfahren zu billigen ist, daß auf kurzer Reise die Perlen der Architektur herausgegriffen und in großen Umrissen aufgenommen werden, ob es nicht wissenschaftlich richtiger wäre, weniger zu bieten, aber dieses in endgültiger Form. Natürlich bringt die Methode, die R. befolgte, sehr viel rascher eindrucksvolle Ergebnisse. Darin liegt eine Versuchung und eine Gefahr. Es läßt sich auch aus der neueren türkischen Literatur nachweisen, daß sich R. gelegentlich offenbar über die Vollständigkeit seiner Aufzählung der bemerkenswerten Denkmäler täuschte. Trotz dieser Bedenken, die immerhin ein gewisses Bedauern hinterlassen, ist R.s Methode, glaube ich, doch zu rechtfertigen. Denn es ist in diesem Neuland der kunstgeschichtlichen Forschung in der Tat nötig, daß zunächst einmal die Denkmäler registriert werden. Und ferner ist bei der großen Gefahr raschen weiteren Verfalls der Bauten schnelle, wenn auch nur vorläufige Untersuchung wirklich geraten.

Begründeter noch ist das Bedauern gegenüber dem Eindruck, daß die Ausarbeitung der Ergebnisse offenbar in etwas zu großer Hast erfolgte. Das betrifft nicht so sehr die Darstellung des kunsthistorischen Befundes. Wo R. die wichtigeren Bauten schildert und sie in die kunstgeschichtliche Entwicklung des Landes einreiht, da hört man überall den ausgezeichneten Kenner, dessen Darstellung man mit größtem Interesse und reichster Belehrung folgt. Sein Buch bringt uns tatsächlich nicht bloß z. T. höchst wichtiges neues Material, sondern zeigt mit Erfolg bisher nicht erkannte Entwicklungslinien auf. Damit — und das ist ja die eigentliche Aufgabe des Buches — hat uns R. eine schöne und wertvolle Gabe beschert. In anderen Dingen aber, dem — wenn man so sagen darf — Beiwerk, weist das Buch manche Schönheitsfehler auf, die so leicht hätten vermieden werden können und die den Gesamteindruck doch etwas stören.

Der Besprechung der Denkmäler der einzelnen Städte schickt R. jeweils eine historische und geographische Einleitung voraus. Diese Einleitungen sind im ganzen recht bescheiden. Sie werden ja z. T. ergänzt durch die Vorbemerkungen zur Geschichte, die Wittek im zweiten Teil gibt, aber doch nur so weit, als es zur Erklärung der Inschriften geboten ist. So hätte zur Geschichte von Manisa S. 5f. doch die Periode der Derebejs aus dem Hause Kara Osman wenigstens erwähnt werden dürfen. Einen etwas hilflosen Eindruck machen die Ausführungen S. 41 über die Namensformen Antalia und Adalia, die ebenso ignorieren, daß der Name Anṭālija bei den arabischen Geographen schon im 3. und 4. Jahrhundert geläufig ist (vgl. Bibliotheca Geogr. Arab., I, 69; II, 132ff.; III, 61; VII, 119), wie daß bei den Abendländern des Mittelalters der Name Satalia u. ä.

lautete. — Es ist an sich erfreulich, daß der Verf. kleine Planskizzen der wichtigsten Städte beigefügt hat; aber in seinem so schönen Werke hätte auf diese doch etwas mehr Sorgfalt verwendet werden dürfen, zumal z. T. viel bessere Pläne bereits gedruckt sind. Warum schreibt Verf. auf dem Plan von Antalia „Ulu Djami" und beschreibt im Text S. 41 die „Djami Kabir", ohne irgendwo dem nichtorientalistischen Leser zu sagen, daß beides dasselbe ist. S. 56 ist von der „Aqshebeh Sultan turbeh" die Rede; und obwohl der Name „Aqshebeh" durch die Inschrift gesichert ist, steht auf dem Plan Abb. 100 „Aktche Bey". — Die Abbildungen auf den zahlreichen Tafeln sind teilweise sehr schön. Man versteht wohl, daß auch ein so trefflicher Photograph wie Riefstahl bisweilen durch die Ungunst der Beleuchtungsverhältnisse behindert war. Immerhin legt ein Vergleich von Abb. 95 mit Fig. 51 des Annuario d. r. scuola archeologica di Atene, VI/VII, ja auch der von Abb. 35 mit Tafel 32 von Ismail Hakkı, *Kitabeler* (Istanbul 1929), den Wunsch nahe, daß in einem ausgesprochen kunstgeschichtlichen Werke die nötige Sorgfalt auf das Photographieren verwandt werden möchte. Wenn eine Aufnahme schief geraten ist wie z. B. 64, so braucht sie doch darum nicht in solcher Erdbebenstellung verewigt zu werden. Daß die Fayence-Inschriften Abb. 22b u. c. auf den Kopf gestellt sind, wäre nicht gerade nötig. — Die Himmelsrichtungen treiben mehrfach ihr bekanntes neckisches Spiel (so sind in Abb. 1 N und S vertauscht; S. 15, Z. 27 lies „[eastern]" statt „[western]", S. 47 ult. lies „west" statt „east"). — Auch in den Jahreszahlen finden sich häufig Versehen: S. 7, Z. 26 sollte es statt 780 A. H. heißen: 778 (vgl. S. 109 sowie schon S. 10, Z. 8 u. 14), jetzt übrigens zu berichtigen in 768 (s. u.); S. 42, Z. 27/8 statt 779: 774.

Im folgenden noch einige Einzelheiten, die sich meistenteils aus einem Vergleich mit dem zwar nach Fertigstellung des Textes, aber vor Erscheinen des Werkes veröffentlichten Buche von Ismail Hakkı, *Kitabeler* ergeben: S. 10, Z. 5 v. u.: diese Inschrift s. jetzt bei Ism. Hakkı, S. 76, Z. 1. — S. 17, Z. 27: die erwähnte Inschrift ebd. S. 90. — S. 24: R. spricht hier seine Verwunderung darüber aus, daß Manisa keinen einzigen beachtenswerten Bau aus der Zeit von Murad II, „the period, which was the most brillant in its history", aufweist. Ob das letztere Urteil richtig ist, scheint mir keineswegs so sicher zu sein. Die Tatsache selbst wird durch Ism. Hakkı bestätigt; immerhin enthält die von ihm S. 77 mitgeteilte Bauinschrift der ʿAlī Bej-Djāmiʿ v. J. 978 die Nachricht, daß die Moschee ursprünglich 831, d. h. eben zu Murads II Zeit errichtet worden sei. — S. 30, Z. 15: Als undatiert kann man die Arslanhane-Moschee in Ankara doch nicht ohne weiteres bezeichnen, da die Minbar-Inschrift v. J. 689 sich als Bauinschrift der Moschee gibt, vgl. zuletzt Täschner in Islamica IV, 43. — S. 44 paenult.: Daß der Bau eine Medrese ist, zeigt doch die Inschrift S. 87 mit aller Sicherheit. — S. 46, Z. 3 besagt, das Mevlevi-Tekke sei undatiert; Süleiman Fikri, *Anṭālia Livasy ta'rīḫi*, S. 56 teilt aber eine Inschrift des Mevlevi-Hane v. J. 612 mit; sollte damit ein anderer Bau gemeint sein, so widerspricht es jedenfalls R.s Behauptung S. 50, Z. 28f., daß keine weiteren Seldschukenbauten in Antalia vorhanden seien, was übrigens auch durch eine andere von Sül. Fikri a. a. O. mitgeteilte Inschrift v. J. 674 widerlegt zu werden scheint. — S. 50, Z. 30ff.: Die Mehmed Pascha-Djāmiʿ wird von Sül. Fikri S. 100 als ein Werk des Tekeli M. P. nachgewiesen (gest. nach 1025, vgl. *Siǧill-i Osmanī* IV, 146).

Die Bearbeitung der Inschriften war für Witte keine leichte Aufgabe. Das Material, das ihm vor lag, waren teils die Photographien, die Riefstahl aufgenommen hatte, und zwar nicht immer ausreichend, bisweilen sogar unvollständig, teils Abschriften von türkischer Seite, die vielfach ebenfalls Lücken aufwiesen. Wittek hat aus dem Materia unter Benützung und Nennung der bisherigen Literatur, bes. auch der türkischen, herausgeholt, wa herauszuholen war. Seine Ausgabe und Erklärung der z. T. historisch hochbedeutsamen Inschriften is eine große Arbeit und verdienstliche Leistung, di wohl auch die Erwähnung von Witteks Namen au dem Titel des Buches gerechtfertigt hätte. Nu wollte es der Zufall, daß gleichzeitig ein Teil der selben Inschriften in dem erwähnten Buche vo Ism. Hakkı bearbeitet ist, das ja gerade diesen Gegenstand gewidmet ist, während in dem zur Besprechung stehenden Bande die Inschriften nur ein Nebenertrag der Riefstahlschen Reise sind. So kommt es, daß Ism. Hakkı die gleichen Inschriften teilweise wesentlich vollständiger bietet. Außerdem hat Riefstahl selbst auf einer weiteren Reise ver mehrtes Material mitgebracht, das Wittek bei de Ausarbeitung noch nicht zur Verfügung stand. Her Wittek sandte mir auf Grund davon eine große Reihe von Ergänzungen und Berichtigungen zu seiner Arbeit, von denen die wichtigsten hier mit geteilt seien:

Nr. 6, Z. 1 stellt die Devise des Kaiḫosrew II dar (vgl. Ibn Bībī in Houtsma, Rec. IV, 209, 18) ebenso wie Z. 1 von Nr. 15 die des Kaiqobād I.

Nr. 7: Die Bezeichnung der Baulichkeit als Moschee scheint mir nach den Angaben Riefstahls S. 49f. unwahrscheinlich und ist auch mit der Ausdrucksweise der Inschrift: *Dār eṣ-ṣulaḥā* nicht vereinbar.

Nr. 8: Über Ribāṭ s. M. van Berchem, Die musl Inschriften von Pergamon, 9 Nr. 3.

Nr. 12: Inschr. Sarre, Reise, 159 besser be F. Giese in MSOS. Abt. 2, XI, 255.

Nr. 13, Z. 3 Ende darf unbedenklich in das üb liche احسن الله خاتمته verbessert werden.

Nr. 18: s. jetzt Ism. Hakkı, 110, wo auch die weiteren Inschriften der Moschee.

Nr. 19: Vollständiger und richtiger bei Ism. Hakkı, 111.

Nr. 21: In der Titulatur ist (hinter *el-ʿālim el-ʿādil* nachzutragen; vgl. Ism. Hakkı, 112.

Nr. 29: Zu ergänzen und zu verbessern nach Ism. Hakkı, 74. Doch lautet das Mittelstück: نهض . . . الشريف واهتمّ بماصمد/2 Worte/وبذل. Zu beachten ist die Jahreszahl 768, die ich auf einer guten Aufnahme gegen meine Lesung 778 bestätigt sehe. Es ist also der Regierungsbeginn des Ṣaruḫanoğlu Isḥāq Čelebi früher anzusetzen als man bisher tat, u. zwar nach *Ṣubḥ el-aʿšā* VIII, 16 spätestens 767.

Nr. 30: mit Ism Hakkı, 76, ist zu lesen: *nāṣir* (nicht: *emīr*) *el-ġuzāt*.

Nr. 31: s. jetzt Ism. Hakkı, 75 und Riefstahl, Abb. 13a. Aus letzterer sieht man, daß die oberste Inschrift die *šahāda* enthält; sie hebt sich mit breit geschnittenen Buchstaben von einem Blütenrankengrund ab. Die mittlere füllt mit ebensolchen, aber langschäftigen Buchstaben das Schriftfeld viel dichter, da die Schrift am Zeilenende umbiegt und mit auf den Kopf gestellten Buchstaben zum Anfang

zurückläuft: den nur spärlich sichtbaren Grund füllen kleine Blattornamente. Die Inschrift lautet: ان الله و ملائكته يصلون على (ا)لنبى | يا ايها (ا)لذين امنو(ا) صلوا عليه. Für die Elifs in ( ) wurden *lām*-Schäfte der anderen Zeile wieder verwendet (involutio). Z. 3 ist (wie auch in Nr. 19) هذا المنبر zu lesen. Auch hier ist der Grund des dichtbesetzten Schriftfeldes mit kleinem pflanzlichen Dekor ausgefüllt. Die Meistersignatur auf dem Geländer (vgl. Riefstahl, 10) gibt Ism. Hakkı, 75 vollständiger: عمل هذا المنبر الحاج محمد بن عبد العزيز ..... نقش يوسف Wie jetzt aus Riefstahl, Abb. 13a zu ersehen, weisen auch die Türflügel in der untersten Inschriftzeile Signaturen auf. Man liest rechts كتب خطه و رسم نقشه يوسف بن فقيه und links عمل الحاج محمد بن الدّق. Der Name des Haṭṭāṭ und Naqqāš wurde mit Rücksicht auf die andere Signatur so und nicht, wie graphisch näherläge, *Faqīh b. Jūsuf* gelesen. Was den Vatersnamen des Zimmermanns betrifft, wofür die andere Signatur 'Abd el-'azīz gibt, so wage ich die Vermutung, daß das *Taždīd* zu dem *lām* zu beziehen und *al-Ladiqī* zu lesen ist. *Ladiq* = *Denizli* (Laodikeia) als Sitz griechischen Handwerks bei Ibn Baṭṭūṭa II, 271. Der Vatersname 'Abd el-'azīz legt überdies die Annahme christlicher Herkunft nahe. Es wäre das ein interessantes Beispiel für das Zusammenwirken einheimischen Handwerks christlichen Ursprungs mit dem für die Form maßgebenden muslimischen Vorzeichner.

Man liest auf den Türflügeln, in vier Feldern verteilt, noch den Ḥadīṯ: فاذا صعد الخطيب المنبر فلا | يتحدثن احدكم ومن تحدث و قد لغى | ومن لغى فلا له جمعة | صدق رسول الله (vgl. Wensinck, Handbook of early muh. traditions, s. v. *Khutba, to listen without speaking during the* —). Nicht gelungen ist mir, das „geometrische Kūfī" zu lesen, welches an den Türflügeln je zwei rechteckige Felder ornamentiert.

Nr. 32: Der Anfang ist mit Ism. Hakkı, 88 ام السلطان zu lesen.

Nr. 33: Vollständig bei Ism. Hakkı, 82, wo im Chronogramm die Präposition *bi* mitgezählt wird, was dann ein um 2 Jahre jüngeres Datum (896) ergibt.

Nr. 34: Jetzt richtiger bei Ism. Hakkı, 91f.

Soweit die Nachträge von Dr. Wittek! Im Anschluß daran nur noch einige kurze Bemerkungen: Zu Nr. 8b: von der Inschrift von Istanos ist von Ism. Hakkı, S. 249 eine andere Abschrift mitgeteilt; da keiner der Herausgeber die Inschrift selbst gesehen hat, ist leider nicht zu entscheiden, welche der abweichenden Lesungen den Vorzug verdient, und sie wäre doch für die Genealogie der Ḥamīd-Oghlu so wichtig! — Zu Nr. 13: Das *taqarraba ila llāh* würde ich nicht übersetzen „gewonnen hat die Gunst Gottes", eher geht „genähert hat sich . . .", wie das Wort in Nr. 34 wiedergegeben ist. Ich würde aber lieber sagen „Annäherung an Gott hat gesucht". — Zu Nr. 5: Das Mißtrauen gegen die Nachrichten von der Zugehörigkeit des hier besprochenen Herrengeschlechts von Antalia zu den Ḥamīd-Oghullary, als auf bloßen Pilgergerüchten beruhend, scheint mir doch fast zu weitgehend; die Mitteilungen bei Abu 'l-Fidā' und bei al-'Omarī sind so bestimmt, daß man sie kaum unter jenen Begriff einordnen kann. Ob freilich der neueste Versuch eines Stammbaums des Geschlechts bei Ism. Hakkı, S. 252, das Richtige trifft, ist eine andere Frage. — Zu Nr. 31 (und Nachtrag dazu): Die Signatur offenbar desselben Meisters, und zwar in der Form عمل الحاج محمد بن عبد العزيز بن الدق, habe ich mir 1926 von dem Minbar der Ulu Djāmi' in Brussa notiert, an dem als Auftraggeber Bajezid Jyldyrym und als Jahr 802 angegeben ist. Bajezid hatte ja vor der Katastrophe von Ankara auch den Staat der Saruchan eingezogen.

Die paar Notizen, die hier gegeben sind, lassen vielleicht auch ahnen, in welchem Maße die Erforschung der Kunstgeschichte Anatoliens über ihren eigenen Bereich hinaus die geschichtlichen Probleme zu fördern geeignet ist. Wir möchten dringend wünschen, daß Riefstahl seine wertvollen Forschungen und die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse weiterführt. Die kleinen Wünsche und Ausstellungen, die wir vorgebracht haben, betreffen ja nicht den Kern seiner Leistung, sondern nur die Form ihrer Publikation. Daß sie hier nicht unterdrückt sind, entspringt dem Wunsche, daß die reichen Werte, die uns Riefstahl hier gegeben hat und weiter zu geben in der Lage ist, auch in entsprechender Form geboten werden möchten. Des wärmsten Dankes nicht bloß der Kunsthistoriker, in deren Namen zu sprechen Referent nicht berufen ist, sondern aller derer, die sich für die Geschichte Anatoliens interessieren, ist Riefstahl sicher. Möge das vorliegende schöne Buch dazu beitragen, den Weg für die Fortsetzung seiner Studien, von denen wir so viel zu erwarten haben, zu ebnen.

Christensen, Arthur: **Contributions à la Dialectologie Iranienne.** Dialecte Guiläkī de Recht, Dialectes de Färizänd, de Yaran et de Natanz. Avec un Supplément contenant quelques Textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. Kopenhagen: Høst & Søn 1930. (300 S.) gr. 8°. = Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser XVII, 2. Bespr. von Karl Hadank, Berlin-Friedrichshagen.

Der Verf. führt uns in diesem Buche eine Anzahl Dialektproben vor, die er auf seiner zweiten Reise nach Persien im Frühjahr 1929 gesammelt hat. Den größten Raum nimmt (A) das Gīläkī [Abkürz. Gīl.] ein. (B) Das Färizändī [Abkürz. Fär.] und das Yaranī [Abkürz. Yar.] erreichen zusammen nicht ganz den Umfang der Darstellung des ersten Dialekts. Weniger wird (C) das Natänzī [Abkürz. Nat.] bedacht; und (D) dem Volkspersischen der Hauptstadt ist ein kleiner Anhang von fünf Texten gewidmet. Die betreffenden Plätze verteilen sich auf zwei etwa 500 km voneinander entfernte Gegenden Persiens. Während Räšt im Küstenstreifen sw. des Kaspischen Meeres, somit nw. von Tehrān liegt, befinden sich die anderen drei Ortschaften südl. der pers. Hauptstadt, und zwar jenseits von Kāšān.

In der „Einleitung" wird eine grundsätzliche Frage angeschnitten, auf deren Bedeutung ich bereits in der „Einleitung" zu den „Kurd.-Pers.-Forschungen" [Abkürz. KPF.] III, 1 (1926) nachdrücklich hingewiesen hatte: die Benennung der Mundarten. Weil man, nach S. 15 bei Chr., unter Natänz nicht nur das Städtchen, sondern auch einen Bezirk mit etwa 70 Dörfern versteht, ist es begreiflich, daß sich das Nat. der „Contributions" nicht mit den Nat.-Proben bei Žukovskij und O. Mann deckt. Aus Färizänd, einem Dorfe des Bezirkes von Natänz, kam einer der Gewährsmänner Chr.s, ʿAlī Khān. Das Fär. hat sich besser gegen das Persische behauptet als das eigentliche Nat. — Bezüglich des Kohrūdī ergeben sich ähnliche Verhältnisse wie beim Nat. Mit Rücksicht auf das Ansehen des Hauptdorfes Kohrūd nennen sich die Bewohner der anderen Dörfer des Bezirkes ebenfalls Kohrūdī (S. 17). Zu den Dörfern dieses Bezirkes gehört Yaran, aus dem ein Gewährsmann Chr.s für das „Kohrūdī" stammt. Dessen Mundart erwies sich nun dem Fär. des ʿAlī Khān ähnlicher als dem Kohrūdī bei Žukovskij und O. Mann. — Bei einer Unterredung in Berlin, am 30. Okt. 1928 (also reichlich zwei Jahre nach der Veröffentlichung meines I. Bandes der KPF.) teilte mir F. C. Andreas († 3. Oktober 1930) mit, er habe Sōī-Aufzeichnungen, auch in arab.-pers. Schrift, vom Kätkhodā des Dorfes, allerdings mit dem Personalpronomen der 3. P. Sg. auf -äš, während O. Mann -ī bietet (s. meine „Einleitung" von 1926, S. LXXXXIM.). Andreas erklärte die Abweichungen daraus, daß es zwei Dörfer des Namens Sō gebe, ein oberes und ein unteres. — Wegen des Auramānī, das in diesem Zusammenhang auch zu nennen ist, s. meine „Mundarten der Gûrân" (1930), S. 369 und 376. Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich für die Methodik der Mundartenforschung besonders Irans die Lehre, daß man immer auf bestimmte und genaue Angaben über die Herkunft des Sprachstoffes halten soll. Vor einer Übernahme der primitiven Begriffe und Ansichten der Landesbewohner in die wissenschaftliche Terminologie habe ich schon 1926 (S. LXXXV, auch S. LXII oben) gewarnt. Solchen Erwägungen hat Chr. nur soweit nachgegeben, als seine letzten Erfahrungen mit dem Fär., Nat., Yar. und Kohr. reichen. Bei den übergeordneten Fragen der Dialektgruppenbildung verfällt er wieder in die früher übliche Laxheit. Ich hatte 1926 (S. LVIII) betont, daß bloß räumlich gemeinte Kategorien nicht mit sachlichen gleichgesetzt werden dürften, und demgemäß (S. LVII—LXI) gezeigt, daß der Terminus „Kāšān-Mundarten" (bei Paul Horn, W. Geiger u. a.) zu verwerfen sei. Ferner habe ich (S. C—CII und 195) im Falle des Sämnānī[1] zur Vorsicht geraten und hervorgehoben, daß die uns zugänglichen Mundarten-Proben nicht zu ihrer Zusammenfassung zu einer Sämnānī-Gruppe berechtigten. Meine qualitativen Gründe glaubt Chr., S. 8, Anm. 2, mit der bloß formalen Bemerkung abtun zu können, daß sich bei dem geringen Sprachstoff die Frage nicht entscheiden lasse — als ob es wesentlich auf die Zahl der Gründe ankäme, statt auf ihr Gewicht[2]!

1) An dieser Schreibung hält Chr. (S. 6) in Übereinstimmung mit O. Mann fest, im Gegensatz zu V. Minorskij [„Journ. Asiat." t. CCXV, 1 (1929, veröffentlicht erst im Sommer 1930), S. 171, N. 2]. Gegen Minorskijs Ausführungen über Vokale in neuiranischen Sprachen [ebd. S. 169ff.] wird überhaupt noch viel zu sagen sein.

2) Formalistisch verfährt Chr. auch bei seiner Geringschätzung des Determinativ-Suffixes als Unterscheidungsmerkmales (S. 9). Dann wäre wohl auch die Geschlechtsscheidung, eine tief in den Bau der Sprachen eingreifende Eigentümlichkeit, nebensächlich, bloß weil sie in gewissen iran. Sprachen nur noch in Resten vorkommt!

Chr.s Standpunkt in seiner kurzen Übersicht über die Fragen der Verwandtschaftsverhältnisse und der Zuordnung der neuiranischen Sprachen ist auch sehr konservativ. Gegen W. Ivanows Ansicht, daß das Schriftpersische nicht ein Dialekt der Landschaft Fārs, sondern Khorāsāns sei, hat Chr. S. 5M. einen durchschlagenden Einwand vorgebracht. Nach dem Erscheinen der „Contributions" Chr.s, die er offenbar noch nicht einsehen konnte, hat W. Ivanow in der „Acta Orientalia", vol. IX pars IV (1931), S. 356 seine verfehlte Hypothese von neuem vorgetragen.

Auf S. 6 und 8 knüpft Chr. unmittelbar an W. Geigers Darstellung im GIrPh. (1899) an, ohne den Leser darüber aufzuklären, daß inzwischen O. Mann (nach F. C. Andreas) und ich in mehreren Bänden der KPF W. Geigers Darlegungen an vielen Stellen berichtigt und sein Einteilungs- und Klassifikationsschema durch ein anderes zu ersetzen gesucht haben. Mit der Erwähnung der KPF. hätte sich Chr. auf den genannten Seiten zugleich seine Literaturübersicht vereinfachen können, da in meinem I. Bande der

1) Trotzdem W. Ivanow dort zweimal (S. 356 und 357) von „persischen Dialekten" spricht (statt von iranischen), teilt er diese „persischen Dialekte" S. 357 in persische und kurdische ein. Und nachdem er soeben, ohne Angabe von Gründen, O. Manns Einteilung in NW.- und SW.-Dialekte verworfen hat, gebraucht er selbst, wenige Zeilen danach (noch auf S. 356) den Ausdruck „NW.-Dialekte". Besser gefällt ihm das ältere System W. Geigers im G.Ir.Ph. (1899) und noch besser dasjenige Houtum-Schindlers ZDMG 38 (1884). Er weiß nichts davon, daß Houtum-Schindlers Einteilungsversuch von vornherein überholt war; denn drei Jahre vorher hatte Ch. Rieu in seiner Skizze der Gūrānī-Grammatik die Verschiedenheit dieser Sprache von der persischen dargetan [Catalogue of the Persian Mss. in the British Museum, vol. II (1881), S. 728—732]. W. Ivanow hinkt also ein halbes Jahrhundert hinter der Forschung her. Unbekannt ist ihm ferner, daß die ebenfalls nw.-iranische Sprache der Zāzā von der persischen und von der kurdischen noch weiter absteht als das Gūrānī; näheres darüber soll meine Darstellung der Zāzā-Sprache bringen, deren Ms. seit Okt. 1931 druckfertig vorliegt.

2) Die Bibliographie W. Geigers zu den „Kaspischen" und „Zentralen Dialekten" im GIrPh. I, 3 (1899), Lief. 3, will Chr. S. 6f. fortsetzen. Ein Irrtum ist dabei Chr.s Behauptung, daß Edw. G. Browne A Specimen of the Gabrī Dialect of Persia, JRAS. 1897 p. 103ff., erst nach der Veröffentlichung jener Lief. des GIrPh. erschienen sei. W. Geiger hat den Aufsatz Edw. G. Brownes in seiner „Literatur" S. 381 (oben) aufgeführt und im Text benutzt. Nicht erwähnt wird von Chr., daß W. Geiger und auch Chr. selbst [Les dialectes d'Avroman et de Pāvä, 1921] die von mir in der vorigen Anm. genannte Skizze des Literatur Gūrānī bei Ch. Rieu (1881) übergangen haben. Auf Rieus Arbeit hatte ich schon in Bd. I (1926) der III. Abt. der KPF., S. LXXII, Anm. 1, aufmerksam gemacht, und zwar nicht etwa als erster; A. Socin Kurd. Sammlungen, II. Abt. (1890) spricht von ihr in der Einleitung, S. XXVI, Z. 9, wo allerdings versehentlich „Rich" statt „Rieu" gedruckt ist. Zu Chr.s Übersicht ist nachzutragen: B. [W.] Miller „Taty, jich rasselenie i gowory" (1929), während Chr. desselben Verfassers „Talyšskie teksty" (Moskva 1930) noch nicht hat nennen können.

II. Abt. der KPF (1926) die bis dahin veröffentlichten einschlägigen Schriften mindestens erwähnt, meist auch inhaltlich berücksichtigt worden sind. Während Chr. diesen naheliegenden Weg einer Verweisung auf meine Ausführungen nicht beschritten hat, verschmäht er es an anderer Stelle nicht, meine Darstellung für seine „Einleitung" in etwas sonderbarer Weise zu benutzen. Seine Übersicht über die bisherigen Forschungen zum Nat. (S. 11) beruht ganz auf meinen Ermittelungen (1926), S. 106f., die z. T. fast wörtlich übernommen sind. Das erfährt aber der Uneingeweihte nicht, sondern Chr. bemerkt von mir nur, daß ich zwei kleine Texte O. Manns mit grammatikalischen Notizen und Vokabular gebe. So wird der Eindruck erweckt, daß ich nichts über die Forschungsgeschichte sage und die betreffenden Mitteilungen erst von Chr. stammen.

Auf eine Art Vokalharmonie hatte ich bei der Erörterung des Nāyinī in den KPF. III, 1 (1926), S. 130, aufmerksam gemacht. Ähnliches wird von Chr. beim Yaranī (S. 19 und 124), beim Gīläkī (S. 39) und beim Volkspersischen der Hauptstadt (S. 30) festgestellt.

(A). Obgleich sich vor Chr. schon mehrere Forscher bemüht haben, uns mit dem Gīläkī bekannt zu machen, hat die Darstellung Chr.s, besonders wegen ihres tieferen Eingehens auf die Grammatik, ihre Berechtigung. Die ältesten vorliegenden Proben des Gīl. bei A. Chodzko, Specimens of the Popular Poetry of Persia (1842), dürften, wie die vielen landwirtschaftlichen Ausdrücke vermuten lassen, mindesten großenteils in Dörfern gesammelt worden sein. Während der Pole viel mehr heimische Nomina bietet, hat der Däne den Nachdruck auf die Verben gelegt. Der erhältnismäßig größere Reichtum an eigentlichen Dialektwörtern ist bei Chodzko zu finden. Ein Mangel der „Contributions" liegt in der bloßen Verwendung der Umschrift. Chodzko hat außerdem noch Einheimischen Schrift. Durch ihre Heranziehung läßt sich stellenweise eine Unsicherheit des Hörens beheben. Chr. schreibt S. 121b u. das Gīl.-Wort für „Tochter", „Mädchen" kår, kårœk; Chodzko (S. 542) hat kori كورِ; er erinnert dabei an griech. κόρη — mit Recht, da bei ihm noch ein zweites Wort des Gīl. für „Mädchen" vorkommt: kela (S. 534 und 553) oder kīla (S. 534) —, während Chr. auf Auramānī[-Gūrānī] kurrā „Knabe" verweist; zu letzterem Wort s. meine Zusammenstellung in den „Mundarten der Gûrân" (1930), S. 262u. Nach Chr. § 24 (S. 50 oben) besteht Rāšt kein besonderes Gīl.-Futurum. Dagegen nennt Chodzko ein Aorist-Futurum (S. 541) بِهِم. bhim „ich will kaufen" und بهیم bahīm „ich werde kaufen"; بدیمه „ich möchte sehen" (S. 526 bzw. 469) und بدینیم „wir werden sehen" (S. 537), بشیم „wir werden gehen" (ebd.). Chodzko spricht von einem Gīl.-Dual ami „wir beide". Davon erfahren wir bei Chr. nichts; er begnügt sich — außer in seltenen Ausnahmefällen — mit der Darbietung seines Sprachstoffes, ohne sich um seine Vorgänger in der Erforschung des Gīl. zu kümmern. Man wird jedenfalls gut tun, beim Studium dieses Dialekts Chodzkos „Specimens" nicht außer Acht zu lassen.

Chr.s Regel in § 127 (S. 82u.) der Gīl.-Grammatik, daß das Substantiv nach dem Zahlwort im Sg. stehe, ist in dieser Fassung nur bei einfachen Fällen brauchbar; sie genügt aber nicht, wenn zwei Substantiva auf das Zahlwort folgen, erstens das Numerativ, zweitens der gezählte Gegenstand. Während jenes immer im Sg. steht, finden wir dieses in den Pl. geš gesetzt in zwei Beispielen der Gīl.-Texte: hāf-hā-dānæ pille-pillé hindävanân „Sieben bis acht Stück ganz große Wassermelonen" (S. 100, Z. 1), woselbst der Pl. auf -ân vorliegt. Ebenso verhält es sich auf derselben Seite in der 1. Z. des VI. Stückes bei dů-tä bœrārān „zwei Brüder".

Den einzelnen Dialekt-Darstellungen hat Chr. kleine Vokabulare beigegeben, in denen er, nach S. 32, solche Nomina und Partikeln aufführen will, die merklich vom Persischen abweichen. Dieser Plan wird nachher nur unzureichend verwirklicht. Im Gīl.-Vokabular vermißt man (S. 120—123) Wörter wie půrd „Brücke" (S. 42M.), vištœ „hungrig" (S. 42u.), feĉal „Druck" (S. 42M., 43 oben, 108, Z. 11), balg „Blatt" (S. 42M.), dēr „spät" (S. 93u.), xāxur „Schwester" (S. 41, Z. 1, S. 43u.). Dafür wären — von Chr.s Standpunkt aus betrachtet — im Vokabular entbehrlich gewesen: aftāb, āftāb „Sonne", kādxůda „Richter", ǰān „Leben" [das Chr. S. 42 (u.) selbst für ein pers. Lehnwort erklärt].

Herkunftsangaben bei Fremdwörtern lebender Sprachen fehlen an vielen Stellen. Nachzutragen wäre z. B. Gīl. jävāš „langsam" (S. 94b oben) von türk. یاواش; ebensowenig sind viele auf derselben Seite vorkommenden arab. Wörter als solche gekennzeichnet.

Die Übersetzung erscheint, im ganzen genommen, zuverlässig; stellenweise ist sie zu frei für philologische Ansprüche. Das Präsens kābůt-æ (S. 108M.) wird S. 109 mit dem Impf. „était bleuâtre" wiedergegeben, ebenso das Präs. dustí dārź (S. 98, Z. 1) mit dem Impf. „aimait" (S. 99, Z. 1). Für das Schimpfwort xār „Esel" (S. 98, IV, 4) setzt Chr. S. 99 „bête" ein.

(B). Die Mundarten von Fär. und Yar. waren uns bisher noch nicht bekannt. Als unpraktisch für den Lernenden empfinde ich die Verkoppelung der grammatischen Darstellung beider Mundarten, da sie bei den mancherlei Abweichungen voneinander in den einzelnen Abschnitten ein fortgesetztes Hin- und Herspringen zwischen ihnen erforderlich macht, so daß man oft nachsehen muß, mit welcher der beiden Mundarten man es eigentlich zu tun hat; das verwirrt den Leser und erschwert die Einprägung.

Bemerkenswert sind vereinzelte Spuren weiblicher Präteritalformen des Fär. (S. 135, 154, 177). Auch bei einem Pronomen indefinitum (S. 190M.) tritt eine weibliche Form auf.

Zur Tempuslehre des Fär. ist bei § 29 (S. 140) zu ergänzen, daß das „Prés. du subj." auch im Sinne eines Futurums vorkommt. Chr. selbst gibt (in Stück VIII, S. 224, Z. 9) kārimā richtig mit „nous ferons" (S. 225, Z. 12) wieder.

Auch im Fär.-Vokabular (S. 236—241) fehlen manche Wörter, die vorn in der Skizze der Grammatik stehen, so vāčar „Bazar" (S. 128 oben), vājœmǰůn[1] „Aubergine" (S. 128M.), vej „Weidenbaum" (ebd.), lu „Fuchs" (S. 130 oben), die Präposition düm „auf" (S. 193u.), die S. 237b hinter düm „Gesicht" folgen müßte. Arab.-pers. 'āreż bedeutet nicht „événement" (S. 236u.), sondern „Unterbreitung", „Vorlage", „Gesuch".

Zu den Übersetzungen sei bemerkt: Fär.-Stück VI, Z. 7 (= S. 212, letzte Z.) J̌anůnāš bāmandæ heißt nicht „Die Frauen kamen", sondern „Seine F. k." Ebd. S. 216, Z. 5f. Tůle nākišā ist S. 217, Z. 10 zu frei wiedergegeben „Wenig Zeit danach"; besser wäre: „Es dauerte nicht lange".

(C). In § 2 zum Nat. (S. 243) stellt Chr. Laut-

1) Mit j ist y gemeint, das in Chr.s Laut-Tabelle S. 34 nicht vorkommt, das er aber bei der Schreibung des Dialektnamens Yaranī gebraucht.

schwankungen zwischen a und ä, sowie zwischen ă̈ und ă̄ fest. Dazu käme — mindestens vereinzelt, trotz § 93, S. 267 u. f. — die Unbestimmtheit der Grenze zwischen ä und e; denn der Verf. schreibt S. 266 (§ 87) mäli „Katze", S. 277, Z. 4 und S. 282b meli. Ferner begegnet das Wort für „Knabe" bald mit ū, bald mit ü: pūr (S. 271 oben) und pür (S. 264); beide Formen fehlen im Vokabular S. 283. In § 98 (S. 268u.) muß statt „pronom réciproque" gesetzt werden: „pronom réciproque".

Das etwas kurz geratene Nat.-Vokabular (S. 282f.) hätte sich leicht reicher ausgestalten lassen. Nachzutragen wären z. B. dohon „Mund", čávur „Frauenschleier" (beide auch S. 244); dot „Tochter", tăjä „frisch", pœj „Vater", bœråj „Bruder", nävœj „Filz" [nach kurd. Art mit v, s. E. B. Soane, Kurd. Grammar (1913), S. 205: niwid], œsbî „weiß" (sämtlich auf S. 245); vašä „hungrig", kia „wo ?" xăkeštär „Asche", difâl „Mauer" [vgl. O. Manns Nâyinî-Wort difâl, a. a. O. S. 150b], piron „Hemd" (alle auf S. 246), käsäl „klein" (S. 266M.), œnton „hier", hatõn „jetzt" (beide auf S. 274a), u. a.

Ein nach sachlichen Gesichtspunkten eingerichtetes „Systematisches Vokabular" des Persischen und der vier Mundarten Gīl., Fär., Yar. und Nat. (auf zehn Seiten) beschließt den Hauptteil.

(D). Offenbar veranlaßt durch meine kritischen Bemerkungen in Bd. III, 1 (1926) der KPF., S. XXXIV, hat Chr. Proben des Volkspersischen Tehrāns aufgenommen und im „Anhang" (S. 295—299) mitgeteilt, die er in Gegensatz stellt zu H. Massés Texten im „Journal Asiat.", t. CCVI. (Nun wäre die Reihe an H. Massé, sich zu Chr.s Angaben zu äußern.) Einige Besonderheiten dieser niederen Volkssprache hat Chr. in der „Einleitung" (S. 29 u.—31) zusammengestellt. Zu S. 31u. ist zu ergänzen: Neben das Volkspers. Demonstrativ-Pron. jårū [wegen j s. vorige Anm.] „jener" wäre das yārū „jener" des Kändülāī [-Gūränī] zu stellen; s. meine „Mundarten der Gûrân" (1930) S. 119 und 292. Weil Chr. in diesem Abschnitt auf Eigentümlichkeiten der Vokalbehandlung nicht eingeht (abgesehen von der Erscheinung einer Vokalharmonie) sei hier einiges nachgetragen, und zwar mit Rücksicht auf einige Behauptungen V. Minorskijs im „Journ. As." t. CCXV, 1 (Juillet—Sept. 1929, veröffentlicht erst im Sommer 1930), S. 170u.—171 oben. Minorskij bezeichnet meine Darlegung KPF. III, 1 (1926) S. CIIu. über das Tehräner ä an Stelle des i als „un pur malentendu" und meint, der Vorgang der Ersetzung des i durch ä beschränke sich auf Wörter wie „ṣāḥib > sāhāb > sā'ab; kāfir > kāfār etc.; mais en réalité cette évolution est provoquée par l'attraction exercée par la voyelle précédente". Beide Behauptungen werden durch Chr.s Texte widerlegt. Auf S. 296 begegnet dreimal čă „was ?" an der Spitze eines Satzes[1], also nach vorhergehender Pause; ähnlich ebd. Z.10: . . . nīs, kä[2] ún [d.i. hochpers. نیست, که آن].

Auf S. 298, Stück V, Z. 1: ūmăd šăär [für hochpers. شَهر]; hier gehen dem ä der Schlußsilbe zwei ä voraus. Im Imper. bă̈šmår „zähle!" (S. 296, Z. 13 des V. Stückes) steht ă nicht in der letzten, sondern in der ersten Silbe. Zweitens treffen wir in diesen Texten Wörter mit e für hochpers. i, z. B. S. 296, Stück III, Z. fersădäm (für hochpers. فِرِسْتادم) „sandte". A S. 298 begegnet dreimal čéra „warum ?"; S. 2 Stück I, Z. 6, S. 298, Stück IV, Z. 4: ke „daß". D nach ist die Grenze zwischen e und ä im Tehrän Volkspers. flüssig und V. Minorskijs Forderung na strenger Sonderung beider Vokale bei der Umschr nur graue Theorie. Insbesondere ist seine Entrüstu (S. 169f.) über O. Manns (und meine) Umschr „Tähràn" unberechtigt. Wir können uns auch a das Zeugnis zweier urteilsfähiger Sprachkenner h rufen, die lange Zeit in der Hauptstadt Persiens g lebt haben. Friedrich Rosen schreibt (für englisc Leser) Tahrān, S. 169 seiner „Modern Persian Col quial Grammar" (1898); und Wilhelm Litten sagt seiner „Einführung in die persische Diplomate sprache" I (Berlin 1919), S. 64 oben, in der kurz Darlegung der Tehräner Mundart, man sprec tährûn statt tährän; schämrûn statt schämrän. Dritte findet sich in Chr.s Texten e statt hochpers. u; so békešäm (statt بِکُشم), S. 296, Z. 1. — Mit diese Überwiegen des e bzw. ä über andere Vokale klin das Volkspersisch Tehräns an das Mäzandäränī a Die Bevorzugung des „tonlosen e" vor anderen V kalen ist als Eigentümlichkeit dieses Dialekts sch von Friedrich Müller erkannt worden, SWAW. phi hist. Kl., Bd. 45 (Wien 1864), S. 268—271.

Bei der Übersetzung hat Chr. wieder ein Temp geändert, indem er das Prät. fersadäm (Stück I Z. 4, S. 296) auf S. 297 mit „Je t'envoie" wiedergit In der 1. Z. des III. Stückes ist (S. 297) be nowk'ă īrūniš unvollständig übersetzt mit „à son domestique „persan" ist ausgelassen.

Hinter den grammatischen Ausführungen tret bei Chr. die Dialekttexte zurück. Die Erzählung stoffe enthalten wenig Eigentümliches, weil die t treffenden Stücke großenteils bloße Übersetzung aus dem Persischen sind. Inhaltlich bemerkenswe ist Gīl. Nr. VII (S. 102—115). Für das Motiv der E ziehung von Kindern in einem unterirdischen Rau vgl. man (außer den bei Chr. genannten „Anm kungen" von Bolte-Polívka, Bd. I (1913), S. 97—9 V. Chauvin, Bibliographie, vol V (1901), S. 44, b Anm. 1; Friedrich Giese, Türkische Märchen (192 Nr. 1, S. 7; die Mukrî-kurdische Fassung von Mä und Zîn bei O. Mann, KPF. IV, III, Teil I (190 S. 24f., dazu die Übersetzung in Teil II (1909), S. —45, zumal sie auch in anderen Einzelheiten ähnli sind. Um ein gläsernes Schloß handelt es sich Nr. 15 der „Griechischen und albanesischen Märche von J. G. von Hahn, Bd. I (1864), S. 131 [= Nr. bei Paul Kretschmer, Neugriechische Märchen (191 S. 287 f.]. Ein paar — anscheinend seltenere — Narre geschichten sind Fär.(-Yar.) Nr. II—IV (S. 204—21 Fär. Nr. VII enthält (S. 222f.) einen Schwank v der Teilung von fünf Eiern unter drei Personen; ist nicht so selten, wie Chr. (S. 27 oben) annimm vgl. nunmehr H. Schmidt und P. Kahle, Volk erzählungen aus Palästina, Bd. II (1930), Nr. 11 Abschnitt 19 und 21.

1) In Stück III, Z. 9, ist beim Druck der Haken ˇ an die falsche Stelle geraten; statt Čof: „Cä-ärz . . . lies Gof: „Čä-ärz . . .

2) Wegen dieses Falles trage ich Bedenken, das ă, wie bei čă-ärz mit Chr. (S. 30, Z. 5) bloß aus dem Streben nach Vokalharmonie zu erklären.

Südasien.

Thieme, Paul: **Das Plusquamperfektum im Ved** Von der Philosophischen Fakultät der Universit Göttingen gekrönte Preisschrift. Göttingen: Va denhoeck & Ruprecht 1929. (II, 62 S.) gr. 8 = Ergänzungshefte zur Zeitschrift für vergleic Sprachforschung auf dem Gebiete der indogerm

nischen Sprachen, Nr. 7. RM 5 —. Bespr. von Walter Neisser, Breslau.

Das altindische Verbum kann des Hilfsmittels der Reduplikation zur Kennzeichnung dreier Formensysteme sich bedienen: des Präsens, des Perfektum (ihnen angegliedert das Intensivum), des *s*-losen Aorists[1]. Nach Bildung und Funktion voneinander geschieden, zeigen andererseits diese Systeme untereinander Berührungen, so daß die Frage nahegelegt wird: ist die Geschiedenheit oder sind die Berührungen als ursprünglich und wesentlich zu erkennen? Die hier anzuzeigende Schrift sucht, dem Titel nach auf das Präteritum des Perfekts sich beschränkend, zur Vergleichung jedoch alle verwandten oder als verwandt auffaßbaren Tempusbildungen heranziehend, Kriterien zu gewinnen, nach denen den Gebietsumfang der einzelnen Formensysteme genau zu begrenzen und ihr gegenseitiges Verhältnis tunlichst scharf zu bestimmen gelingen könnte. Daß auf die dem Plusquamperfektum zuzuweisenden Formen eine besondere Aufmerksamkeit gelenkt wird, findet Begründung in der Annahme, daß der Bereich dieser Formen gegenüber bisherigen Aufstellungen vielleicht nicht unerheblich erweitert werden kann.

Gestützt auf Wackernagels bekannte Herleitung des in medialer Bedeutung und nur in dieser belegten Impf. *aduhat* aus *aduha-t*[2] erklärt Thieme[3] auch das von überwiegendem Medialgebrauch des Präs. *svája-* „umklammern" sich abhebende Akt. *paryáṣasvajat* I 182, 7 für Umformung aus altem medialem Plqpf. **asasvaja*. Das ist gut möglich. Immerhin tritt vereinzelt das Akt. auch in VI 60, 10 *pari-ṣvájat* noch auf. Beide akt. Formen könnten metrischer Rücksicht zu danken sein. — Auch in weiteren Fällen dürften neben des Herrn Verfs. Theorie andere Deutungen noch in Frage kommen. Wenn z. B. *vividat* in VII 21, 6 *v. ántaṃ yudhā́ te* als „ersah sich, erlangte (dein Ende im Kampfe)" an *ná śátruṃ vivitse* „fandest keinen (dir überlegenen) Gegner" I 32, 4. X 54, 2 mit Th. angeschlossen werden kann, so begegnen wir andererseits auch dem Akt. in I 176, 1 *śátrum ánti ná vindasi*. Dem könnte *vividat* sich anreihen. — Treffend an sich macht Th. auf die den unthematischen *tūtot, dūdhot, nūnot, yūyot, dīdet, dīdhet, pīpes* gegenüberstehende thematische Bildung des 3mal belegten Inj. *śūśuvat* „wird (soll) kraftvoll sein" aufmerksam: *śūśuvat* könnte unorganisch zu seinem *-at* gelangt und aus einem medialen **śūśuva* erwachsen sein. Man darf aber auch den Umstand, daß, abgesehen von einmaligem Konj. *śūśávāma*, das Zw. *śū* eine Hochstufenform nicht aufweist, zur Erklärung heranziehen: ein **śūśot* fiel aus dem Rahmen der bei dieser Wz. gebräuchlichen reduplizierten Formen, während — sei es nur lautmechanisch — *śūśuvat* an *jūjuvat* sich anlehnen konnte. (Die faktitive Bedeutung des letzteren erscheint nicht als Hindernis, sie wechselt mit intransitiver Bedeutung auch innerhalb des Typus *tūtot*, ohne dessen Einheit aufzuheben). So könnte *śūśuvat* doch als von Haus aus aktivisch aufgefaßt werden, was im übrigen Th. selbst nicht unbedingt ausschließen will.

Dem Verhältnis *śūśuvat* : *jūjuvat* mag das des intr. *prá cikitas* I 91, 1 zum faktitiven *cikita-* verglichen werden, ersteres angelehnt an *cikiddhi cikitváṃs*, cf. auch *cikitsa-*; wir verblieben so im Kreise rein aktiver Formen. — Ferner wird AV VIII 1, 9 *mā́ ví dīdhyaḥ* „zaudere nicht" formell nicht unweit von RV X 40, 10 *dīdhiyuḥ* zu stellen sein, während es mit seiner Bed. dem ebenfalls akt. *kím múhuś cid ví dīdhayaḥ* sich gesellt. Nichts drängt da zur Annahme medialen Ursprungs.

Nun bliebe, da VII 61, 6 *jujuṣan* als ein Faktitivum, neben dem gleichgebildete Intransitiva fehlen, aus dem Kreise unserer Betrachtung ausscheidet, nur *pipyatam* „strotzet" noch zu nennen, das neben trans. *pipya-* wie intr. *pīpāya, pīpetha* neben trans. *pīpihi, pīpes, apīpema, apīpyan* oder wie intr. *tūtāva* neben trans. *tūtot* uns entgegentritt: wiederum lauter dem Akt. zugehörige Formen.

Wenn des weiteren eine größere Reihe an *atitviṣanta, ápaspṛdhethām, paprathanta, vivyacanta* usw. sich anschließender Präterita, die mehr minder deutlich Träger imperfektischer Funktion sind, auf untergegangene 3. Sing. Plqpf. zurückgeführt werden, so ist doch zu bemerken, daß um der Impf.-Bed. willen formale Zugehörigkeit zum reduplizierten Aor. durchaus nicht grundsätzlich abgelehnt werden müßte. In einheitlicher Erzählung wechseln Imperfekte mit Aoristen (man erinnere sich auch an den „erzählenden Aor." im Avesta) häufig genug, um einen Versuch einer nur auf Grund des Sinnes durchgreifenden Scheidung zu widerraten[1]. Es erscheint als das natürliche, *atitviṣanta* und Genossen auf Grund ihrer thematischen Bildung dem redupl. Aor. zuzuweisen.

Damit soll zwischen *atitviṣanta* usw. und dem Perf. nicht jede Verbindung gelöst sein. Führen wir Perf. *titviṣe* auf **titviṣ(a)-é* zurück, ebenso *juhūrthās* auf **juhur(a)-thās*, entsprechend die Aktiva *juguryās, paprcyām, mumugdhi mumuktam* auf **jugur(a)-yās* usw., so sehen wir von thematischen Stammformen des redupl. Aor. zum Perf., insbesondere dessen tiefstufigen Formen, eine Brücke geschlagen, die nicht bei einer medialen Bildung (wie 3. Sing. **atitviṣa*) einsetzt. Vielleicht dürfte man als vorgeschichtlich ein **titviṣá* auch dem Perf. des Akt. zuschreiben. Daß die *tudáti-Klasse* des Präs. als Perf. von Haus aus nur *tudóda* besessen, ist kaum wahrscheinlich: als ein themat. Seitenstück zu **babhū́* (dem mutmaßlichen Vorgänger von *babhūv-a*) wird man **tutudá* denken mögen. Gesellte diesem sich ein Prät. **tutudát*,

1) Das ebenfalls mit Reduplikation versehene Desiderativum scheidet sich morphologisch von den oben genannten Formensystemen und kommt für die hier zur Rede stehende Untersuchung nicht in Betracht.

2) Renou Mél Ling Vendryes 1926 S. 310 führt auch RV *ahuvat* „rief" (Impf. in RV I 24, 12; 13) auf *ahuva-t* zurück, als Prät. zu I 30, 9 *huvé* „hat gerufen". Doch könnte das in aorist. Funktion nicht seltene Thema *huvá-* in laxer Verwendung als Impf. hier vorliegen, wie z. B. *áhvat* als Aor. VIII 8, 9, aber als Impf. I 106, 6.

3) Mit Hilfe des Thiemes Buch beschließenden Wortverzeichnisses sind die Belege der hier ausgehobenen Formen leicht zu finden.

1) Eine Einzelheit mag hier Erwähnung finden. Der Herr Verf. stellt richtig fest, daß *śiśnatham, aśiśnat* und *siṣvap* je einmal als Imperfekte uns begegnen. Er möchte sie dem Impf. auch formal zuweisen. Abgesehen von andersgeartetem *juhūmási* kennen jedoch zweisilbige Basen wie *śnathi, svapi* kein redupliziertes Präsens. Die hergebrachte formal aoristische Auffassung scheint mir das Rechte zu treffen.

das nach Untergang des Perf. zum Aor. sich wandelte? So wären hypothetisch die von uns dem Aor. zugewiesenen *itivişanta* und Genossen doch als Ableger des Perf., von dessen Aktivum aus, auffaßbar (selbst abgesehen von 2. 3. Du. *-áthuḥ, -átuḥ*, 2. Pl. *-á*). Auch ohne Zurückgreifen auf die *tudáti*-Klasse wird der Sachverhalt gemeinhin in diesem Sinne gedeutet und durch das Nebeneinander in Perf. und Aor. gleichgebildeter Formen (dem nur die Geschiedenheit in Perf. *ūc-*, Aor. *vocá-* gegenübersteht) ja nahegelegt.

Das gilt für die mit *-a-* (oder dessen Ersatz) reduplizierenden Formen, während der Herr Verf. selbstverständlicher Zustimmung sicher ist, wenn er die *-i*-Reduplikation von *apīpatat* und Genossen im Einklange mit einer von Delbrück ehedem ausgesprochenen, später fälschlich preisgegebenen Auffassung dem Aor. und somit prinzipiell dem Präs. zuerkennt. Nur ist der in der Flexion von *apīpatat* durchgehende thematische Vokal nicht ausschließlich auf Umdeutung einer unthematischen auf *-am* ausgegangenen 1. Sing. zurückzuführen. Außer den in *vavṛdha cakrada cukrudha vīvṛdha vīvipa rūruca* usw. altberechtigten themat. Vokalen dürften auch *nīnaśa mīmada vīvata*, die man von Aorr. *naśa mada vata* nicht trennen wird, als Muster anzuerkennen sein, ebenso *sişvada* neben Präs. *sváda*, auch Präs. *páta* selbst nicht zu vergessen.

Das Alter der them. Bildung scheint mir Th. bisweilen zu gering anzuschlagen. Er nimmt Erweiterung der Wz. an auch in Fällen, in denen das Thema als Nebenform schon in lebendigem Brauch gewesen sein kann. Die Intensiva *jalgulas marmṛjat caniśkadat* sind ja nicht aus **jalgal* usw., die Aorr. *papta jugura mumuca* nicht aus *papat-* usw. hervorgegangen. Wer *papta* und Genossen vom Perf. ablöst, muß wohl die Reduplikation als vor die Themen *pta gura muca* getreten denken.

Entsprechend in den Präss. *jighnate*, 1. 2. *saşcati*, die über **ghna* und **sca* hinaus nicht hier verfolgt werden sollen[1].

Auch unthematische Präterita, wie z. B. *ajagan*, trennt Th. auf Grund aoristischer Bed. vom Perf., mehrfach gewiß zutreffend. Zur Erklärung der Form bieten sich da zwei Möglichkeiten. Entweder gehörte *ajagan* einst als Impf. zu einem verlorenen **jaganti* oder der alte Aor. *gan* ist mit Redupl. versehen worden, wie wir soeben für *pa-pta* im Falle einer vom Perf. unabhängigen Entstehung als denkbar hinstellten.

Die Assoziation, die der redupl. Aor. mit dem kausativen Präs. eingegangen ist, hat Th. bestimmt, auch dieses in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Er stellt hier den Typ *gamaya-* „gehen machen", der das Faktitivum des intr. Grundwortes *gam* darstellt, dem Typ *pāraya* gegenüber, der die Bed. des trans. Grundwortes *par* unverändert zeigt. Der erstere Typ sei der ursprüngliche: das Kaus. sei von Haus aus zum Intransitivum gebildet. Eine fragwürdige These. Ein organischer Zusammenhang des Kaus. mit dem „Intr." würde anzuerkennen sein, wenn die Formen beider zueinander in festem Verhältnis ständen. Aber an welche Form soll man sich halte bezüglich des Intr.? Es gibt im Idg. dafür kein feste Form. Der Verf. belegt den ihm als ursprüng lich geltenden Typ des Kaus. mit drei Beispielen *varşaya gamaya rodaya*; ihnen stehen *varşa gacha rod* als Vertreter des Intr. gegenüber, dreifach geschieden Da überdies diese drei Vertreter aktiv flektieren, s wird gleichzeitig durch sie Beziehung des Kaus. zun Med. des Grundwortes ausgeschaltet. In der Ta haben nicht z. B. *bhojayati* oder *yojayati*, sonder *bhunakti, yunakti* festes Verhältnis zu *bhuṅkte yuṅkte*[1]; in einzelnen Fällen vielleicht zu beobachtend Assoziation des Kaus. kann über primäre Beziehun nichts ergeben. Endlich steht auch der Typ von z. B *krúdhyati* (> *krudhyáti*) formal dem des Kaus *krodháyati* doch noch zu fern, um über dessen Aufbau uns Klarheit zu schaffen. Es ist aber eigentlich nicht abzusehen, wie für *dambhayati* „zu Schaden bringen" *pārayati* „in die Ferne schaffen" jüngere Entstehung als für *gamayati* „kommen lassen" („zum Kommen bewegen") wahrscheinlich zu machen wäre. Das Kaus. hat vielleicht „eine Handlung, einen Zustand herbeiführen" in gleicher Weise zum Ausdruck bringen können. So halte ich, um vom Allgemeinen zum Einzelnen überzugehen, z. B. *krandayati acikradat* für bestimmt durch einheitliche Grundbedeutung „Lärm machen, zum Lärmen bringen", gleichviel, ob die Wirkung auf andere sich erstreckt oder nicht; es erübrigt sich Ansatz eines Denominativs von *ākrandá* sowohl als Annahme einer Beeinflussung des Aor. durch *cakradat*[2].

Einer gemeingültigen Lösung der aus dem idg. Verbalbau sich ergebenden Probleme wird kein Kenner entgegensehen. So können Zweifel, die gegenüber einigen Aufstellungen in Obigem auszusprechen waren, der Würdigung des Ganzen um so weniger Abbruch tun, als die

---

1) Unannehmbar Deutung von *śikşate* „üben, lernen" als Reduplikation von *śās*. Wahl des medialen *śak* und seine Konstr. mit Lok. erklären sich aus Bed. „sich stark in etwas zeigen wollen"; andererseits auch die Verbindung mit Akk. im Sinne von „sich etwas einüben" („zu können wünschen"). Es genügt, noch *śāktá* m. „Lehrer", eig. „Könner" zu nennen (VII 103, 5 gegenüber *śikşamāṇa* „Schüler"; vgl. ebenso av. *sācaya-* „lehren": *sixša* „lernen").

1) Das gleiche wäre z. B. über *bhājayati* zu sagen, das durch Aktionsart ursprünglich geschieden, doch lexikalisch mit *bhajati* sich deckt, vgl. bei Konstr. mit persönlichem Akk. ŚB *kiṃ māṃ babhaktha*, Manu *dharmeṇa taṃ bhajet*, AV *triṣandhiṃ devā abhajanta* (Med. metrisch) *ójase* mit ŚB *imāṅ lokāṅ ūrjā́ rāsena bhājayati*, ebenso das häufige *ā bhajati* m. Lok. der Sache „zu etwas kommen lassen" mit *ā bhājayati*; dem mit Dat. der Person verbundenen Grundwort entspricht in gleicher Konstr. das Kaus. RV X 9, 2. Beziehung des Kaus. zu *bhajate* tritt nirgend zutage.

2) Beiläufig eine Anmerkung zu Geldners Übers. von RV I 31, 16 *imáṃ Agne śarā́nim mīmṛşo nah.* G. hat geglaubt, *mīm.* durch „laß vergessen" wiedergeben zu sollen. Aber *mīm.* ist nicht in anderem Sinne faktitiv als *marşayati*, das „geduldig aufnehmen" (eigentlich etwa „achtlos, lässig behandeln") bedeutet. Also „laß unbeachtet unsere Pflichtverletzung" (*vratalopam* Sāy., dem auch PW, Grassm. u. A. sich angeschlossen haben).

Dem weiten Kreise, den Th.s Untersuchungen durchmessen, konnte unsere Besprechung nur ausschnittweise Rechnung tragen. Es sei hier auf die Erörterung (aus Anlaß von *asasṛgram* und *avavṛtran*) der Suffixe *-ram* und *-ran* noch aufmerksam gemacht, die aus *-raṃs* (dunklen Ursprungs) hergeleitet werden. — Ferner auf die treffende Änderung des aus Dittographie zu erklärenden *prāpat* Ait. B VII 14, 8 in *prāpa* (dagegen würde ich das auch vom Komm. gebotene *ānarşat* Taitt. Ar. II 9, 1, auf das mehrere Impff. folgen, unverändert lassen, ebenso das auf Präs. *arcchati* sich gründende *ānarcchat* des MBh).

Subjektivität auch der kritischen Betrachtung wird in Rechnung zu ziehen sein. Eins wird in der vorliegenden Arbeit, durch die der Herr Verf. in die Wissenschaft sich eingeführt hat, dem Zweifel entrückt bleiben, das ist der Ernst, mit dem dieser Forscher den Problemen nachgeht, und die Klarheit des Ausdrucks, in der seine Erkenntnis sich uns darstellt. Herr Th. kann als willkommener Helfer unserer Bestrebungen begrüßt werden.

Winternitz, Prof. M.: Der Mahāyāna-Buddhismus nach Sanskrit- und Prākrittexten. Tübingen: J. C. B. Mohr 1930. (VI, 88 S.) gr. 8°. = Religionsgesch. Lesebuch, in Verb. mit Fachgelehrten hrsg. von A. Bertholet. 2., erw. Aufl., 15. RM 4 —. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Der Ausbau, den Bertholets „Religionswissenschaftliches Lesebuch" in zweiter „erweiterter" Auflage erfährt, erfüllt den dringenden Wunsch nach einer Chresthomathie indischer Mahāyānatexte in Übersetzung. M. Winternitz hat in ihr ein Seitenstück zu seinem Abschnitt über den Palibuddhismus gegeben. Er wird dem vielseitigen Charakter des Gegenstandes gerecht, soweit es die Zufallsauswahl gestattet, in der uns Mahāyāna-Dokumente in indischer Zunge erhalten geblieben sind. Ihre Zahl, so umfängliche und unsterbliche Dokumente sie umschließt, steht ja ziemlich genau in umgekehrtem Verhältnis zum Reichtum, den die Tradition vor Zeiten besaß; was da ist, gleicht einem gründlich verstümmelten Torso, dessen vollständige Kopien Ostasien bewahrt hat. Um so mehr Anerkennung verdient dieses Unternehmen, auf begrenztem aber nicht allzu eingeengtem Raum ein repräsentatives Mosaik aus Proben des Trümmerfeldes größter Überlieferung zu bieten. Zum Glück bietet der Schatz des Erhaltenen selbst so etwas wie ein Stellen-Florilegium, —: Śāntidevas Śikṣāsamuccaya, diese zitatenreiche „Anhäufung der Unterweisungen", in der so mancher ältere Text mit charakteristischen Stücken zu Worte kommt, und daneben die knappenzyklopädische „Einweisung in den Wandel zur Erleuchtung" (Bodhicaryāvatāra, wohl nicht „Eintritt" wie W. meint; avatāra gehört zum kausativen Verb, so schon de La Vallée Poussin mit seiner Übersetzung „Introduction à la pratique des Bouddhas futurs") — beide sind von W. „reichlich benützt worden". Neben ihnen kommen selbstverständlich die großen klassischen Texte, aber auch versteckteres Material für die verschiedenen Seiten des Mahāyāna zu Worte, und zwar in vier Hauptabschnitten: 1. „Der Buddha und die Buddhas" (S. 5—30), 2. „Das Bodhisattva-Ideal. Die Ethik des Mahāyāna (S. 31 bis 62). — Entsprechend dem religionsgeschichtlichen Charakter der Sammlung kommt die sogenannte Philosophie des Buddhismus im 3. nach ihr benannten Abschnitt bedeutend kürzer weg, mit achteinhalb Seiten. Sie bringen gut gewählte Stücke aus der Aṣṭasahasrikā Prajñāpāramitā, können aber natürlich keinen Blick auf das polyphone Schauspiel gewähren, wie hier Geist und Sprache in den verschiedenen Schulen darum gerungen haben, den Schatten jener Größe einzufangen, an der ihre Formenwelt sich auflöst. — Ein 4. Abschnitt handelt von „Mönchsgemeinde, Kultus, Zauber". Leider gebricht es dem Bestande rein-indischer Überlieferung an Exemplaren jener Gattung hoher seelenführender Meditationstexte, wie sie aus dem Tibetischen mit dem Śrīcakrasaṁbhāra (ed. Kazi Dawa Samdüp, London 1919, Tantrik Texts Vol. VII), aus dem Chinesischen durch Rich. Wilhelms Übersetzung des „Geheimnis der Goldenen Blüte" (wenn auch in taoistischer Imprägnierung) auf uns gekommen sind. Gerade W.s geschickte Auswahl zeigt, wer Mahāyāna in seinem wahren Umfang kennen lernen will, muß es auf seiner Fahrt über Asien jenseits der indischen Heimat begleiten, und so bleibt W.s Darstellung in Bertholets Sammelwerk zu wünschen, daß ihre glücklich erweiterte Gestalt durch Kenner des chinesischen, japanischen und tibetischen Buddhismus eine ebenso kompetente Abrundung erfahre.

Prasad, Prof. M. Ishwari: L'Inde du VIIe au XVIe Siècle. Traduit sur la 2e édition par H. de Saugy. Paris: E. de Boccard 1930. (XXIII, 620 S., 3 Ktn.) 8°. = Histoire du Monde, publiée sous la direction de M. E. Cavaignac, Tome VIII. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Die französische Weltgeschichte, die von Cavaignac geleitet wird, hat rühmenswerterweise der Geschichte Asiens einen breiten Raum bereitet. Mit Indien und China befassen sich nämlich Tome III, IV, VI und VIII: 1—3, also im ganzen sechs (oder eigentlich wohl sieben) Bände. Das ist ein großer und mit Freude zu begrüßender Fortschritt; denn all zu lange Zeit hat man sich daran gewöhnt, unter „Weltgeschichte" eigentlich nur die ältere und neuere Geschichte Europas zu verstehen. Nur von dem Gesichtspunkte der antiken orientalischen Feldzüge und der Kolonialpolitik der Neuzeit aus bekommt man in derartigen „Weltgeschichten" von Ländern außerhalb Europas — mit Ausnahme nur von Ägypten und dem alten Mesopotamien und Syrien — etwas zu wissen. Einem anglo-amerikanischen wissenschaftlichen Publikum konnte vor etwa zwanzig Jahren (1908) ein gewisser Jeremiah Curtin eine Geschichte der Mongolen unterbreiten, die zudem ein Vorwort des Expräsidenten Roosevelt enthielt, wo jener Curtin als der größte Kenner aller Zeiten der Geschichte von Chingis und seinen Nachfolgern gepriesen wurde. Leider ist das Werk vom Anfang bis zum Ende nur eine schamlose Abschrift des trefflichen Werkes meines Landsmannes d'Ohsson[1]. Aber so etwas passiert nicht nur in Amerika; es zeigt sich leider viel zu oft, daß die Bekanntschaft mit der Geschichte der großen asiatischen Länder — Indien, China, Japan usw. — auch in Fachkreisen sehr mangelhaft ist. Deswegen ist die Anlage des französischen Geschichtswerkes sehr rühmenswert.

Die beiden vorhergehenden Teile (III und VI, 1), die die Vorgeschichte Indiens sowie

1) Vgl. jetzt auch das vernichtende Urteil über Curtin bei Barthold, Turkestan down to the Mongol Invasion (1928), S. 62, der aber das Verhältnis zu d'Ohsson nicht bemerkt zu haben scheint.

seine Geschichte von etwa 300 v. Chr. bis zum frühen Mittelalter enthalten, sind bekanntlich von de la Vallée Poussin verfaßt worden. Dieser hochverdiente Forscher ist ja früher niemals als Historiker aufgetreten, hat sich aber seiner Aufgabe im allgemeinen sehr geschickt entledigt. Sprachliche Erklärungen, die z. T. angeführt werden, sind meistens korrekt, verraten aber, daß der Verf. sich hier kaum auf seinem wirklichen Gebiete befindet. Zudem ist zu einseitig hauptsächlich französische Literatur berücksichtigt worden. Dennoch liest man mit gespanntem Interesse die beiden Werke de la Vallée Poussins und bleibt ihm für vielfache Belehrung höchst dankbar.

Dasselbe Lob könnte ich der Leistung des Herrn Ishwari Prasad leider nicht spenden. Nachdem man diese mehr denn 600 Seiten durchgelesen hat, ist der bleibende Eindruck, daß sich hier überhaupt kaum etwas Originelles oder Eigenes findet, daß man, was sich hier zusammengestellt findet, viel klarer und besser in den indischen Geschichten Vincent Smith's und in dem Vol. III der Cambridge History of India gelesen hat. Zudem sind die Ansichten des Verfs. über gewisse historische Persönlichkeiten, die wohl originell sein sollen, kaum besonders glücklich. Vom indischen Gesichtspunkt aus läßt sich für einen Mahmūd von Ghazna keine Entschuldigung finden — da bleibt er einfach ein Räuber und Mörder, etwa ein mittelalterlicher Nādir Shāh. Die zahllosen Leiden, die er der Bevölkerung des nördlichen und westlichen Indiens zugefügt hat, die Fortschleppung kolossaler Schätze, von denen nichts auf gemeinnützige und menschenfreundliche Zwecke verwendet wurde, lassen sich nicht wegräsonnieren. Wie der Wolf im Schafstalle hat dieser grauenhafte Massenmörder unter den wehrlosen Hindus gehaust; daß ihn ein Hindu gewissermaßen verherrlicht, scheint unter diesen Umständen etwas sonderbar.

Eine der am meisten hervortretenden Persönlichkeiten des mittelalterlichen Indiens war unzweifelhaft der Sultan Muhammed Tughluq. Begabung, Gelehrsamkeit und Grausamkeit scheinen die hervorragenden Merkmale dieser eigenartigen Persönlichkeit gewesen zu sein. Aber seine Begabung und Gelehrsamkeit waren weder ihm selbst noch irgend einem anderen nützlich, und seine Grausamkeit war derart schauderhaft, daß jeder Zweifel am Wahnsinn dieses Sultans überflüssig ist. Dies verneint der Verf., weil es von keinem seiner Zeitgenossen erwähnt wird, was kaum als ein Beweis genommen werden kann, da die Zeitgenossen doch genau über seine Handlungen berichtet haben, die ohne Zweifel diejenigen eines Verrückten waren. Wir hören auch, daß Muhammed Tughluq nicht blutdürstig war; nun gut — auch ein Robespierre ist gar nicht „assoiffé de sang" gewesen und dennoch hat er Tausende von Unschuldigen zum Richtblock gesandt. Dennoch läßt die völlig bestialische Grausamkeit, mit welcher Muhammed Tughluq unzählige Menschen pfählen, schinden, zerschneiden, von Elephanten zertreten oder zerstückeln usw. ließ, kaum einen Zweifel darüber zu, daß er von sadistischen Passionen beherrscht gewesen ist. Was die zeitgenössischen Historiker zu erzählen haben, ist einfach ekelhaft; dennoch hören wir hier vom „l'idéaliste infortuné".

Druckfehler und Inkonsequenzen sind ziemlich zahlreich. Um nur einige zu nennen, so versteht man weder, warum auf S. XVIIIf. ein berühmter Dichter als Firdouci, Firdausi und Firdansi auftritt, noch warum der Reisende Cesare de Federici auf S. 461 Frederike genannt wird, noch warum auf S. 128 n. 2 Bīrūnī mit seinem verhältnismäßig unbekannten Namen „Abou-Rihân" erwähnt wird. Warum auf p. XXI die schon längst totgeschlagene Geschichte von den Tempeltüren aus Somnāth wiederholt wird, versteht man nicht; ebensowenig verständlich sind die Worte auf S. 165: „Kutula khan que d'Ohsson nomme Koubilai".

Wir brechen hier ab. Es ist gewissermaßen bedauerlich, daß diese Schilderung einer hochwichtigen Periode der indischen Geschichte nicht auf derselben Höhe steht wie die beiden vorhergehenden Bände, die sich mit Indien beschäftigen.

Banerjea, Pramathanath: **A History of Indian Taxation.** London: Macmillan & Co. 1930. (VIII, 541 S.) 8°. 12/6 sh.

— **Provincial Finance in India.** Ebda 1929. (X, 367 S.) 8°. 10/6 sh. Bespr. von K. Theill, Breslau.

Die indische finanzwissenschaftliche Literatur der letzten Jahre ist erstaunlich reich. Während die maßgebenden älteren Werke über indische Finanzen meist von Engländern geschrieben wurden, haben sich neuerdings eine Reihe von namhaften indischen Autoren dieses Spezialgebietes angenommen und wertvolle Beiträge zur indischen Finanzgeschichte geliefert. Die beiden Werke des auch in deutschen Fachkreisen bereits wohlbekannten Verf. bilden die Fortsetzung von eingehenden Studien, die der Verf. einige Jahre früher veröffentlicht hat[1].

Das erstgenannte Werk, „A History of Indian Taxation", gibt einen auf sorgfältigen historischen Studien aufgebauten umfassenden Überblick über Geschichte und Gestaltung der indischen Steuerverfassung seit Beginn der britischen Herrschaft und bietet so

1) Indian Finance in the Days of the Company London 1928.

eine wichtige Handhabe zum Verständnis der seit einer Reihe von Jahren besonders im Anschluß an die eingehenden Untersuchungen des Indian Taxation Enquiry Committee (1924/25) viel diskutierten Reformbestrebungen auf dem Gebiete der indischen Finanz- und Steuerpolitik. Behandelt werden die Lizenzsteuern, die zeitweise im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine besondere Rolle spielten, die Einkommensteuer, über die wir im übrigen bereits eine ausgezeichnete Monographie von Niyogi[1] besitzen, ferner die Land Revenue (indische Grundsteuer), die Verbrauchsabgaben, die Zölle und einige weniger wichtige Steuergruppen. Der Verf. legt bei der Darstellung der Entwicklung der einzelnen Steuerarten den Schwerpunkt auf die finanzpolitischen und wirtschaftspolitischen Vorgänge, die zur Einführung und Erhebung dieser Steuern geführt haben. Es entrollt sich so in seinem Werke ein stellenweise sehr anschauliches Bild der politischen Geschichte Britisch Indiens überhaupt. Der hierbei auftauchenden Gefahr, sich in Einzelheiten zu verlieren oder einzelne Probleme zu breit zu behandeln, hat der Verf. meist mit Erfolg zu begegnen gewußt. Für den europäischen Leser besonders aufschlußreich und interessant sind die Kapitel über die Einkommensteuer, die ja in Britisch Indien bereits 1860 erstmalig eingeführt wurde, über die Salzsteuer und das Salzmonopol, deren Unpopularität die Gandhi-Bewegung hat besonders deutlich hervortreten lassen, und über das Opiummonopol; dieses insofern, als hier im Interesse der Humanität und Zivilisation eine einst äußerst ergibige Einnahmequelle des indischen Staatshaushalts zum Versiegen und ein einst blühender Produktionszweig Indiens zum Erliegen gekommen ist.

Das zweite hier kurz zu besprechende Werk des Verf. „Provincial Finance in India" befaßt sich mit einem sehr wichtigen Teilgebiet der innerindischen Finanzpolitik. Es ist der Niederschlag einer Reihe öffentlicher Vorlesungen, die der Verf. als Minto Professor of Economics an der Universität Kalkutta gehalten hat, und erhält seinen besonderen Wert durch die Verarbeitung eines weitschichtigen Quellenmaterials, das hier in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragen und wissenschaftlich verwertet worden ist.

Auch Britisch Indien mit seiner einem Bundesstaat ähnlichen Verwaltungsorganisation hat seit langem mit dem uns wohlbekannten Problem des Finanzausgleichs zu ringen. Im Zusammenhang mit den im Anschluß an den 1919 erstatteten „Report on Constitutional Reforms" in Angriff genommenen Maßnahmen (nach den Verfassern des Berichts als Montagu-Chelmsford-Reformen bezeichnet) fand eine scharfe Trennung zwischen den Finanzen der Zentral- oder Bundesregierung und denen der Provinzen statt. Zölle, Einkommensteuer, Salzabgabe, Eisenbahneinkünfte, Opiumerträge, Gewinne aus Notenumlauf und Münzwesen sowie der Reingewinn der Post- und Telegraphenverwaltung fielen der Zentralregierung zu, während die Provinzen vor allem die Land Revenue (Grundsteuer), mehrere Verbrauchsabgaben, Stempelabgaben, die Einkünfte aus Bewässerungsanlagen und Forsten, ferner bestimmte Gebühren als Einnahmequellen erhielten. Damit ist das frühere System der sog. „divided heads" in Fortfall gekommen, auf Grund dessen die Erträge der wichtigsten Steuerquellen wie Land Revenue, Einkommensteuer usw. zwischen Zentralregierung und Provinzen geteilt wurden. Ein wesentlicher Mangel der Dezentralisation und Abgabenteilung von 1920 ist jedoch der, daß die Provinzen die weniger elastischen Steuerquellen zugewiesen erhalten haben. Es wird das Ziel zukünftiger Reformen sein müssen, eine befriedigendere Lösung zu finden. Der Verf. weist hier verschiedene Wege.

Beiden Werken fehlt leider ein Sachregister, das die schnelle Orientierung über einzelne Spezialfragen wesentlich erleichtern würde.

1) Niyogi, J. P.: The Evolution of the Indian Income Tax, London 1929.

David-Neel, Alexandra: Heilige und Hexer. Glaube und Aberglaube im Lande des Lamaismus. Nach eigenen Erlebnissen in Tibet dargestellt. (Aus dem Französischen von Ada Ditzen.) Leipzig: F. A. Brockhaus 1931. (296 S. m. 22 Abb., 1 Kte.) gr. 8°. RM 8.70; Gzlw. 10.50. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Mit dem Erscheinen des Buches „Mystiques et Magiciens au Thibet", Paris: Plon 1929, welches hier in deutscher Übersetzung vorliegt, hat die Verfasserin ein Versprechen eingelöst, das sie auf S. 311, Anm. ihres Buches „Arjopa, Die erste Pilgerfahrt einer weißen Frau nach der verbotenen Stadt des Dalai Lama"[1] gegeben hat. Ihrem Hange zu Forschungen auf dem Gebiete des Mystizismus und Okkultismus haben wir es zu danken, daß sie uns in ihrem Werke das tibetische Volk einmal von einer völlig anderen Seite zeigen kann, als wie es die bisherigen Berichte anderer Reisender ermöglicht hatten. Der Titel des Werkes „Mystiques et Magiciens" = „Heilige und Hexer" läßt bereits erkennen, welcher Art ihre Spezialforschungen waren. Natürlich macht das Buch keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, sondern will nur „einmal die Umstände schildern, welche David-Neel in Verbindung mit dem Lamaismus brachten und andererseits eine Anzahl hervorspringender Punkte zeigen, die sich auf die okkulten oder mystischen Theorien und das Verfahren bei der geistigen Schulung der Tibeter beziehen". Die Fülle der Dinge, die wir aus dem Buche erfahren, zusammenzufassen, ist sehr schwer; es sind alles feine und feinste Einzelheiten aus dem ganzen Zeitraum ihrer in Tibet verbrachten Jahre. Sie beruhen auf persönlichen Erfahrungen im Lande — Frau David-Neel hat selbst als Einsiedlerin gelebt und praktiziert —, auf Aussagen der Leute und auf Mitteilungen aus der sehr reichen, aber noch wenig bekannten, tibetischen Literatur, besonders der Heiligen-Biographien.

1) Leipzig: Brockhaus 1928, 322 S.; es ist die deutsche Übersetzung des französischen Originals: Voyage d'une Parisienne à Lhassa. Paris: Plon.

Man begegnet in dem Buche den eigenartigsten Erscheinungen der ganzen tibetischen Religionswelt, des Lamaismus, mit seinen zwei großen Abteilungen, der älteren, roten Schule (Rotmützen) mit Padmasambhava und der jüngeren, gelben Schule (Gelbmützen) mit Tsongkhapa als Meister und Gründer. Man wird vertraut mit den dennoch bestehenden, wechselseitigen Beziehungen, die beide Lehren haben und mit den Mitteln und Methoden (thabs), welche die Anhänger der einzelnen Schulen besitzen, um das Ziel ihres Glaubens zu erreichen. Wesentlich Neues bringt Frau David-Neel jedoch erst mit den Berichten in bezug auf die „Geheimlehre" sowie auf das Leben und Treiben der im ganzen Lande verbreiteten Einsiedler, der Gomtschen (sgom·c'en), die namentlich außerhalb der Klöster stehen. Neben den höheren und im Rufe einer Inkarnation (sprul·sku) stehenden Lamas und ihren Schülern zieht die ganze Reihe der Wundertäter, Zauberer, Magier und Geisterbeschwörer mit ihren Praktiken vorüber. So lernt man die Ngagspa's (sṅags·pa), die in der orthodoxen, in den heiligen Religionsschriften enthaltenen Magie bewandert sind, kennen; man erfährt ferner etwas von den das Tumo (gtum·mo), d. h. die Erzeugung des inneren Feuers ausübenden Respa's (ras·pa = der ein Gewand aus Baumwolle trägt), von den gleichsam durch das Land schwebenden Lung-gom-pa's (rluṅ·sgom·pa), von der schrecklichen Ausübung des Tschöd (gcod·lugs) und dem noch abscheulicheren, von den Bon.po's übernommenen Ritus der Ngagspa-Zauberer, dem Rolang (ro·laṅs), der Neubelebung einer Leiche; ferner von den, im Spiritismus den Sprechmedien gleichenden Pao's (dpā·bo) und Pamo's (dpā·mo) sowie von dem Kampf um die „Lebensodem", die Ugs (dbugs) im „Haus des Lebensodems", dem Ugs. khang (dbugs·k'aṅ) im Kloster Samye (Bsam·yas) bei Lhasa. Weiter erhält man Belehrung über Vorgänge, ähnlich unserer Gedankenübertragung und alle möglichen anderen Erscheinungen seltsamster Art.

Diesen ganzen Stoff hat Frau David-Neel wie folgt gruppiert: Vorwort. — Einleitung. — 1: Die Vorschule — Der Tod und das Jenseits. — 2: Lehrjahre in der Einsamkeit. — 3: Im Kloster Kum-bum — Der Wunderbaum des Tsong Khapa — Die „lebenden Buddhas". — 4: Vom Umgang mit Dämonen — Wie man Lebensodem verschlingt — Besessene als Giftmischer — Der verzauberte Dolch — Der wunderbare Leichnam — Die tanzende Leiche — Wie ich eine Zauberrolle gebe und einen Freigeist von Dieb erschrecke. — 5: Meister und Schüler. — 6: Mystik und Sport — Wie man sich ohne Feuer mitten im Schnee warm erhält — Botschaften „durch die Luft". — 7: Mystische Lehrsätze und geistige Schulung. — 8: Geistige Vorgänge und wie die Tibeter sie erklären. — Dem Buche ist eine Vorrede von Dr. d'Arsonval, Präsidenten des Institut général psychologique beigegeben, welche in einzelnen Teilen, zumindestens aber in bezug darauf, daß Frau David-Neel sämtliche Mundarten Tibets fließend verstehe, schreibe und spreche, doch wohl etwas zu gut gemeint ist. — Das Buch ist auch nicht zum wenigsten wichtig für die tibetische mystische Terminologie, wenn auch leider das Register (S. 293—296) nicht alle im Texte vorkommenden Ausdrücke dieser Art bringt. Man findet z. B. in den Wörterbüchern ro·laṅs = skr. vetāla als „Geist, der von einem Leichnam Besitz ergreift" (Jäschke und Chandra Das), nicht aber als Bezeichnung für den Ritus der Neubelebung der Leiche; den Ausdruck rluṅ·sgom, für bestimmte Übungen, bestehend aus Gedankenkonzentration (sgom) mit verschiedenen Atemübungen (rluṅ), jedoch überhaupt nicht u. ä.

Wenn auch sachlich die berichteten Episoden freilich oft unglaublich und äußerst rätselhaft anmuten, so meine ich doch zusammenfassend sagen zu dürfen: Das Buch bietet 1. für den allgemeinen Leser eine Menge eigenartiger, höchst interessanter geistiger Vorgänge aus dem Lande des Schnees; 2. für den Psychologen neues oder wertvolles Vergleichsmaterial auf dem Gebiete der Parapsychologie; 3. für den Tibetanisten aber zum Verständnis der mystischen Literatur und der Zaubertexte — Realien!

Ostasien.

Benedetto, L. F.: **The Travels of Marco Polo**, transl. into English by Aldo Ricci. With an Introduction and Index by Sir E. Denison Ross. London: George Routledge & Sons [1931]. (XVIII, 439 S. m. Abb.) 8°. = The Broadway Travellers ed. by Sir E. Denison Ross and Eileen Power. 21 sh. Bespr. von F. E. A. Krause, Göttingen.

Das grundlegende Werk über Marco Polos Reisen und seine im Gefängnis zu Pisa diktierten Lebenserinnerungen bildet die sorgfältige Arbeit von Henry Yule, deren erste Ausgabe von 1871 durch Henri Cordier in der zweiten Ausgabe von 1903 revidiert und erweitert wurde. Für das Studium aller Fragen, die mit den epochemachenden Erlebnissen des venezianischen Reisenden zusammenhängen, wird dieses Werk von Yule-Cordier stets seine Bedeutung behalten.

Die Auffindung mehrerer damals unbekannter Manuskripte hat jedoch eine genaue Untersuchung des Textes und Vergleichung der abweichenden Versionen nötig gemacht. Hierzu gab vor allem der lateinische „Codex Z" Anlaß, den Luigi Foscolo Benedetto in der Ambrosiana zu Mailand entdeckte, welcher eine Kopie von 1795 darstellt, die für den Cardinal Zelada nach einem Original des XIV.—XV. Jahrhunderts angefertigt wurde, das sich angeblich in Toledo befinden soll.

Die im Auftrage des Comitato Geografico Nazionale Italiano zu Florenz durch Prof. Benedetto hergestellte neue Textausgabe des Marco Polo beruht auf dem Pariser Manuskript (Bibl. Nat. fr. 1116) unter Berücksichtigung der Abweichungen im Codex Z und anderen wichtigen Manuskripten (Benedetto, Marco Polo, Il Milione, Firenze 1928). Hiernach ist eine italienische Übersetzung angefertigt worden, und diese wiederum bildet die Basis für die vorliegende englische Ausgabe, die von dem verstorbenen Prof. Aldo Ricci besorgt wurde und nun von Sir E. Denison Ross herausgegeben wird.

Dieses handliche Buch bedeutet eine willkommene Bereicherung der Literatur über Marco Polo, die neben der Ausgabe von Yule-Cordier zu benutzen von großem Wert ist. Eine Einleitung von Den. Ross gibt einen kurzen Abriß der Lebensschicksale des Marco Polo und eine allgemeine Übersicht über die Manuskripte

les Textes. Ein sorgfältiger Index enthält auch lie Identifikationen der im Texte vorkommenlen Orts- und Personennamen, wobei die Angaben von Yule durch die Resultate neuerer Forschung revidiert sind. Von Interesse ist auch lie Beigabe einiger älterer Karten, von Henicus Martellus, von Bernardus Sylvanus (Venedig 1511) und aus dem Werke des Ramusio „Navigationi et viaggi", Venedig 1559). Es sei hierbei auch hingewiesen auf die bemerkenswerte Karte, die ein Wandgemälde der Sala dello Scudo im Dogenpalast zu Venedig gibt abgedruckt als Beilage zu meiner „Geschichte Ostasiens", Band I).

Katz, Richard: **Funkelnder Ferner Osten!** Erlebtes in China-Korea-Japan. Berlin: Ullstein [1931]. (299 S.) 8°. RM 4.50; geb. 6.50. Bespr. von Karl Haushofer, München.

Was bringt dieses flimmernde, mit packenden Schlagzeilen kurzer Abschnitte bestem Journalismus gerechte Zeugnis eines Mannes, der rückhaltlos ehrlich und konventionsfrei in seinen Urteilen ist und in die Dynamik hinein zu blicken versteht, auch dem Orientalisten, obwohl es „weder Anspruch auf Vollständigkeit, noch auf wissenschaftliche Gründlichkeit erhebt" (S. 5)? Antwort: die gerade ihm manchmal sehr notwendige Farbe des wirklichen, mit uns geborenen Lebens und da, wo Katz mit dem Senkblei in die Tiefe geht, geniale Einfühlungsfähigkeit! Einige Proben: (S. 15) „— *5000 Weiße beanspruchen doppelt so viel Platz als eineinviertel Millionen Gelbe*" als Stigma von Hongkong; „*Eurasier .. als Wellenbrecher gegen die gelbe Brandung ..*" S. 17 der Notruf: „*Geben Sie mir den alten Chinesen wieder!*" Wie ahnungsvoll klingt von S. 18—21 aus der Dynamik von Schanghai: „*Die Weltgeschichte schickt sich eben an, Shanghai zu entfernen. Noch unsere Generation wird die bunteste, üppigste Stadt des Ostens verdorren sehen*".

Das ist heute leichter sagen; aber es 1930 niederschreiben, bedeutete Ferngefühl! Oder S. 35: „*Hafenwärts ankert ein amerikanischer Kreuzer.* (*Amerikanische Kriegsschiffe lassen japanische selten allein!*)" „*Tsingtau WAR ein Erfolg.*" „*.. eine vorbildliche Stadtgründung*" „*auch der gute Wille der Verständigung ist dort investiert*" (S. 37)! S. 106 will uns unterschätzt scheinen, daß die Agrar-Wehr-Organisation hinter der Großen Mauer noch mehr, als diese selbst das Reich beschützt hatte; dennoch haben die Betrachtungen über sie großen Stil. Wie zutreffend ist S. 132 das Verderben der drei Worte: „Chit"; „maski"; „squeeze" geschildert. Wie treffend sind im „Tor der Mandschurei" der Gegensatz Tientsin-Dairen (S. 155), dann die Beschreibung von Liautung, später die Koreaschilderung gezeichnet. Übersteigert scheint uns (S. 244) die Sprachschwierigkeit, nicht aber der dämonische Zauber der Zeichen (S. 256). Wie ehrlich ist S. 263 das Erdbeben in Japan erlebt; und große Weisheiten stehen unter lächelnder Maske auf den Schlußseiten 297/98! — Das Buch funkelt etwas unruhig — mit seinen scharf abgehackten Sätzen — aber es sind Scheinwerferstrahlen darin.

Franke, O.: Staatssozialistische Versuche im alten und mittelalterlichen China. Berlin: Akad. d. Wiss.; in Kommission bei Walter de Gruyter & Co. 1931. (27 S.) 4°. = Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften Phil.-Hist. Klasse. 1931. XIII. RM 2 —. Bespr. von A. Forke, Hamburg.

Nachdem die Sinologie sich zunächst nur mit der politischen Geschichte Chinas beschäftigt hatte, hat sie in letzter Zeit sich auch der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte zugewandt. Ein interessanter Beitrag zur letzteren ist die vorliegende Arbeit des durch seine groß angelegte Geschichte des chinesischen Reiches rühmlichst bekannten Forschers. Die staatssozialistischen Eingriffe der chinesischen Regierung in das Wirtschaftsleben reichen bis in das Altertum zurück. Es handelt sich dabei um Monopole und um Errichtung von Wirtschaftsämtern zur Regulierung der Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Die Regierungsmonopole auf Salz und Eisen werden auf den großen Staatsmann Kuan Tschung im 7. Jahrhundert v. Chr. zurückgeführt und Interventionskäufe zur Preisregulierung von Korn sollen auf den Staatsphilosophen Li K'uei in Wei, der im 5.—4. Jahrhundert v. Chr. lebte, zurückgehen. Es gibt ein bekanntes Werk über Salz und Eisen, das *Yen-t'ieh-lun* aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., von welchem vor kurzem der erste Teil von Gale unter dem Titel: „The Discussions on Salt and Iron, Leiden 1931" übersetzt ist. Am bekanntesten sind die Sozialisierungsversuche des großen Reformators Wang An-schi im 11. Jahrhundert n. Chr. Der Zweck dieser staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft war hauptsächlich ein fiskalischer: man wolte sich den Verdienst des Zwischenhandels aneignen und damit die Staatskassen füllen. Daneben glaubte man auch durch die Preisregulierungen dem Volke, besonders den geplagten Bauern helfen zu können. Der Erfolg entsprach meist nicht den Erwartungen, namentlich machte die Korruption der Beamten eine Auswirkung der Regierungsmaßnahmen unmöglich. Die Sozialpolitiker verkannten auch die Kräfte des pri-

vaten Handels, die sich nicht einfach ausschalten ließen und, wenn sie sich nicht frei betätigen konnten, unrechtmäßige Wege einschlugen und auch ihrerseits die Regierungsmaßnahmen zuschanden machten.

Dulles, Foster Rhea: **The old China Trade.** Boston and New York: Houghton Mifflin Company 1930. (XI, 228 S.) 8°. $ 4 —. Bespr. von W. Vogel, Berlin.

Das Buch behandelt, wie aus dem Titel nicht ohne weiteres ersichtlich ist, die Frühzeit des amerikanisch-chinesischen Handels, von 1784—1844. Den Anlaß zur Anknüpfung direkter Seehandelsbeziehungen mit China gab den Amerikanern die Sperrung oder Erschwerung ihrer bisher betriebenen Schifffahrt nach den britischen Besitzungen in Westindien seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit 1783. Die im Kaperkrieg geschulten Seeleute von New York, Boston, Salem, Philadelphia, Providence und Baltimore suchten und fanden ein neues gewinnbringendes Feld ihrer Tätigkeit in der Fahrt nach Kanton; schon 1784 gelangt das erste amerikanische Schiff, die Empress of China, dorthin, und zwar auf dem Wege um das Kap der guten Hoffnung.

Die Schwierigkeit bestand hauptsächlich darin, geeignete Einfuhrgüter zum Austausch gegen die chinesischen Ausfuhrwaren, Tee und Seide, aufzutreiben, da deren Bezahlung in bar, in spanischen Silberpiastern, sich auf die Dauer volkswirtschaftlich ungünstig ausgewirkt hätte. Als solche Einfuhrware diente zuerst besonders Ginseng, eine von den Chinesen für heilkräftig gehaltene, auch in Amerika wildwachsende Staude. Als ein zweiter, äußerst gewinnbringender Handelsartikel erwiesen sich Seeotterfelle u. a. Pelzwerk, das an der amerikanischen Nordwestküste von den Indianern eingetauscht wurde. Damit rückte für einige Jahrzehnte die Fahrt um Kap Hoorn in den Vordergrund, zumal die amerikanische Westküste und der Stille Ozean noch andere Handelsmöglichkeiten boten: südamerikanisches Kupfer, Sandelholz von Hawai, Produkte der Südseeinseln, hauptsächlich aber Seehundsfelle von den südatlantischen und chilenischen Küsten und Inseln. Dies führte zu einem barbarischen Massenmord dieser Tiere, und mit der Erschöpfung aller dieser Hilfsquellen durch Raubbau etwa seit den 1820er Jahren ging die erste wildromantische, vom Verf. in lebhaften Farben geschilderte Periode des chinesisch-amerikanischen Handels zu Ende. Sie hatte immerhin lange genug gewährt, um große Vermögen zu verdienen und den Amerikanern eine feste Stellung in Kanton zu verschaffen. Die Zahl ihrer Schiffe nahm hier ständig zu, nur selten durch Rückschläge (Embargo 1808, Krieg mit England 1812—1814) unterbrochen; die größere Beweglichkeit, der billige Betrieb ihrer oft sehr kleinen Schiffe, überhaupt ihre größere Freiheit von traditionellen Bindungen setzte sie instand, mit dem bisher allmächtigen Handel der Englischen Ostindischen Kompanie in Wettbewerb zu treten, ja ihn schließlich zu überflügeln. Die Beziehungen zu den Chinesen waren freundschaftlich, allerdings um den Preis grundsätzlicher Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Behörden, die in einem Fall sogar bis zur Auslieferung eines Amerikaners an die chinesische Kriminaljustiz getrieben wurde.

Seit den 1820er Jahren lenkte der Verkehr allmählich in die Bahnen eines normalen Warenhandels ein, der nicht mehr die phantastischen Gewinnmöglichkeiten der abenteuerlichen Frühzeit bot. Als Einfuhrware begann jetzt amerikanische Baumwolle eine Rolle zu spielen, Hauptsache wurde aber immer mehr der Teehandel, der auf amerikanischen Schiffen nicht nur U. S. Amerika, sondern auch die europäischen Kontinentalhäfen versorgte. Am Opiumhandel waren die Amerikaner weniger beteiligt, und dies setzte sie in den Stand, während des englisch-chinesischen Opiumkonfliktes (1838—42) ihre Neutralität zu wahren. Der Sieg Englands und die Öffnung weiterer Vertragshäfen gab endlich den Anlaß, daß die amerikanische Regierung, die sich bisher um den Kantonhandel überhaupt kaum bekümmert hatte, eine vertragliche Regelung anstrebte. Es gelang der Geschicklichkeit des nach China entsandten Newporter Advokaten Caleb Cushing durch Abschluß des Vertrages von Wanghia 1844 den Amerikanern nicht nur das Recht der Meistbegünstigung, also volle Gleichheit mit den Engländern, sondern auch das Recht der Exterritorialität, der Unterstellung der Amerikaner allein unter die Justiz ihrer eigenen Behörden zu sichern. Mit diesem Vertrage, der fast noch epochemachender gewirkt hat als der englisch-chinesische Vertrag von Nanking, wird eine neue Ära des Chinahandels eingeleitet.

Das unterhaltsam geschriebene, mit hübschen Bildern ausgestattete Buch beruht auf einer sorgfältigen Verwertung der in einer beigefügten Bibliographie zusammengestellten gedruckten Literatur sowie auch einiger handschriftlicher Quellen (Reedereipapiere usw.). In einem Anhang sind statistische Zahlen über die Entwicklung des amerikanischen Handels in Kanton beigefügt.

Lübke, Anton: **Der Himmel der Chinesen.** Leipzig: R. Voigtländer [1931]. (141 S. m. Abb. im Text u. 76 Abb. a. 39 Taf.) gr. 8°. Kart. RM 5.20; Lw. 6 —. Bespr. von F. E. A. Krause, Göttingen.

Es ist bisher nicht gelungen, die Ursache festzustellen, warum gerade Gegenstände des Wissensgebietes Ostasien eine so außerordentliche Anziehungskraft ausüben auf Dilettanten jeder Art, so daß sie der Versuchung nicht widerstehen können, sich an ihnen zu versuchen. Die Tatsache aber besteht wie früher auch heute noch. A. Lübke hat vor einigen Jahren zwei Arbeiten publiziert „Technik und Mensch im Jahre 2000" und „Die sterbende Kohle"; jetzt schreibt er „*als Ergebnis einer einjährigen Ostasien-Reise, die er mit Kamera und Schreibmaschine unternahm, um die Kulturgrundlagen der gelben Rasse zu erforschen*", über die schwierigsten Fragen der chinesischen Kultur, deren wahre Bedeutung ihm selbst dunkel und geheimnisvoll geblieben ist, wie dies kaum anders sein kann. Sein Vorwort beginnt mit dem Satze: „*Das ebenso instruktive wie interessante Thema über die chinesische Astronomie dürfte in eines der Wissensgebiete greifen, über die nicht nur wenig in der europäischen und gar nichts in der deutschen Literatur zu finden ist, sondern über dem auch ein gewisses geheimnisvolles mystisches Dunkel schwebt*". Das genügt eigentlich zur Charakteristik.

Das vorliegende Buch ist eine durchaus aus zweiter und dritter Hand gearbeitete Kompilation, in der von kosmischen Vorstellungen, Kalenderwesen, Wahrsagerei, Volksfesten, Uhren und Instrumenten, Glocken und Trommeln, Tiersymbolen, Farben- und Zahlen-Mystik, Schrift, Musik und Architektur gehandelt wird unter dem Hauptgesichtspunkt der Astronomie als Ausdruck uralter Kulturgedanken Chinas. Das wahllos kompilierte Material gibt dem Verfasser Anlaß zu vielen

willkürlichen Schlüssen aus eigner Phantasie. Die Hauptfrage zum Thema des Buches, ob gerade die chinesische Astronomie spezifisch chinesisch sei oder ob diese Anschauungen vielmehr von importiertem Kulturgut wesentlich beeinflußt seien, wird nicht gestellt und erörtert, vielmehr wird (S. 11) behauptet, daß *„die Ansicht neuerer Forscher einig geht, daß China als die Kulturwiege der Menschheit angesehen werden kann"*. Was dann (S. 25/26) über Zusammenhänge zwischen China und Indien usw. gesagt wird, stellt eine Blütenlese unmöglicher Irrtümer dar. Ein Eingehen auf die Ausführungen der verschiedenen Abschnitte im einzelnen erübrigt sich. Das Kapitel über die chinesische Schrift ist, soweit der „Quelle" von Karl With entnommen, vollendeter Unsinn, wie er heute selbst von Laien nicht mehr gedruckt werden dürfte! Warum ist der Verfasser nicht besser bei der Technik geblieben?

Matveeff, Prof. Z. N.: The State Bohai. From the History of Eastern Asia from the 8th to the 10th Century. Vladivostok: The Library of the Far Eastern State University 1929. (34 S.) 4°. = Publications of the Far Eastern State University Publications de l'Université d'Etat de l'Extrême Orient, Série 6, 7. Bespr. von A. Herrmann, Berlin.

Der Seestaat P'o-hai 渤海, der in der Zeit von 668—926 den Süden und Osten der Mandschurei und einen Teil Koreas umfaßte, hat in unseren Geschichtswerken bisher nur geringe Beachtung gefunden. Erst aus der vorliegenden Monographie geht hervor, welche hervorragende Stellung dieser von koreanischen Flüchtlingen gegründete Staat in Ostasien eingenommen hat.

Zahlreich sind die Überreste von Stadt- und Befestigungsanlagen, von Wallgräben und Straßen, von Waffen und Hausrat. Dazu kommt eine verhältnismäßig reiche Überlieferung von chinesischer und japanischer Seite. Auf Grund dieses Materials zeigt der Verf., daß P'o-hai ein mächtiger Rivale Chinas und Japans gewesen ist. Sein Reichtum beruhte auf intensivem Ackerbau, Jagd und Fischfang; unter den landwirtschaftlichen Produkten spielten damals Kauliang und die Sojabohne eine ähnliche Rolle wie heute. In der Verwaltung und Literatur ahmte P'o-hai China nach, seine aristokratische Jugend studierte in China. Daher waren die Beziehungen zum kaiserlichen Hof meist freundlich, während Japan Gesandtschaften seines Nachbarstaates wiederholt nicht vorgelassen hat. P'o-hai hatte 5 Residenzstädte, darunter die oberste beim heutigen Ninguta, ferner 15 Grafstädte und 62 Provinzstädte. Mit der Unterwerfung durch die Kitan verschwand dieser Seestaat auf immer aus der Geschichte.

Die russische Arbeit bringt — auch im englischen Résumé — leider eine unzulängliche Umschreibung der chinesischen Namen. Da im Text die chinesischen Zeichen fehlen, kann man mit den meisten umschriebenen Namen nichts anfangen. Zweifelhaft ist der Name Furdan Ch'eng für die alte Stadt bei Nikolsk-Ussurisk, gewissermaßen die Vorläuferin von Wladiwostok; die Chinesen kennen dort nur die Stadt Shuai-pao-fu 率賓府. Die beigegebene Kartenskizze ist sehr dürftig. Wir verweisen auf die reichere Darstellung im historischen Atlas von Wataru Yanai (Tōyō-tokushi-chizu, Tōkyō 1926, Nr. 15).

Haenisch, Erich: Untersuchungen über das Yüan-Ch'ao Pi-shi. Die geheime Geschichte der Mongolen. Leipzig: S. Hirzel 1931. (III, 100 S.) 4°. = Abhandlungen der Philologisch-Historischen Klasse der sächs. Akademie der Wissensch. XLI, 4. RM 6.25. Bespr. von N. Poppe, Leningrad.

Das Yüan-ch'ao pi-shi oder die Geheime Geschichte der Mongolen (mongolisch *Mongγol-un ni'uča tobčiyan*) stellt nicht nur das älteste Denkmal der mongolischen epischen Literatur dar, sondern ist zugleich eins der ältesten Denkmäler der mongolischen Sprache überhaupt. Obgleich wir in nächster Zukunft das Erscheinen einer vollständigen Ausgabe dieses Texts mit Übersetzung und sprachgeschichtlicher Untersuchung von Prof. P. Pelliot erwarten, dessen Arbeit, wie überhaupt seine Untersuchungen auf dem Gebiet der mongolischen Literatur- und Sprachkunde ein wahres Meisterwerk zu werden verspricht, können wir das Erscheinen der hier besprochenen Arbeit nur begrüßen. Prof. Haenisch's Arbeit zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Vorwort, 2. Text (ein Teil des I. und der Anfang des II. Kapitels des Originaltexts in Umschrift mit chinesischen Zeichen nebst einer Textwiederherstellung), 3. Anmerkungen, 4. Übersetzungen des wiederhergestellten mongolischen Texts und des entsprechenden Abschnitts des chinesischen Yüan-ch'ao pi-shi, 5. Zum Titel, 6. Sachliches, 7. Technisches, 8. Sprachliches (mongolisch und chinesisch), Nachtrag, 9. Literaturangabe, 10. Tafelanhang (photographische Wiedergabe eines Textblattes). Wie alle Arbeiten des bekannten Sinologen, Mandschuristen und Mongolisten Prof. E. Haenisch, zeichnet sich auch dieses Werk durch Gründlichkeit und Sachkenntnis aus.

Der größte Teil des I. Kapitels wurde schon früher durch den russischen Mongolisten Pozdneev herausgegeben, und der hier herausgegebene Text bildet gewissermaßen die Fortsetzung desselben. Prof. Haenischs Textwahl ist glücklich, da sein Ausschnitt eine der interessantesten Textpartien bildet. Die Übersetzung ist im allgemeinen genau, obgleich einige schwierige Stellen eine andere Übersetzung zulassen. Die Umschreibung der chinesischen Zeichen und ihre Umsetzung sind dem Verfasser gelungen. Am Transkriptionssystem wäre indes einiges auszusetzen. So z. B. gibt der Verf. die beiden Laute *χ* (= schriftmongolisch *q*) und *h* durch dasselbe Zeichen *h* wieder und schreibt *huyahu* 'binden' usw., was wir vom Standpunkt der mongolischen historischen Phonetik richtiger *huyaχu* transkribieren würden. Prof. Haenisch wird selbst ein Opfer seiner nicht ganz genauen Transkription, indem er behauptet, daß *h* in *honggirat* 'ein Stammesname' (S. 64) den gehauchten Einsatz, der im Anlaut vieler mongolischer Wörter im XIII. — XIV. Jh. existierte, wiedergäbe: in Wirklichkeit muß aber dieser Name *χonggirat* transkribiert werden und entspricht dem Namen *qongkirat* bei Rašid-ad-Din. Überhaupt hätte man, was den phonetischen Teil der sprachlichen Untersuchung betrifft, vom Verf. erwarten können, daß er die phonetischen Eigentüm-

lichkeiten der Sprache dieses Denkmals viel ausführlicher behandelt. Wenig erfahren wir auch von den poetischen Eigentümlichkeiten: eine Zusammenstellung einiger gereimter Textpartien mit ähnlichen Abschnitten mongolischer epischer Dichtungen wäre am Platz.

Die Wiederherstellung des Texts und die Übersetzung dieses Denkmals, welches sich durch altertümliche Sprache auszeichnet, ist ein großes Verdienst. Wir sollen nicht vergessen, daß unsere Wörterbücher bei solcher Art Arbeiten versagen, so daß der Forscher auf sich selbst angewiesen ist. Mit Prof. Haenisch's Yüan-ch'ao pi-shi-Ausgabe hat die Mongolistik ein wichtiges und außerordentlich nützliches Werk erhalten.

Ramming, Martin: **Reisen schiffbrüchiger Japaner im 18. Jahrhundert.** Herausgeg. vom Japaninstitut in Berlin. Berlin-Lankwitz: Würfel-Verlag 1931. (III, 91 S.) 4°. RM 10 —. Bespr. von C. Scharschmidt, Berlin.

Aus der Flut der Japanliteratur ragt dieser wertvolle Beitrag zur Geschichte Japans um das Jahr 1800 n. Chr. hoch empor, weil er auf umfangreichem, vergleichendem Quellenstudium beruht.

Verf., der ein hervorragender Kenner des Japanischen ist, hat für seine Abhandlung nicht weniger als 36 japanische Werke benutzt, was nicht nur Belesenheit und gute Kenntnis älterer jap. Quellen und Quellensammlungen verrät, sondern auch Vertrautheit mit der neueren geschichtswissenschaftlichen Literatur der Japaner. Zahlreiche ältere japanische Berichte, amtliche Protokolle und Urkunden wurden gesichtet, und wichtige Stellen daraus sind in Übersetzung vorgelegt. Aber was der Arbeit noch eine besondere Note gibt und sie zu einer kritischen historischen Untersuchung stempelt, ist die Heranziehung wichtiger, in der europäischen Gelehrtenwelt z. Tl. wenig bekannter russischer Quellen, wodurch erst ein ziemlich lückenloses und im ganzen wohl richtiges Bild des behandelten Gegenstandes ermöglicht wird. — Wichtiger jedoch als die genaue Feststellung der interessanten Einzelschicksale von ein paar Schiffbrüchigen ist das, was wir über die Beziehungen Rußlands und Japans in der Zeit der Selbstblockade des Mikadoreiches aus der Darstellung lernen. Die bescheidenen Schiffsleute erscheinen als wichtige Vermittler bei der Bereicherung des Wissens japanischer Gelehrter über Rußland und den Westen wie europäischer Gelehrter über Japan. Wir sehen jetzt die beiden russischen Japanexpeditionen von 1792 und 1804 auch in japanischer Beleuchtung und erkennen, wie diese beiden Ereignisse für die Japaner Anstoß werden zu einer neuen Einstellung zu dem Problem d Auslandsbeziehungen.

Matsunami, Dr. N.: **The Constitution of Japa** Tokyo: Maruzen & Co. 1930. (IV, 358 S.) 8 Bespr. von K. Haushofer, München.

Beschreibung, Erläuterung und Wiedergab der Japanischen Verfassung von Matsunam mit einer sehr guten deutschen Übersetzun (S. 156—169) und vergleichendem Abdruck d englischen, u.s.amerikanischen, französische italienischen, deutschen und russischen Ver fassung (Reihenfolge des Verfassers) sind, wei über den Kreis des reinen Staatsrechts hinau für den Orientalisten wertvoll. Denn allerding sind die Zeugnisse zur japanischen Staatskultu alt und zahlreich bis auf die neueste Zeit: vo den Übersetzungen des Kojiki und Nihongi un Iyeyasus Verlassenschaft über Kämpfer, Sie bold bis zu Trautz und Überschaar. Am zu ständigsten sind in diesem Fall wohl di Kommentare des Fürsten Hirobumi Ito un für den Werdegang und die erste Anwendun der Verfassung G. E. Uyeharas „Political de velopment of Japan" (bis 1909 reichend).

Gerade jetzt ist es für alle Orientalister wesentlich, in der Verankerung dieser Verfassung in Raum und Zeit einen der Hintergründe zu erkennen, aus denen heraus da japanische Reich und Volk die Seelenstärke und Willenskraft fanden, über alle papierenen Satzungen hinweg sie biegsam anzuwenden, das staatsbiologisch für notwendig Gehaltene zu tun und im Vertrauen auf die „ewige Dauer" der eigenen Staatsstruktur eine unerhörte Festigkeitsprobe gegenüber dem Druck der ganzen Welt zu wagen.

Wie im Antlitz des Reiches und seiner Volkskultur selbst, ist auch in der Verfassung eine seltsame Mischung aus uralten und verjüngten, ja fremdher ausgewählten Zügen. Man hat deshalb vielfach behauptet, diese Verfassung sei das reine Ergebnis auswählerischer Studien der Verfassungskommission, die unter Ito den Westen Eurasiens und Amerika bereiste, und vor allem eine Kopie der bayrischen und preußischen gewesen. Wer das heute noch nachredet, verkennt vollständig das Wesen der japanischen Staatskultur. Namentlich die Einleitung (S. 1—7) und die Bemerkungen über die Ausrufung (S. 8—15) beweisen, wie eigenartig diese Verfassung in Raum und Zeit an die geopolitisch einzigartige Volkheit und ihren Boden verhaftet ist und wie sie Wesensfremdes umgestaltete und anglich. Wo findet es ein deutscher Staatsrechtler nötig, einem Verfassungskommentar zuerst eine gedrängte geographische Beschrei-

bung des Volksbodens und Staatsbodens voranzustellen und zunächst einmal mit Quadratkilometern und Volksdruckzahlen zu arbeiten, während es doch bei uns Schulen gibt, die Landverlust als unerheblich für das Wesen des Staats erklären! Oder, wer findet es richtig, darin das Durchschnittsverhältnis zwischen Reiserzeugung und Kopfzahl (S. 5) zu erklären? Die Meer-Bestimmtheit? Das teilweise noch vorhandene soziale Dôbo(-Geschwister)gefühl statt des anderwärts selbstverständlichen Klassenkampfs?

Der Ausrufungstag der Verfassung ist der 11. 2. 889 gewesen. Aber er ist nicht deshalb Nationalfeiertag, dieser „kigensetsu"-Tag, sondern man zählte eben diesen, weil er nun seit 2590 Jahren nach der Jap. Staatslegende als Reichsgründungstag, als Thronbesteigungstag des ersten japanischen Kaisers in seiner kühnen Seegefolgschafts-Führerzeit gefeiert wird. So kann der Eine jenen mythischen Tag 660 vor Chr. festlich begehen, der Andere den ihr realen von 1889: keinem ist es verwehrt, wo die Freiheit der Weltanschauung (S. 95) wirklich lebendiges und nicht bloß gedrucktes oder geschriebenes, aber im Staatsleben tausendmal mißachtetes Recht ist. Schmerzlich ist gewiß (S. 16), daß objektive Einreihung weltüber die neue deutsche Verfassung, im Anschluß an Brunet „*das Erzeugnis eines scharfen und entschlossenen Klassenkampfes kennt, dessen Druck fast in jeder Zeile erkennbar ist*". Im Gegensatz dazu ist die verpflichtende Kraft in Japan eigentlich das Verantwortungsgefühl gegenüber den Ahnengeschlechtern der Nation, als deren Hohepriester der Kaiser den Verfassungseid leistete (S. 20; Hozumi). Die japanische Verfassung ist im Urtext um 9 Seiten, im deutschen immer noch um 4 Seiten kürzer als die Magna Charta, und um 50 Zeiten kürzer als der englische Text der deutschen. Auch darin liegt ein psychologischer Vorzug, wenn man an das Römerwort denkt: pessima civitas plurimae leges. Alles Vergänglichere, wie die Wahlarten, ist in eigene Gesetze verlegt, während die Verfassung selbst nur zu Grundsätzlichem Stellung nimmt.

So gibt der Verfassungs-Rechts-Vergleich von Matsunami zugleich tiefe völkerpsychologische Einblicke und läßt den ungeheuren Unterschied verstehen, der sich ergeben muß, wenn Völkerwanderungen in der Begriffsfassung von Wundt bei einer Großmacht ganz wegfallen, und sie das Glück hat, mit Erhaltung des Gefolgschaftsgeistes aus Stammwanderungen organisch emporzuwachsen, wie Japan.

Afrikanistik.

Méniaud, Jacques: Les Pionniers du Soudan avant, avec et après Archinard 1879—1894. Préface de M. E. Roume. 150 Dessins de G. Bruyer, 15 Cartes. Tome I (XI, 573 S.) Tome II (554 S.) gr. 8°. 200 Fr. Paris: Société des Publications modernes 1931. Bespr. von Leo Waibel, Bonn.

Dieses umfangreiche Werk von 1127 Seiten schildert, gestützt auf zahlreiches dokumentarisches Material, ausführlich die Eroberung des französischen Sudan während der Jahre 1879—1894 (wobei dem General Archinard eine führende Rolle zufiel).

„La bravoure et l'audace de nos troupes européennes et indigènes, leur résignation aux douloureuses fatalités, la fermeté et le haut sentiment du devoir des officiers" bilden den Hauptgegenstand der Erzählung, in der biographische Einzelheiten über Offiziere, die Schilderung der einzelnen Kämpfe und Märsche, Angaben über Truppenstärke und Waffenart einen sehr großen Raum einnehmen.

Gegenüber diesem kriegsgeschichtlichen Bericht verschwinden Ausführungen geographisch-ethnographischer Art fast ganz, und von den angekündigten „moeurs et organisations indigènes" ist kaum die Rede.

Zahlreiche Federzeichnungen von sehr unterschiedlichem Wert und 15 kleine Karten begleiten den Text.

Leakey, L. S. B.: The stone age cultures of Kenya colony. With appendices by J. D. Solomon, C. E. P. Brooks, A. T. Hopwood, H. C. Beck and M. Connolly. London: Cambridge University Press 1931. (XIII, 288 S.) gr. 8°. 25 sh. Bespr. von H. Plischke, Göttingen.

Ein für breitere wissenschaftliche Kreise, also nicht nur für den Afrikanisten und den Prähistoriker bestimmter Bericht über zwei archäologische Forschungsreisen aus der Zeit 1926—29 nach Kenya, Ostafrika. Als Einleitung, die in die archäologischen Materialien und Fragestellungen dieses Gebietes führt, dient ein Abschnitt, der einen Überblick über archäologische Forschungen in Ostafrika bis zum Jahr 1926 gibt. Dabei werden auch kurz die Arbeiten der Deutschen H. Reck und Arning erwähnt. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Frage der klimatischen Verhältnisse des vorgeschichtlichen Kenya, die man mit denen des diluvialen Europa in Verbindung, in Einklang zu bringen versucht. Dann werden vor allem die zahlreichen Funde behandelt und auch an Hand eines umfangreichen und vortrefflichen Bildmaterials (31 Tafeln) vorgeführt. Auch hier wird immer wieder versucht, die betreffenden Steinwerkzeuge und Funde mit denen europäischer Perioden, so des Mousteriens, Chelleens, Aurignariens oder Mesolithikums in Verbindung zu bringen. Diese wichtige Frage wird schließlich am Schluß in zwei Kapiteln noch einmal zusammenfassend dargestellt, wobei auch etwaige Zusammenhänge zu südafrikanischem Fundmaterial eingehend berücksichtigt werden. Dabei legt der Verfasser seinen Standpunkt in folgendem Satz (S. 232), der durch besonderen Druck hervorgehoben wird, fest: „It cannot be emphasised too strongly that this detailed correlation is only tentative and cannot be regarded as proved."

Aus den Anhängen verdienen hervorgehoben zu werden eine Untersuchung von J. D. Solomon über die geologischen Verhältnisse des Fundgebietes und eine von C. E. P. Brooks über die Beziehungen der Pluvialperioden Afrikas zu den Zwischeneiszeiten Europas.

Das Werk kann als gute und in der Wertung sowie in den Ergebnissen vorsichtig abgefaßte Zusammenfassung der vorgeschichtlichen Probleme gelten, die das östliche Afrika auf Grund des bis jetzt vorliegenden Fundmaterials bietet. Das Buch ist für den Kulturgeschichtler um so wertvoller, als der ostafrikanische Befund in den gesamtafrikanischen und in den eurasischen überhaupt einzugliedern versucht wird und weil der Verfasser sich dabei frei hält von allerlei großen, zunächst bestechenden, aber nicht beweisbaren Theorien, ferner weil er sich des Unsicheren der aufgestellten Behauptungen bewußt bleibt.

[Schlettwein u. a.:] **Togo, Kamerun, Südwestafrika, die Südseekolonien.** Geordnet u. bearbeitet von A. Schlettwein, J. Lips, B. von Zastrow, Max Schmidt, H. Vedder, H. Trimborn, R. Thurnwald, E. Schultz-Ewerth. Stuttgart: Strecker & Schröder 1930. (X, 728 S., 16 Abb. a. Taf. u. 5 Kartenskizzen) 4°. = Das Eingeborenenrecht. Sitten u. Gewohnheitsrecht der Eingeborenen d. ehemal. deutsch. Kolonien in Afrika u. i. d. Südsee, hrsg. v. E. Schultz-Ewerth u. L. Adam, II. RM 44 —; Lw. 48 —. Bespr. von H. Nottarp, Königsberg i. Pr.

Kurz nach meiner Besprechung des 1. Bandes des Eingeborenenrechts, dieses umfangreichen, im Auftrage der ehemaligen Kolonialverwaltung verfaßten Werkes, der das frühere Deutsch-Ostafrika behandelt (OLZ 1930, Nr. 11, Sp. 941ff.), ist der vorliegende 2. Band erschienen, der die ehemaligen deutschen Gebiete in Westafrika und der Südsee zum Gegenstand hat. Es ist eine Sammlung von Material über die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen, an der Kolonialpraktiker, Ethnologen und Juristen zusammen arbeiteten, und zwar getrennt für die verschiedenen Gebiete, so daß keine Einheitlichkeit in der Anlage und Behandlung des Stoffes vorliegt. Togo hat Schlettwein bearbeitet, Kamerun Lips, Südwestafrika v. Zastrow, Schmidt und Vedder, Mikronesien Trimborn, Papua und Neuguinea Thurnwald, Samoa Schultz-Ewerth. In den einzelnen Beiträgen spiegelt sich, was Darstellung und Betrachtungsweise anbelangt, auch die noch herrschende Uneinheitlichkeit der ethnologischen Methode wider, deren wissenschaftliche Begriffe ja, wie bekannt, zum Teil noch heftig umstritten sind. An manchen Stellen ist der Stoff lückenhaft, weil bei Kriegsausbruch noch nicht alles durchforscht war. Einzelne Abschnitte endlich bringen über die Sammlung und Bearbeitung des Stoffes hinaus bereits eine wissenschaftliche Verarbeitung, so Kamerun und einige Südseegebiete. Zweck der Sammlung war nicht nur Material für die Wissenschaft zu bringen, der es jetzt dient; vor dem Krieg, als die Sammlung begann, war sie auch gedacht als Hilfsmittel für die koloniale Praxis, um die eingeborene Bevölkerung ihrer Eigenart entsprechend behandeln zu können.

Im Rahmen dieser kurzen Anzeige ist natürlich keine Gelegenheit, näher auf den reichen Inhalt des gesammelten Stoffes einzugehen. Auch hier wieder zeigen sich überraschende Parallelen, wie ich das schon in meiner Besprechung des 1. Bandes für Ostafrika festgestellt habe, Parallelen nicht nur zwischen dem Eingeborenenrecht und den germanischen Rechtszuständen der Urzeit (wobei freilich die höhere Kultur der Germanen sichtbar zutage tritt), sondern ebenso auch zwischen den Maßnahmen der deutschen Regierung und denen des alten Rom und der germanischen Staaten, z. B. bei der Sklavenfreilassung über den Kopf des Herrn hinweg bei schlechter Behandlung des Sklaven durch diesen.

Rein praktisch wäre eine Trennung des umfangreichen Bandes in zwei Hälften empfehlenswert gewesen, deren eine die westafrikanischen Gebiete, die andere die Südseeinseln umfaßt, nicht nur aus äußeren Gründen wegen größerer Handlichkeit, auch innerlich, da unverkennbar ein Bevölkerungsunterschied zwischen den westafrikanischen Stämmen und denen des Südseegebietes besteht. Die Bildbeigaben sind spärlicher als im 1. Band, erfreulich ist die Beifügung von Karten über die Verteilung der zahlreichen Stämme. Ein Namen- und Sachregister, getrennt für Westafrika und das Südseegebiet, wobei das Sachregister gleichmäßig ethnologische und rechtswissenschaftliche Begriffe berücksichtigt, beschließen das verdienstvolle Werk, das wie ich schon beim 1. Band feststellen konnte, ein bleibendes Denkmal deutscher Kulturarbeit ist.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Islamica 4 1931:

4 343—502 E. Pröbster, Privateigentum und Kollektivismus im mohammedanischen Liegenschaftsrecht insbesondere des Maghrib (Zur Frage, ob Individuen am Grund und Boden der eroberten Länder nur Nießbrauch- oder auch Besitzrecht erwerben können, zieht P. die Ṭāgūt-Praxis der Nomaden heran mit dem Beispiel Muhammeds als des Rechtsnachfolgers der Banū Ġatafān bei Ḫaibar und der Banū Hilāl in Maghrib; politische Iqṭā'-Belehnungen der Fāṭimiden und Almohaden; Agrarkollektivismus als Auswirkung des türkischen und des marrokanischen Regierungssystems; staatliche Bodensozialisierung auf Grund der Waqf-Theorie wird ausgeglichen durch die Manfa'a-Berechtigung bis zur Form der ewigen Erbpacht mit vollem Verfügungsrecht. — Diese Leipziger Habilitationsschrift sichtet die Rechtsbegriffe auf Grund reichster, auch wenig bekannter Originalquellen und der europäischen Literatur mit vielem Iḫtilāf; eine Zeitungsschau kann ihr nicht gerecht werden). — 512—21 A. Fischer, Zur Syntax der muslimischen Bekenntnisformel (Da *anna* vor generell verneinendem *lā* unmöglich ist: *ašhadu an* [oder auch *annahu*] *lā ilāha . . . ašhadu anna M.*).

5 525—61 M. Plessner, Beiträge zur islamischen Literaturgeschichte. Studien zu arabischen Handschriften aus Stambul, Konia und Damaskus (Frisch sind Faḫraddīn ar-Rāzī *al-firāsa*, Ṯābit b. Qurra *taṣḥīḥ masāʾil al-ġabr bi l-barāhīn al-handasīja*, Abu l-Faraǧ 'Abdallāh b. aṭ-Ṭaiyib *al-quwā aṭ-ṭabī'īja*, Ḫālid al-Hakīm 2 iḫtijārāt-Losungen in Gedichtform, al-Ḫaṭīb al-Baġdādī *'ilm an-nuǧūm*, al-Muḫtafī *sirāǧ az-ẓulma*, Hippokrates *al-ahwija wa l-buldān* übers. von Ḥunain, Ǧābir b. Ḥaijān *al-baḫṭ*, al-Kindī *'ilm al-katif*; titellose Schrift von Abū Naṣr 'Aun b. al-Mundir; mehrere auch ältere oder vollständigere Hdss. zu bekannten Werken; anonyme oder noch unbestimmbare Spruchsammlungen, Auszüge, Übersetzungen u. a.). — 562—75 A. Baumstark, Das Problem eines vorislamischen christlich-kirchlichen Schrifttums in arabischer Sprache (Indirekte Belege sind die Sprache des Waraqa b. Naufal, die koranischen Bibelzitate und die Tatsache, daß im palästinensischen Theodosiuskloster schon um 530 die verschiedenen Völkern entstammenden Mönche die Proanaphora je in ihrer Sprache feierten; die älteste Übersetzung der Psalmen

ist nicht durch die Koransprache beeinflußt, die der Evangelien kennt in der Perikopenrubrik z. B. noch nicht die Vorfasten des Heraklius; sie weist in das Antiochener Patriarchat zum Ghassanidenreich; beim Übergang in das Jerusalemer wurden die dort geltenden Rubriken nachgetragen). — 576—95 W. Ivanow, Notes on Phonology of Colloquial Persian (Weitgehendes Vermeiden der Emphase und der klaren Vokalfarbe, Einfluß des steigenden oder fallenden Akzentes, kein genauer Unterschied zwischen Länge und Kürze, Verschlucken, Umsetzung, örtliche Schattierungen: Beispiele in englischer Umschrift: بلی baaali, پادشاه podeshoh; Shirauz und Imaum in der unvoreingenommenen Umschreibung nichtorientalistischer Reisenden sind berechtigt; دشت dishte, فارغ firigh, شهر shār, aber نوه fast nukh; قحط qakht; راه دور roye dur; دیکر diyä; است ä, میخواهد moya, عکسر aski). — 596—601 F. Krenkow, The Use of Poison by the Ancient Arabs (Die vergifteten Pfeile bei den Dichtern sind nur metaphorisch gemeint; Gift wurde im Kampfe zwischen Menschen nicht verwandt).

5 1931:

1 1—16 A. Fischer, Köprülü-zāde Mehmed Fuad ,'Abdülhaqq Hāmid, der Erneuerer" (Übersetzung nach der Anthologie a. d. neuztl. türk. Lit. 199—208). — 17—96 Ilse Lichtenstaedter, Das Nasīb der altarabischen Qaṣīde (Das Schema; stehende Wendungen, Vokabeln und Metonymien; bei Imra' al-Qais und al-A'šā etwas Eigenart; städtische Dichter nicht von den beduinischen unterschieden; das freie Liebesverhältnis galt nicht als Schande; Parallele aus altperischer, alt-egyptischer [äthiopischer] Liebeslyrik und aus Hohelied). — 99—110 A. Fischer, Gestalten, Gebrauch, Name und Herkunft der muslimischen Bekenntnisformel (Teil 1: mit oder ohne *aššadu*, Art der Satzverbindung, unter Berücksichtigung aller Schulen). R. St.

Litterae Orientales 1930:

1 3 3—15 G. Jacob, Zur Geschichte des Bänkelsanges. — 16—7 P. Witte, Das Deutsche Archäologische Institut in Konstantinopel [s. a. bes. Anz.].

2 1—9 O. G. von Wesendonk, Das Problem der altpersischen Kunst.

4 1—15 M. Dostojewski, Die modernen russischen Publikationen auf dem Gebiete der Orientalistik, mit Bibliographie.

1931:

5 1—11 W. Kirfel, Textüberlieferung und Textkritik in der indischen Philologie. E. P. B.

6 1—10 A. A. Semenov, Kurzer Abriß der neueren mittelasiatisch-persischen (tadschikischen) Literatur (1500—1900). — 11—3 C. Brockelmann, Th. Nöldeke zum Gedächtnis. — 13f. E. Erkes, Emil Krebs †. — 15—8 F. H. Weißbach, Heinrich Zimmern †.

7 1—11 F. Wichner, Einiges über Kantonesische Literatur.

8 1—6 Fr. von den Velden, Das Baskische eine afrikanische Sprache. R. P.

Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen 33 1930:

I. Ostasiatische Studien:

1—82 A. v. Gabain, Ein Fürstenspiegel: Das Sin-yü des Lu Kia (Einleitung, Biographie des Lu Kia aus Shi-ki 97, Textkritik, Übersetzung des Sin-yü, Namenregister). — 83—130 E. Heider, Die samoanische Häuptlingssprache (Allgemeine Untersuchung, Wörtersammlung nach Kategorien unter Vergleichung mit der gewöhnlichen Sprache, Satzbeispiele). — 131—6 Marcks, Bericht über die Häuptlingssprachen bei den Batak auf Sumatra. — 137—54 Fr. Otte, Bemerkungen zur angewandten Wirtschaftswissenschaft in China (Staatsfinanz, Privatwirtschaftslehre, Konjunkturlehre, Statistik). — 155—81 W. Simon, Yen-wen-dui-dschau und Koku-yakukan-bun (Eine Bibliographie von Werken der chinesischen Literatur mit gegenüberstehender Übersetzung in die moderne Umgangssprache, sowie der japanischen Übersetzungen und Bearbeitungen chinesischer Literaturwerke, nebst Index).

F. E. A. Krause.

II. Westasiatische Studien:

1—82 H. Scheel, Die Schreiben der türkischen Sultane an die preußischen Könige 1721—1774 s. besondere Besprechung. — 83—104 R. Vasmer, Zur Münzkunde der Qarāḫāniden. Mit 4 Tafeln (1. Aus den Münzen der beiden Brüder Aḥmed und Naṣr b. 'Alī wird erschlossen, daß ersterer der Oberherr war, der sich nach Naṣr's Tod 403 auch Māwarā'an-nahr's bemächtigte; 2. wird die Laufbahn und Stellung des 3. Bruders Muḥammed Arslānḫān geklärt; 3. wird aus den Münzen von Qadrḫān und seinen Söhnen die Geschichte dieses Zweiges der Dynastie geprüft). — 105—29 Ahmed Djaferoglu, 75 Azärbajǧanische Lieder „Bajaty". Forts. (von 32, 55—79: Schluß der Lautlehre des Gänǧä-Dialektes; Mitteilung der Lieder in Transkription und Übersetzung). — 130—7 Fr. Babinger, Bestallungsschreiben Aḥmeds III. für Chalīl Pascha, Statthalter von Tripolis (Berberei), vom Jahre 1120/1708 (Faksimile, Text und freie Übersetzung mit Sammlung aller Nachrichten über Chalīl). — 138—78 Fr. Babinger, Ewlijâ Tschelebi's Reisewege in Albanien (aus Bd. VI u. VIII des Sejâḥatnâme: eingehende Analyse, besonders wertvoll durch Beiziehung reicher Literatur sowie eigene Kenntnis des Landes). — 179—93 G. Kampffmeyer, Arabische Dichter der Gegenwart. Viertes Stück (XV. Aus Amerika: Die Lieder des Derwisch, von Raschīd Aijūb, New York 1928). — 194f. J. H. Mordtmann, Alte und neue Propheten im Orient (vergleicht eine 1874 ausgesprochene Weissagung von Bohar Levy „etwas, das mit Qāf anfängt, wird untergehen" mit den Buchstaben-Prophezeiungen der *malāḥim*). — 196—203 Bibliographische Berichte.

R. H.

III. Afrikanische Studien:

1—55 D. Westermann, Ein Bericht über den Yehwekultus der Ewe von S. H. Kwadzo Afelevo (Ewe-Text und Übersetzung; der Text stammt von einem ehemaligen Mitglied dieses Geheimbundes). — 55—82 G. Tessmann, Die Sprachen der Mbaka-Limba, Mbum und Lakka. Wörterlisten und Grammatik (Sudansprachen aus Ost-Kamerun, 1913/14 vom Verf. aufgenommen). — 82—159 R. Prietze, Bornu-Texte (Kanuri-Text mit Übersetzung ins Hausa und Deutsche, dazu in Beilage I—XXXII Faksimile des mit arabischen Buchstaben geschriebenen Kanuri-Manuskripts). — 159—212 H. J. Melzian, Die Frage der Mitteltöne im Duala (erster Teil einer im Wintersemester 1928/29 eingereichten Berliner Dissertation). A. Klingenheben.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums N. F. 39 1931:

1/2 1—15 Wiener, Neuere Erscheinungen zum biblischen, besonders zum prophetischen Schrifttum (Sammelreferat über Bücher von Herrmann, Weiser, Prätorius, Smith, Welch, Hertz, Posner, Storr, Allwohn, Galling, Beer, Wendel, Rabin, Glueck, Löhr, Sellin-Festschrift). — 15—19 Torczyner, Biblische Kleinprobleme (3. Ein verkannter Volksname in der

Bibel, Jes. 21, 1 lies בגבל חלף, Ganbul ist assyr. Stamm- oder Landschaftsname Gambulu; vielleicht auch Jes. 22, 1 גיא חזיון so zu deuten; 4. Zwei Fälle falscher Versabteilung: Gen. 31, 39f. היתי gehört zum Vorhergehenden; Jer. 2, 23f. פרא gehört zu משרכת = die ihren Wandel verknüpft mit einem Wildesel). — 19—29 Lewy, Kleine Beiträge zu Bibel und Volkskunde (1. Zu Deut. 16, 7 „ein jeder — die Gabe seiner Hand soll sein wie der Segen Gottes"; 2. Zu der Sage von אבא קולן in Midrasch Schir haschirim 1, 6: א״ק ist patronus coloniae, und רומי ר׳ בבליקן ist בבלן — Ρωμη Βαβυλων im Sinne des Neuen Test.; 3. Zur jüdischen Ethik: Trauerbräuche, deren Motiv die Scheu vor Beschämung der Armen ist; 4. Zu jüdischen Bräuchen: Lichtzauber in mancherlei Form). — 67—68 Zur jüdischen Vorlage der Johannes-Apokalypse, vgl. 1930, 345ff. — 69—74 Zur jüdischen Kunstforschung (wichtige Literatur! Weiteres darüber Heft 5/6 S. 234f.; Heft 7/8 S. 269ff., 311ff.; Heft 11/12 S. 465ff.). — 77—78 Zu Dalmans Buch „Worte Jesu", von Perles. 3/4 97—118 Schirmann, Eine hebräisch-italienische Komödie des 16. Jhrhdts. — 135—43 Wilhelm, Ein Jelamdenu-Fragment (stammt aus der Helmstedter Sammlung von hebr. Pergamenthandschriften und enthält einen Midrasch Jel. zu Dt. 2, 3 und 2, 9; der Text ist abgedruckt). — Wichtigere Besprechungen: *Schlesinger, Satzlehre der aram. Sprache des bab. Talmud, 1928 (J. Löw). — *Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu II, 1, 1929 (Posner). 5/6 161—72 Weinryp, Neue jiddische Literatur; Historisches (Sammelreferat). — 172—91 Scholem, Reste neuplatonischer Spekulationen in der Mystik der deutschen Chassidim und ihre Vermittlung durch Abraham bar Chijja („Es soll hier nachgewiesen werden, daß auch zu den deutschen Ch. spätestens im 12. Jhrh. neupl. Spekulationen gelangt sind, die in einer sonderbaren Rückbildung und unter Verlust ihres ursprünglichen Sinnes eine ihrer Hauptanschauungen bestimmt haben"). — 191—208 Zur Landeskunde Palästinas. 1. Krauss, Die jüdische Siedelung in Samaria (Auseinandersetzung mit dem Aufsatz von Klein in Jahrg. 1930, 369ff.; es geht um die philologische und historische Deutung von Meg. Taanith Kap. 8 zum 25. Marcheschwan); 2. Press, Zur Narbattafrage (N. = Chirbet Ṭâṭâ nw. von Es-Sindiâne); 3. Lichtenstein, Der Gedenktag des 25. March. in der Fastenrolle; 4. Erwiderung von Klein.

7/8 241—68 Guttmann, Die wissenschaftliche Talmudpflege der neueren Zeit (vgl. 1930, 172ff. behandelt Montefiore, Rabbinic Literature and Gospel Teaching 1930; Klausner, Jesus v. Nazareth. Deutsche Ausgabe 1930; Malter, Taanith aus den Publications of the American Academy for Jewish Research Vol. 1 1930; Higger, שבע מסכתות קטנות New York 1930; Gulak, דיני קרקעות, in den rechtsgeschichtlichen Forschungen von Junovitch Teil I; Zuri, תולדות משפט הצבורי העברי, Band I, Paris 1930; Eisenstadt, Übersetzung des Corp. Jur. Civ., Jerusalem 1930; Hildesheimer, Das jüdische Gesellschaftsrecht, Leipzig 1930; Fischer, Die Urkunden im Talmud II, Frankfurt 1930; Jung, The Jewish Law of Theft, Philadelphia 1929; Katz, Protection of the Weak in the Talmud, New York 1925. — 286—92 Schütz, Die Ossuarien in Palästina. — Wichtige Besprechungen: 307ff. *Thesaurus Totius Hebraitatis Vol. VIII (S. Krauss). — *Cramer, Amos (Maybaum); Zur Rassenkunde (Stern).

9/10 328—35 Jacob, Neuere Literatur über Paulus und das Urchristentum (Bücher von A. Schweitzer, Bultmann, Kuhlmann, Kümmel, Barnikol, Gloege: neben vielen wertvollen kritischen Bemerkungen doch mancherlei bedauerliche Mißverständnisse; P. soll das Gesetz aufgegeben haben, wer sah, daß damit die Heiden nicht zu gewinnen seien?! Das Ringen mit dem Problem Gesetz und Sünde bei Paulus nur ein Produkt seines schlechten Gewissens gegenüber seiner pharisäischen Vergangenheit!). — 347—62 Scholem, Voulliauds Übersetzung des Sifra di-Zeniutha aus dem Sohar und andere neuere Literatur zur Geschichte der Kabbala I (Fortsetzung in Heft 11/12 S. 444ff.; setzt sich hauptsächlich mit der Arbeit des Franzosen auseinander, deren groteske Ignoranz in allen Fragen der kabbalistischen Mystik schonungslos aufgedeckt wird, für phantasierende „Religionswissenschaftler" ein warnendes Beispiel; die Fortsetzung bespricht außerdem Deinards Schrift gegen die Kabbala, Libowitz' Ausgabe des Ari Nohem, Kamelhar, Rabbenu Elasar von Worms, Kaufmanns Rabbenu Jomtob Lippmann, Horodetzky's Anthologie aus Schriften Mose Kordoveros und Apfelbaums Mose Sakkuto. — 369—74 Klein, Inschriftliches aus Jaffa (im Anschluß an Pedersen's Ausgabe der Sammlung Ustinow, Oslo 1930). — 377—9 Marmorstein, Die Gottesbezeichnung Elohim im Jelamdenu (gegen Wilhelm s. o. Heft 3/4). — 379—80 König, Zu Deut. 16, 17 (gegen Lewy s. o. Heft 1/2). — 380—1 Rappaport, Nachträge zu Lewys Beiträgen zu Bibel und Volkskunde. — Wichtige Besprechungen: *Humbert, Recherches (Mahler). — *Schaeder, Esra der Schreiber (Vogelstein). — *Weber, Josephus u. Vespasian; *Reinach-Blum, Flavius Josephe Contra Apion; *Rappaport, Agada u. Exegese bei Flav. Jos. (Posner). — *Dalman, Jerusalem u. sein Gelände (Klein).

11/12 401—12 Albek, Zu den neueren Ausgaben halachischer Midraschim (Corpus Tannaiticum Bd. II Mechilta des R. Ismael von Horovitz u. Rabin; Epstein, Ein Fragment des Sifre Zuta zu Parasche Para [in der Zeitschrift Tarbiz, Jerusalem 1929, 1]; Ginzberg, Ginze Schechter I [gegen G.'s These von der literarischen Einordnung dieser Fragmente). — 429—43 Lestschinsky, Jüdische Wanderungen u. Staatsträume im Lichte der Vergangenheit (wertvolle Literatur zur Vorgeschichte des Zionismus!). — 444—55 Scholem, Voulliauds Übersetzung s. o. zu Heft 9/10. — 462—3 Sukenik, Nochmals die Ossuarien in Palästina (zu dem Aufsatz von Schütz s. o. Heft 9/10; dazu Nachwort von Schütz S. 463f.). — Wichtige Besprechungen: Ember, Egypto-Semitic Studies, (Mahler); Obermeyer, Die Landschaft Babyloniens (Klein); Lodder, Die Schätzung des Quirinius bei Fl. Josephus (Posner); Norden, Durch Abessinien und Erythräa (Scheftelowitz). W. Staerk.

The Museum of Far Eastern Antiquities (Ostasiatiska Samlingarna), Stockholm 1930:

2 1—64 Bernhard Karlgren, Some Fecundity Symbols in ancient China (mit 6 Taf. K. beweist, daß der Ahnenkult in China in erster Linie ein Fruchtbarkeitskult ist, der die Nachkommenschaft der Familie sichern soll — die Zeichen 祖 'Ahn', 伯 'ältester Bruder' und 主 'Ahnentafel', haben aus paläographischen Gründen als phallische Symbole zu gelten — und in engster Verbindung mit dem Fruchtbarkeitskult der Erde steht — das Zeichen 社 ebenfalls ursprünglich phallisches Symbol. Unter den erhaltenen Denkmälern Umschau haltend, weist K. auf ein völlig naturalistisch gebildetes Phallussymbol im Stockholmer Museum hin und ist geneigt, auch die *ts'ung* 琮, bisher auf Grund später Han-

pekulationen als Erdsymbole angesehen, viel eher ir die äußeren Hüllen der „Ahnentafeln", d. h. der hallischen Symbole anzusehen. Demgegenüber sind ie Muscheln Symbole der weiblichen Vulva, voller agischer Yin-Kräfte. Die Bestätigung dieser aus hilologisch-paläographischen und textkritischen Beachtungen resultierenden Befunde sucht und findet . in den Inschriften der Bronzegefäße, die sie vor llem als Weihgaben im Ahnentempel zur Erlangung on Nachkommenschaft dokumentieren. Hierzu eigt Verf. überraschende Parallelen in der schweischen Prähistorie auf. — Mit diesem scharfsinnigen nd inhaltsreichen Aufsatz liefert K. einen der beeutendsten Beiträge zum Verständnis des alten hina). — 67—134 Olov Janse, Notes sur quelques pées anciennes trouvées en Chine (mit 21 Taf. und 4 Fig. Klassifikation und sorgfältige Beschreibung er verschiedenen Typen, Versuch einer geograhischen und chronologischen Gliederung unter erücksichtigung der fremden Einflüsse, Katalog es abgebildeten Materials). — 177—83 Ders., Quelues antiquités chinoises d'un caractère Hallstattien nit 4 Taf. und 3 Fig. Chinesische Äxte, Lanzenpitzen, Pfeilspitzen, Pferdegeschirr-Fragmente usw., ie in überzeugender Weise mit entsprechenden unden aus Hallstatt zusammengestellt werden; öglichkeit der Vermittlung dieser Einflüsse durch e Skythen). — 193—207 O. Karlbeck, Notes on ie Archaeology of China (mit 8 Taf. und 3 Fig. euerwerbungen der Ostasiatischen Sammlungen Stockholm, die durch den Verf. in China getätigt nd: Bronzefragmente und Waffen aus Anyang, lackte Balken und Bronzemasken eines Grabes is der Umgebung von Wei-hsien-ch'eng in Honan. xkurs über die Herkunft der frühesten Gruppe inesischer Spiegel, in dem Verf. die bislang vertetene Ansicht aufgibt, daß sie Erzeugnisse der h'u-Kunst seien, da sie inzwischen außer in dem uai-Tal auch an anderen Orten Chinas gefunden urden. Leider hat diese „Ch'u-Kunst" in der Litetur bereits schon Unheil angerichtet). — 225—7 G. Andersson, Oscar Björck. In Memoriam (mit ildnis). — 229—31 Nils Palmgren, Gräfin Wilhelina von Hallwyl. In Memoriam (mit Bildnis). — 3—7 I. G. Andersson, The tenth anniversary of e Swedish China Research Committee and the arlbeck exhibition. L. R.

Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften Göttingen. Philologisch-historische Klasse 1930:
4 345—62 H. Kees, Kultlegende und Urgeschichte. undsätzliche Bemerkungen zum Horusmythus von lfu. — 396—406 K. Reitzenstein, Eros als Osiris. n Nachtrag.

1931:
28—58 R. Reitzenstein, Eine wertlose und eine rtvolle Überlieferung über den Manichäismus. E. P. B.

Der Nahe Osten 11 1930:
1—3 Literatur über die neue Türkei I.
17 Literatur über die neue Türkei II. — 17—9 utscher Weinbau in Palästina.
33—5 D. Trietsch, Islam und Wirtschaft.
57—8 B. Peil, Feuerbekämpfung in der neuen rkei.
m ersten Juni 1930 ab hat die Zeitschrift ihr Erneinen eingestellt. J. Schacht.

Neue Allgemeine Missionszeitschrift 8 1931:
5—18, 44—56 Schomerus, Der Synkretismus f den Missionsfeldern unter besonderer Berücksichtigung Indiens.
85—90 C. J. Voskamp, Urteile der chinesischen Presse über den Übertritt Chiang Kai-sheks zum Christentum.
3/4 65—75, 106—14 G. Jasper, Die nationale Bewegung im vorderen Orient.
6/7 176—89, 206—15 J. Müller, Die Neigung zum Synkretismus in China.
9 257—67 A. Hohenberger, Der indische Gott Wischnu im Lichte der Sanskritliteratur.
12 353—61 Schaeffer, Christlich-jüdische Probleme in Nordamerika. E. P. B.

Neue Zürcher Ztg. vom 25. 12. 31. 3. Blatt. Ludwig Köhler, Horniß oder Fallsucht? (zirah wird II. Mos. 23, 27/8, V. Mos. 7, 17/20 und Jos. 24, 12 als Hornisse übersetzt; überall sendet Jahwe „zirah" voraus, um Israels Feinde zu lähmen. Verf. zeigt, daß es sich bei dem Wort um arab. t.sirah = Entmutigung handelt; auch die Möglichkeit der Deutung als Epilepsie sei abzulehnen). Wr.

The Nineteenth Century and after 111 1932:
659 24—34 J. Coatman, The Round Table Conference. E. P. B.

Numismatic Chronicle V. Ser. 11 1931:
91—130 R. B. Whitehead, The Portrait Medals and Zodiacal Coins of the Emperor Jahāngīr (m. 4 Taf.). Wr.

L'Oltremare 4 1930:
1 (Gennaio) 6—12 B. Corti, I problemi del Tanganika. — 13—7 M. Paulucci, La Federazione dell' Est Africa Britannico. — 22—6 G. B. Costa, Le operazioni nel Sud Tripolitano. — 26—33 J. Luzatti, Storio di una prigionia nel Fezzan (über Petragnani, der in seinem Buch „Il Sahara tripolitano" seine Erlebnisse in der Gefangenschaft beim Senūsī 1912ff. schildert).
3 (Marzo) 123—6 R. Porrini, Il Cattolicismo in Eritrea, Somalia, Egeo.
4 (Aprile) 149—52 E. Bussi, Islam e Sionismo.
5 (Maggio) 196—8 G. Colli di Felizzano, Da Ligg Jasu a Tafari Maconnen.
6 (Giugno) 230—3 M. Salvadori, La Libia e le communicazioni transahariane. — 234—6 G. Salvadei, L'Etiopia unico baluardo cristiano in Africa. — 243—7 M. Pigli, La dottrina Gandhista.
8 (Agosto) 301—4 La Crisi dell' Islam. — 317—26 Il Meharista, Italia e Senussia (anläßlich der Schließung der Senūsī-Zāwija's; Überblick über die neueste Geschichte).
9 (Settembre) 348—51 G. Salvadei, Il Porto di Massaua (anläßlich des Beschlusses zum Ausbau des Hafens). — 358—64 G. Galassi, L'inquietudine dell' Egitto. — 371—3 C. Zaghi, Gli studi etiopici in Italia.
10 (Ottobre) 402—5 M. Salvadori, Il „mandato" sulla Palestina e la Società delle Nazioni.
11 (Novembre) 441—6 C. Masi, Le ultime cronache marocchine I. — 456—8 C. Zaghi, Pietro Sacconi (ital. Kaufmann u. Pionier in Somaliland 1840—1882).
12 (Dicembre) 492—7 C. Masi, Le ultime cronache marocchine II. — 499—501 M. Palieri, Le origini del nuovo Imperatore di Etiopia (mit Stammbaum). — 504—7 E. Insabato, Maometto el l'Islam di oggi. — 510—3 Fr. Coro', A caccia con gli slughi in Tripolitania.

5 1931:
1 (Gennaio) 26—31 D. Cantalupo, Turchia di oggi e di domani.
2 (Febbraio) 47—52 P. Bernasconi, Le oasi di Cufra e la Senussia (anläßlich der Besetzung durch italie-

nische Truppen). — 72—4 C. Masi, Per la storia del contrasto sardo-tunisino del 1830.
3 (Marzo) 100—4 D. M. Cufra, le esplorazioni ed i viaggi. — 110—4 A. Nigra, Cronache Etiopiche.
4 (Aprile) 138—42 D. de Miranda, Il Silfio: antica e misteriosa pianta della Cirenaica (das Sylphium der Alten ist weder thapsia gargantica noch narthex, sondern noch nicht gefunden). — 155—8 D. Cantalupo, L'Emiro Fakhreddin e l'Italia.
5 (Maggio) 217—20 S. G. Ventimiglia, Tolmeta, antica Tolemaide. R. H.

Oriente Moderno 11 1931:

3 (Marzo) Sez. politico-storica: 117—31 A. Giannini, La costituzione della Transgiordania. — Sez. culturale: 162f. *Usamah's Memoirs ed. by Ph. K. Hitti, Princeton 1930 (C. A. Nallino). — 164—6 *Manṣūr Fāhmī, Khaṭarāt Nafs, Cairo 1930 (M. Guidi).
4 (Aprile) Sez. culturale: 196—16 P. Sfair, Canzoni popolari di satira sociale e politica del Libano e della Siria (5 Satiren des Beiruter Dichters ʿOmar ez-Zeʿennī, pseud. Ḥunain, in Transkription nach der Aussprache von Beirut und Übersetzung nebst Erklärung).
5 (Maggio) Sez. culturale: 243—58 L. Bonelli, La confraternita religiosa dei Bektāshī in un romanzo turco di Yaʿqūb Qadrī (Übersetzung der hierfür interessantesten Stellen aus „Nūr Bābā", worüber s. Islam, 15, 325ff.). — 259—62 E. Cerulli, Razzie e razziatori nella Somalia Settentrionale (die Kriegs- oder Beutezüge dienen zur Bestimmung der Zeitangaben und haben oft bestimmte Namen).
6 (Giugno) Sez. politico-storica: 265—74 A. Giannini, La Costituzione afghāna. — 276—83 La Costituzione afghāna del 1923 con il supplemento del luglio 1924 (italienische Übersetzung nach der offiziellen persischen Lithographie, die sich selbst aber als Übersetzung des afghanischen — ?— Originals bezeichnet). — 283—5 Trattato d'amicizia e buon vicinato, 7 aprile 1931, fra il Regno del Higiaz e Negd e dipendenze e il Regno dell' ʿIraq (nach dem Text in *Umm al-Qurā*). — 285f. Protocollo d'arbitrato del 7 aprile 1931 tra il Regno del Higiaz e Negd e dipendenze e il Regno dell' ʿIraq (nach *Umm al-Qurā*).
7 (Luglio) Sez. politico-storica: 317—34 A. Giannini, La Costituzione persiana. — 335—49 La Costituzione persiana del 1906, il suo Complemento del 1907 e le modificazioni del 1925 (nach offiziellen persischen Ausgaben). — Sez. culturale: 363f. *Defontin-Maxange, Alger avant la conquête. Ewdj 'Ali, corsaire barbaresque, Paris 1930 (E. Rossi).
8 (Agosto) Sez. culturale: 395—405 C. A. Nallino, Due recenti pubblicazioni italiane sull' arabo meridionale preislamico (J. Guidi, Summarium grammaticae veteris linguae Arabicae meridionalis, neu hrsg. von der ägyptischen Universität lateinisch und arabisch, und Conti Rossini, Chrestamathia Arabica Meridionalis epigraphica). — 406—15 Fr. Babinger, Appunti sulle cartiere e sull' importazione di carta nell' Impero Ottomano specialmente da Venezia (Übersetzung von den Verfassers „Zur Geschichte der Papiererzeugung im Osmanischen Reiche" mit Zusätzen). — 415—24 E. Rossi, Il secondo centenario della morte di Luigi Ferdinando Marsigli (kurzer Abriß des Lebens von M. 1658—1730, Bericht über Veröffentlichungen aus Anlaß des 200. Todestags). — 424—6 M. Guidi, Intorno al defunto erudito musulmano Ahmed Taimur Pascià (über Leben und Schriften von A. T.).
9 (Settembre). Sez. politico-storica: 430f. Il testo del Trattato di neutralità e di reciproca non aggressione del 24 giugno 1931 tra l'U. R. S. S. e l'Afghānistān (nach Izvestija). — 431—7 Il Programma il Regolamento del Partito Repubblicano del Popo in Turchia (nach C. H. F. Üçüncü Büyük Kongr sabitlari). — Sez. culturale: 460—7 E. Cerulli, P la toponomastica della Somalia (macht auf Ung nauigkeiten und Inkonsequenzen der Namen-Wiede gabe auf der neuen offiziellen Karte 1 : 400000 d Somali-Landes aufmerksam, um einheitliche Tran skription zu fordern). — 467—9 *F. Beguinot, berbero nefûsi di Fossâṭo, Roma 1931 (C. A. Nallino — 469—71 *Ibn Ġalbūn, Ta'rīḫ Ṭarābulus al-Ġarb Cairo 1349 (C. A. Nallino: mit wichtigen Bemer kungen über die Handschriften).
10 (Ottobre). Sez. politico-storica: 480f. Decret della Sacra Congregazione del Cerimoniale circ l'Ordine del Santo Sepolcro. — Sez. economica 506—17 K. Grunwald, Lo sviluppo economico del isola di Cipro dal 1919 al 1930. — 518—24 K. Grun wald, Il commercio estero dell' ʿIrāq.
11 (Novembre). Sez. culturale: 555—70 A. San marco, Sull' inedito giornale di viaggio di Alessandr Ricci nell' Egitto e nelle regioni adiacenti 1817—182 (kündigt die Veröffentlichung des wiedergefundene Tagebuches mit Einleitung über Leben und Wirk samkeit Riccis an).
12 (Dicembre). Sez. politico-storica: 575—8 Docu menti riguardanti l'entrata in vigore dello „Statu Organique" o „Constitution" del 14 maggio 193 per la Siria (französischer Text). — Sez. culturale 604—16 M. Nallino, Intorno a due traduzioni arab del „Principe" del Machiavelli (um 1823 ließ Muḥam med ʿAlī den Principe durch Rafael Zaḫūr in Arabische übersetzen: das Ms. kam auf Umwege in die Nationalbibliothek in Kairo; 1922 erschien eine Übersetzung „kitāb al-amīr" von Muḥammed Luṭfī Ǧum'a). — 617f. E. R., Le maiuscole ed segni d'interpunzione stabiliti per l'arabo da Governo Egiziano (über Vorgeschichte der Neuerung ihre Aufnahme bei den Kalligraphen, sowie die offizielle Veröffentlichung selbst: „*Hurūf at-tāǧ wa ʿalāmāt at-tarqīm wa mawāḍiʿ istiʿmālihā*", Cairo 1931).

12 1932:

1 (Gennaio). Sez. politico-storica: 1—11 A. Giannini, La Costituzione Etiopica. — 13—21 La Costituzione Etiopica („Legge dell 'Impero") del 16 luglio 1931 (nach dem amharischen Urtext).
2 (Febbraio). Sez. politico-storica: 67—71 Documenti dell' opera della codificazione canonica orientale. — Sez. culturale: 109—16 A. Jeffery, Su due recenti traduzioni musulmane inglesi del Coran (von M. Pickthall bzw. von al-Ḥaj Hafiz Ghulam Sarwar, beide den Aḥmedijje-Kreisen angehörig). — Sez. economica: 117—28 K. Grunwald, Le finanze del Regno dell' ʿIrāq. R. H.

Orient und Occident 1—6 1929—1932:

1 71—5 Alexander Puschkin, Nachahmungen des Koran. — 75—81 Paul Schütz, Von Mossul nach Bagdad.
2 53—67 Karl Klinghardt, Die Zivilisierung Asiens.
4 74—84 Paul Schütz, Der Bolschewismus im erwachenden Osten 1929—1930 (Wichtige Chronik mit genauen Angaben von Orts- und Personennamen, Daten u. dgl., die die Beziehungen Rußland—Indien, Rußland—China betreffen).
5 33—47 Raffaele Pettazzoni, Die Nationalreligion Japans und die Religionspolitik des japanischen Staates. — 82—5 Elias Hurwicz, Russische Einflüsse in der Freiheitsbewegung Indiens.
6 37—43 Paul Schütz, Der Bolschewismus im erwachenden Osten 1930—1931 (Fortsetzung des oben unter 4 genannten Berichtes für Rußland—China). H. F.

Ostasiatische Zeitschrift N. F. 6 1930 (nebst „Mitteilungen der Gesellschaft für ostasiatische Kunst", 5. Jg. Nr. 1—6):

1 1—2 W. Cohn, Ein Buddhakopf der Fujiwara-Zeit. — 3—9 E. Waldschmidt, Wundertätige Mönche in der ostturkistanischen Hinayāna-Kunst. — 10—5 L. Bachhofer, Zur Aera Kanishkas. — 16—31 F. Rumpf, Beiträge zur Geschichte der drei Holzschnittzeichnerschulen Toriї, Okumura und Nishimura. I. — 32—9 F. Kuhn, Das mysteriöse Portrait. I. (Übertragung der Novelle „Teng da-yin gui duan gia-sї" aus Gin-gu-ki-guan). — 40—4 *F. Ayscough, Tu Fu (F. Lessing). — 46—8 *W. F. Stutterheim, A Javanese Period in Sumatran history (T. B. Roorda).

2 61—5 F. Lessing, Richard Wilhelm zum Gedächtnis. — 66—72 O. Kümmel, Ein ostasiatisches Museum in London? (Über den Bericht der Royal Commission on National Museums and Galleries.). — 73 (W.) C(ohn), Zwei Köpfe aus Yünkang. — 74—86 F. Fichtner, Chinesische Sung-Seladone in Ägypten und ihre Nachbildungen in Fustât. — 87—101 F. Rumpf, Beiträge zur Geschichte der drei Holzschnittzeichnerschulen Toriї, Okumura und Nishimura. II. — 102—16 F. Kuhn, Das mysteriöse Portrait. II. — 118—21 *Th. van Erp, De ommanteling van Barabudur's oorspronkelyken voet (T. B. Roorda).

3/4 141—4 F. Lessing, F. W. K. Müller zum Gedächtnis. — 145—9 E. Waldschmidt, Albert von Le Coq †. — 150—69 C. Hentze, Beiträge zu den Problemen des eurasischen Tierstyles. — 170—6 O. Kümmel, Neun chinesische Spiegel. — 177—203 A. Chanoch, Kamo no Chōmei (Übersetzung des Hōjōki). — 206—9 *P. L. Frois, Die Geschichte Japans [1549—1578] (C. Scharschmidt),

5 233—5 O. Kümmel, Ein Denkmal der Nord-Ch'i-Periode. — 236—40 F. Ayscough, Zwei Gedichtzyklen von Tu Fu (Deutsche Fassung von K. Wolters). — 241—6 L. Reidemeister, Grabfiguren und Stifterfiguren. — 247—9 A. K. Coomaraswamy, An Indian Bronze Bowl. — 251—3 *W. Cohn, Chinese Art (T. B. Roorda). — 253—4 *K. Kanokogi, Der Geist Japans (A. Chanoch).

6 265—77 E. Waldschmidt, Die Entwicklungsgeschichte des Buddhabildes in Indien. — 278—80 Z. de Takács, From Northern China to the Danube. — 281—3 F. Rumpf, Der angebliche „japanische Sonnenschirm des heiligen Franz Xaver" (wendet sich gegen einen Aufsatz von P. G. Schurhammer in „Artibus Asiae" Bd. 2). — 284 (H. Hardt,) Analysen chinesischer Bronze (Ergebnisse chemischer Analysen). — 285—7 *L. Bachhofer, Die frühindische Plastik, u. J. Ph. Vogel, La Sculpture de Mathura (W. Cohn). — 289—92 *W. P. Yetts, The George Eumorfopoulos Collection. Vol. 2 (O. Kümmel). — 292—3 *T. Tsudzumi, Die Kunst Japans (W. Cohn).

N. F. 7 1931 (nebst „Mitteilungen der Gesellschaft für ostasiatische Kunst", 6. Jg. Nr. 1—6):

1 1—10 F. Rumpf, Die Anfänge des Farbenholzschnittes in China und Japan. — 11—6 W. Speiser, Die Yüan-Klassik der Landschaftsmalerei. — 17—36 J. Hefter, Ming-t'ang-miao-ch'in-t'ung-k'ao. I. (Übersetzung des von Wang Kuo-we verfaßten archäologischen Traktats). — 37—8* O. Sirén, History of Early Chinese Art. Vol. 1—4 (O. Kümmel).

2 53 (W.) C(ohn), Eine Steinplatte aus der Chou-Zeit. — 54—60 T. B. Roorda, Neues über den Barabudur. — 61—2 W. Cohn, Eine Jadedeckschale aus dem Berliner Völkerkunde-Museum. — 63—9 W. Danckert, Ostasiatische Musikästhetik. — 70—86 J. Hefter, Ming-t'ang-miao-ch'in-t'ung-k'ao. II. — 87—8 *R. Groussets neueste Veröffentlichungen (W. Cohn).

3/4 103—5 J. Hefter, Abhandlung über die Landschaftsmalerei, von Wang Wei (Übersetzung). — 106—11 L. Bachhofer, Zur Plastik von Hadda. — 112—4 W. Cohn, Ein Kuang der Chou-Zeit. — 115—7 (L. Reidemeister,) Zwei Londoner Versteigerungen. — 118—23 H. Goetz, Geschichte der indischen Miniatur-Malerei. I. — 124—9 W. Speiser, Ergänzungen zu Waley's Index (of Chinese artists, Oxford 1922). — 132—4 *K. A. Wittfogel, Wirtschaft und Gesellschaft Chinas (F. Otte). — 134—6 *O. Fischer, Die chinesische Malerei der Han-Dynastie (W. Cohn). — 136 *N. Matsumoto, Le Japonais et les langues austro-asiatique (W. Simon).

5 153—5 O. Kümmel, Georg Oeder zum Gedächtnis. — 156—63 K. Teng, Zur Bedeutung der Südschule in der chinesischen Landschaftsmalerei. — 164—9 L. Reidemeister, Eine Grabplatte der Han-Zeit. — 170—83 J. H. Schmidt, Der chinesische Seidenstil des hohen Mittelalters. — 184—92 Geschichte der indischen Miniatur-Malerei. II.

6 205—7 O. Kümmel, Raymond Koechlin (Nachruf). — 208—12 W. Speiser, Studien zu chinesischen Bildern. I. Die Teetrinker von Yen Li-pen. — 213—4 L. Reidemeister, Eine Bronzevase der Han-Zeit. — 215—8 P. Moebius, Die Grundlagen der chinesischen Divinationslehren. — 219—26 H. Goetz, Geschichte der indischen Miniaturmalerei. III. — 228 *G. Soulié de Morant, A History of Chinese Art from ancient times to the present day (O. Kümmel).

W. S.

Osteuropa 6 1931:

5 250—8 E. Herman, S. J., Das Päpstliche Orientalische Institut in Rom (Übersicht über Geschichte, Aufgaben, Ziele und Organisation des von Papst Benedikt XV. am 15. Oktober als „Pontificium Institutum Orientalium Studiorum" gegründeten Instituts. Voraus Einleitung über die früheren Bemühungen Roms um Förderung der Kenntnisse über die östlichen Kirchen. Dazu Angaben über Lehrkräfte [seit 14. Sept. 1922 allein in den Händen des Jesuitenordens], Lehrstühle [seit 1924 eigener Lehrstuhl für die Institutionen des Islam] und bisherige Veröffentlichungen des Instituts).

L. Dürr.

Oudheidkundig Verslag: Uitgegeven door het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen 1929:

3/4 129—37 F. D. K. Bosch, Oudheidkundig Verslag over het derde en vierde kwartaal 1929 (Mittel-Java; Ost-Java; Bericht über die Tätigkeit der Oudheidkundige Vereeniging Majapahit; Epigraphie und Ikonographie; Praehistorie: Fund mit Skulpturen versehener, steinerner Grabdenkmäler im Kayan-Gebiet auf Borneo; holländische Altertümer). — 168—78 Lijst van fotografische opnamen over derde en vierde kwartaal 1929. — 179—243 F. D. K. Bosch, De beteekenis der reliefs van de derde en vierde gaanderij van Baraboedoer. Verslag van het onderzoek van de Gandavyūha-Hss. der Bibliothèque Nationale te Parijs ingevolge regeeringsopdracht van 23 Mei 1929. — 245—57 B. de Haan, Tjandi Badoet (erst vor kurzem bekanntgewordener, etwa 10 km von Malang entfernter, wahrscheinlich aus dem 8. oder 9. Jahrhundert stammender śivaitischer Tempel, der zu den ältesten erhaltenen Bauwerken Javas gehört und trotz seiner östlichen Lage dem frühen Datum entsprechend mittel-javanische Stilzüge trägt). — 258—83 K. C. Crucq, Epigraphische aanteekeningen. — 284—5 K. C. Crucq, Oudheden in paticulier bezit. Een bronzen beeldje en een kris (Figur eines Kinnara; Kris aus dem Besitze der

Sultane von Cheribon, die Klinge mit Wajangfiguren eingelegt). — 286—9 K. C. Crucq, Aanwinsten van de Archeologische Verzameling van het Bataviaasch Genootschap. De bronsvondst te Seloemboeng. Een terracotta-pul uit Banjoewangi. R. H.-G.

Palestine Exploration Fund 1931:

January: 1—8 Notes and News (Dr. Halls Nachfolger als chairman of the PEF Sir Charles Close, dessen Nachfolger in der Stelle des Ehrenschatzmeisters Rob. L. Mond und E. M. Paul. — Zusammenarbeit bei der durch die University of Harvard begonnenen Ausgrabung von Samaria mit der British School of Archaeology, der Hebrew University und der British Academy. — Verfasser des Aufsatzes „Discoveries at Pekiin" [Q. S. 1930, S. 210] heißt I. Ben-Zevie. Dr. Sukenik hat in den Schweich Lectures über alte Synagogen in Palästina und Griechenland gesprochen. Außer der Theodotus-Synagoge zu Jerusalem ist keine älter als 3. Jh. n. Chr. Damals bei den Juden keine Abneigung gegen bildliche Darstellung von Mensch und Tier). — 12—21 Alan Rowe and Père L. H. Vincent, New Light on the Evolution of Canaanite Temples as exemplified by Restorations of the Sanctuaries found at Beth-Shan (Rekonstruktion 1. des Tempels Thutmosis III. Unter den verschiedenen Teilen dieses Heiligtums wird genannt ein Innersanctuary mit 2 Altären, deren einer nachweislich zur Verbrennung von Tierkadavern diente. „Es ist wahrscheinlich, daß der Teil des Heiligtums, welcher die Altäre umfaßte, überdacht war. Aber ein sicherer Nachweis hierfür war trotz sorgfältiger Prüfung der Überreste nicht zu erbringen". [Brandopferaltäre in überdachten Räumen sind doch wohl praktisch schon kaum möglich.] 2. der Tempel des Amenophis III. und des Seti I. wie eines nördlichen und südlichen Tempels des Ramses II.; der nördliche wird mit dem Astart-Tempel Sam. α 31, 10, der südliche mit dem des Dagon Chron. α 10, 10 identifiziert. Unter den Kleinfunden, wie z. B. den sog. „shrine houses" sind mehrere mit Schlangen verziert. Der Stadtname Beth-Schean vielleicht als „Haus der Schlangengottheit" zu erklären, indem der Name der altmesopotamischen Schlangengottheit Shaḫan hebr. zu Schean geworden ist; 8 Abb.). — 22—5 E. L. Sukenik, Designs of the Torah Shrine in ancient Synagogues in Palestine (Da die Darstellungen im allgemeinen die gleiche Struktur zeigen, hat wohl den Handwerkern das herkömmliche Modell eines Schreines vorgelegen. 5 Beispiele werden behandelt, die Ausführungen von I. Ben-Zevie in Q. S. 1930 S. 210 richtiggestellt. 3 Abb.). — 26—36 British School of Archaeology in Jerusalem (Bericht über die geschäftliche und die öffentliche Sitzung). — 37—41 British School of Archaeology in Jerusalem (Tätigkeitsbericht 1929/30).

April: 59—70 G. M. Fitzgerald, Excavations at Beth-Shan in 1930 (1. Cemetery, Gräber von der Bronze-Eisenzeit bis zur arabischen Invasion. In den ältesten Gräbern anthropoide Sarkophage, wie sie im Delta und in Südpalästina gefunden sind. Die meisten Gräber aus römischer und byzantinischer Zeit, neben sorgfältig gearbeiteten eine Anzahl flacher Einzelgräber, mit rohen Steinplatten bedeckt, vielleicht einst hölzerne Särge enthaltend. Trotz der systematischen Ausraubung noch zahlreiche Kleinfunde wie Lampen, Schmucksachen, Münzen. 2. Monastery of Lady Mary. Am oberen Rande des Abhangs fand man die Grundmauern eines Klosters mit Kirche: Mosaike, griech. Inschriften, Münzen und einige Schmucksachen. Namen in den Inschriften deuten auf das 6. Jh. Vermutlich bei der arabischen Invasion zerstört. 3. Excavation on Tell el-Hosn. Hier kamen unterhalb der beiden Ramsestempel Räume zutage, in denen sich ein Türsturz mit hieroglyphischer Inschrift fand, von einem Beamten Ramses III. Die neuen Grabungen nötigen, die bisherige Ansicht über die zeitliche Folge der Tempelbauten zu revidieren. 7 Abb.). — 71—88 Hans Kjaer, Shiloh. A Summary Report of the Second Danish Expedition, 1929 (Innerhalb und unterhalb der teilweise offen daliegenden Stadtmauer altisraelitische Häuser: metergroße Weinkrüge, Mühlstein. Südlich davon 2 Kirchen, deren eine durch Münzfunde datierbar: cr. 500; durch Feuer zerstört, wahrscheinlich bei der arabischen Invasion. Die andere, eine Basilika, scheint älter; beide haben gleichzeitig bestanden. Eine 3. muß noch näher dem Stadthügel gelegen haben. Mosaiken, griech. Inschriften. Weiter fand sich eine Grabkammer, später als Zisterne, dann als Kohlenmeiler verwendet; und eine Felshöhle mit menschlichen und tierischen Gebeinen und Scherben, vielleicht Kultort. 12 Abb.). — 89—98 Mrs. G. M. Crowfoot and Miß L. Baldensperger, Hyssop (Der Ysop za'tar, Origanum Maru, in Bibel und Talmud; der beim samaritanischen Pascha verwendete; die verschiedenen Arten in der älteren und ältesten botanischen Literatur; der medizinische Wert. 2 Abb. [J. Löw, Flora der Juden, II, S. 84ff. ist den Verff. unbekannt]). — 99—103 Miß Dorothy Garrod, Excavations at the Mugharet el-Wad, 1930 (Das bisher älteste, unberührte mesolithische Depot in Palästina. 3 Gräber; mehrere Napflöcher, darunter eins mit sorgfältig gearbeitetem Rand. Feuersteine und Knochengeräte: Schaber aus Geweihstücken von Dama Mesopotamica, Teil einer Feuersteinsichel. Gänzliches Fehlen von Töpferware. In Palästina scheint anders als in Europa Ackerbau in irgend einer Form vor der Töpferei betrieben worden zu sein. 7 Abb.). — 104—7 The Chronologie of Jericho (Die verschiedene Datierung der Zerstörung des kanaanäischen J.; Père Vincent: cr. 1200, Prof. Garstang cr. 1400 v. Chr.).

July: 121—38 sixty-sixth Annual General Meeting (Hauptvortrag des Bishop of Gloucester A. C. Headlam: the relation of archaeology to biblical history and its relation to theology. Das Eindringen der Hebräer in Kanaan identisch mit dem der Chabiru der Amarnabriefe, cr. 1400 v. Chr. Siedlungen im Gebirge). — 139—42 J. W. Crowfoot, Work of the joint Expedition to Samaria-Sebastiya, April and May, 1931 (Reste aus der Zeit vor Omri bisher nicht gefunden. Ein neues Stück der israelitischen Stadtmauer nebst Turm, sehr gute Arbeit. Tonware. Die Zerstörung der hellenistischen Stadt durch Hyrkan scheint so gründlich gewesen zu sein, wie Josephus berichtet. Für die römische Zeit sind an manchen Stellen wenigstens 5 verschiedene Etappen zu unterscheiden. Reste des Klosters und einer Kirche. 5 Abb.). — 143—54 J. W. Crowfoot, Recent work round the Fountain Court at Jerash (Die große Treppe, die zum Quellenhof hinaufführte, durch Erdbeben hart mitgenommen, in christlicher Zeit erneuert. Unter dem Schiff der Kathedrale Reste eines heidnischen Tempels. Der Glashof — so genannt nach dem großen Glasfunde, ein kleinerer Hof an der NO-Ecke des Quellenhofes — läßt 5 Veränderungen erkennen: Die älteste Zeit des 1. u. 2. Jht.; die Zeit der unteren Mosaike 350—400; der allmähliche Verfall derselben, 1 Jht. dauernd; die Zeit der oberen Mosaike cr. 500; die Zeit der Glasfabrik cr. 8. Jht. Der Serapionweg — so genannt, weil dieser Name auf einem dortigen

Türsturz sich findet — entspricht in seiner Baugeschichte dem Glashof. Der klassische Bau des 1. Jhts. durch Erdbeben zerstört, christlicherseits im 5. Jht. notdürftig wiederhergestellt; auch dieser durch Erdbeben getroffen, im 8. Jht. kümmerlich ausgeflickt. Der vorchristliche Baukomplex bedeckt teilweise einen älteren heiligen Bezirk, der kaum weniger bedeutend war als der Artemistempel; vermutlich ist es ein Dusaresheiligtum gewesen, an dessen Stelle der Dionysustempel trat, der durch die Kathedrale mit dem jährlichen Fest der Hochzeit zu Kana, wo das Wasser in Wein sich wandelte, abgelöst wurde. 10 Abb.). — 155—66 F. Turville Petre, Dolmen Necropolis near Kerazeh, Galilee. Excavations of the British School of Archaeology in Jerusalem, 1930 (das von Karge 1010/11 entdeckte Dolmenfeld: 24 Dolmen beschrieben. Steinwerkzeuge, grobe Tonscherben, neolithisch oder Altbronzezeit; dazu wenige Waffen und Schmucksachen aus römischer Zeit. 10 Skizzen, 13 Abb.). — 167—70 Elihu Grant, Ain Shems, 1031 (Die Stadt war in der Hauptsache kanaanitisch und wurde im Laufe der Jahrhunderte von einer Hyksos-, Ägypter-, Philister- und Israelitenoberschicht beherrscht. Nach Entfernung der arabisch-byzantinischen Reste auf der Höhe des Hügels konnten festgestellt werden Siedlungen der Späteisenzeit (1000—600 v. Chr.), der frühen Eisenzeit (1200—1000), der späten (1600—1200) und mittleren Bronzezeit (1600 bis hinauf zu 3000 v. Chr.). Die Kleinfunde, wie Skarabäen und die Keramik, sowie eine Bronzegruppe: Löwe und Löwin auf viereckiger Platte, 5 cm, zeigen zum Teil politische Beziehungen nach Ägypten, Handelsverbindungen mit Zypern). — 171—2 B. Maisler, Jerusalem, A Hebrew Ossuary Inscription (Bemerkenswert sind die beiden Namen auf der Deckplatte: Shalamṣi und Shammai, 1. Jht. v. Chr.).

Max Löhr.

Oktober: 186—96 J. Garstang, The walls of Jericho (Die Ausgrabung Frühjahr 1931 hat die Ergebnisse von 1930 bestätigt, vor allem die Zerstörung der spätbronzezeitlichen Stadt um 1400 durch eine riesige Feuersbrunst. Neu vor allem die Entdeckung der bronzezeitlichen Nekropole. 7 Tafeln). —197—202 H. W. Gregory, Geological researches in the Sudean desert (mit einer von L. Picard entworfenen geologischen Karte der Gegend von Jericho). — 203—16 G. A. Wainwright, Caphtor, Keftiu and Cappadocia (Für die Herkunft der Philister = Kefti aus Kappadokien = Kaftor). — 217—21 E. L. Sukenik, Funerary tablet of Uzziah, king of Judah (im Besitz der russischen Eleona-Kirche fand S. eine Grabinschrift / לכה התית / טמי עחיה / מלך יהודה / ולא למפת, für deren Echtheit er eintritt; zur Sitte vgl. Mischn. Šeḳ I, 1 Mo'ed ḳat I 1; 3 Tafeln).

1932:

January: 8—34 J. W. Crowfoot, Excavations at Samaria, 1931 (Fortführung der Grabung von 1908—10). Wichtigste Ergebnisse: Wegfall sicherer Baureste zwischen 732 und 300; Fundamentreste eines (römischen) Kore-Tempels; die von Phokas beschriebene „Kirche der ersten Auffindung des Haupthauptes Johannes des Täufers"). — 35—45 British School of Archaeology in Jerusalem (Jahresbericht). — 46—51 D. Garrod, Excavations in the Wadi el-Mughara 1931 („Natufian"- und „Mousterian"-Funde; vollständiges Skelett eines $2^1/_2$jährigen Kindes vom Neandertal-Typus!). — 52—6 Mallon, The five Cities of the Plain [Genesis XIV] (Gegen die Lokalisierung von Sodom usw. im Süden des Toten Meeres).

J. Hempel.

Proceedings of the American Academy for Jewish Research 1928—1930:

1—2 Introductory Statement (Gründung der Akademie am 15. 6. 20; Ziele u. a.: 1. Förderung der Wissenschaft des Judentums durch Sitzungen, in denen Untersuchungen vorgelegt und besprochen werden; 2. Einleitung und Ausführung wissenschaftlicher Unternehmungen, welche Zusammenarbeit mehrerer erfordern; 3. Herausgabe von Publikationen; Angabe der leitenden Persönlichkeiten; öffentliche Sitzungen am 27. 12. 28 und 30. 12. 29). — 3—6 Address of Acting President Alexander Marx, December 26, 1928 (Eindrucksvolle Aufzählung einiger dringlichster Aufgaben der Wissenschaft des Judentums, die nur von einer Akademie gelöst werden können; Konfrontierung mit dem gegenwärtigen Zustand). — 7—32 S. Baron, I. M. Jost, the Historian (zum Jahrhunderttage seiner Geschichte der Israeliten, der ersten von einem Juden verfaßten; Stellung des Verfassers zwischen Aufklärung und späterer Historiographie des 19. Jahrhunderts; Analyse der geistigen Elemente seines Schaffens; Beispiele). — 33—48 I. Davidson, The Study of Mediaeval Hebrew Poetry in the XIX Century (besonders über Rapoport, Zunz, Luzzatto, Delitzsch, Dukes, Sachs, Kaempf, Geiger, Graetz, Landshuth, Rosin, Egers, Harkavy, Günzburg, Brody). — 49—59 L. Finkelstein, The Origin of the Synagogue („there were prayer gatherings under prophetic guidance even before the fall of Jerusalem in 586 B. C.; out of these gatherings there grew imperceptibly the more definitely institutionalized synagogues that played so important a role in the Maccabean age"). — 61—72 I. Husik, Joseph Albo, the Last of the Mediaeval Jewish Philosophers („Albo took from Aristotle what he could use and then did the best to religionize and Judaize it").

1930—1931:

1—2 Introductory Statement (Inhalt wie beim ersten Mal; öffentliche Sitzung am 28. 12. 30). — 3—6 I. Efros, Some Textual Notes on Judah Halevi's Kusari. — 7—21 J. Finkel, Old Israelitish Tradition in the Koran (erörtert die Möglichkeit, daß in den Koran volkstümliches israelitisches Gut eingedrungen sei, das aus der offiziellen Fassung der israelitischen Tradition ausgemerzt worden war; veranlaßt durch verschiedene Gedichtstellen bei Umaija Ibn abi ṣ-Ṣalt). — 23—38 S. Gandz, The Origin of the Gnomon, or The Gnomon in Hebrew Literature (geht von der Gamma-Form des Gnomon aus und sucht zu beweisen, daß das Wort Gnomon eine Gräzisierung von *gām* sei, welche Bezeichnung die Griechen ursprünglich mit dem Gegenstand von semitischen Völkern übernommen hätten). — 39—67 J. Z. Lauterbach, Substitutes for the Tetragrammaton (Einleitung über Abkürzung von Gottesnamen; Liste von 83 in Handschriften und Drucken vorkommenden Abkürzungen des Tetragrammatons nebst formgeschichtlicher Untersuchung). — 69—81 S. Zeitlin, The Origin of the Synagogue (nimmt zum Gegenstand „the origin of the synagogue as an institution, not the origin of public worship"; „the synagogue as an institution, a house of reading the Torah and prayers, came into existence when the Pharisees introduced the daily sacrifice as a communal offering, a procedure to which the Sadducees were strongly opposed").

M. P.

Proceedings of the British Academy 16 1930:

D. S. Margoliouth, On „The Book of Religion and Empire" by ʿAlī b. Rabban al-Tabari [20 S.] (widerlegt die Argumente von Bouyges für die Unechtheit

des Buchs und weist durch genaue Vergleichung mit der älteren „Widerlegung der Christen" von al-Gāḥiẓ und jüngeren Apologeten[1] nach, daß es tatsächlich der Zeit ibn Rabban's — erste Hälfte des 3. Jahrh. d. H. — angehören muß. Am deutlichsten ist diese chronologische Stellung in der Heranziehung und Interpretation angeblich auf Muḥammad bezüglicher Bibelstellen.) G. B.

The Quarterly of the Departement of Antiquities in Palestine 1 1931:

1 2. E. T. R., Church of the Holy Sepulchre (Drei neuentdeckte Platten einer bildhauerisch wertvollen Türsturzverkleidung aus Marmor; zwischen 1150—1180 p. C.; 1 Tafel). — 3—9 D. C. B., Note on a cemetery at karm al-shaikh, Jerusalem (Aufdeckung der von Clermont-Ganneau, Arch. Res. I 248 erwähnten Gräber; kurze Fundbeschreibung, älteste gefundene Münze 134 a. C.; 17 Tafeln). — 10—20 C. L., A hoard of Phoenician coins (109, teils in Tyrus, teils in Akko in einer auf Alexander d. Gr. zurückgehenden Werkstatt geprägte Münzen vom tell abu hawwam bei Haifa; 1 Tafel). — 21—33 C. N. J., Medieval ʿAjlūn I. The castle [Qalʿat ar-Rabaḍ] (Archäologische Erforschung der 1184 von ʿIzz ad-dīn Usāma im Auftrag Saladins gegen Reginald von Kerak gebauten, im 13. Jahrhdt. von Ibn Shaddād al Ḥalabī beschriebenen Burg; 7 Tafeln). — 34—5 L. A. M., A Fatimid coin-die (für Goldmünzen des Kalifen Abū Manṣūr Nazār al-ʿAziz billah 372 H; 1 Tafel). — 36 E. T. R., 'Loop pattern' decorating lead sarcophagi (Vielleicht Darstellungen des Brotes, wie es in der griech. Kirche zu Ostern, Himmelfahrt und bei der Entwöhnung eines Kindes geformt wird; 2 Tafeln). — 37—43 L. A. M., Satura epigraphica arabica I (1. Nablus 672 H. 2. Tiberias 694 H. 3. Ebenda 694—696 H. 4. ʿAraq al-Manshiyyeh 717 H. 5 Tafeln). — 44—51 L. A. M., A medieval arabic description of the Haram of Jerusalem (Übersetzung einer in Masālik al abṣār ed. Cairo 1924, 140ff. erhaltenen Beschreibung).

2 53—4 E. T. R., A rock-cut tomb at Nazareth (Hellenistische Zeit). — 55—68 C. L., A hoard of Byzantine coins (325 Münzen auf dem Karmel gefunden, von Anastasius I. bis Heraclius). — 69 L. L., Note on the obverse type of the tetradrachms of the second revolt of the Jews (Soll die Stiftshütte auf dem Wüstenzug darstellen). — 70—3 C. L., Coins in the Palestine Museum (Local varieties, unpublished or little known). — 74—85 L. A. M., A medieval arabic description of the Haram of Jerusalem (Fortsetzung). — 86—94 L. A. M., Concise bibliography of excavations in Palestine (Alphabetisch geordnet; Abū Ghōsh — El Jish.) — 95f. L. A. M., The name of Khān al Aḥmar, Beisān (Heißt „Der Rote" wegen der roten Erdfarbe seines Standortes). — 97—100 C. U. J., Jerusalem: Ancient street-levels in the Tyropoeon Valley within the walls (bei Reparaturen der Kanalisation an der Ṭariq al-Wād 25 m südlich des Sūq al-Qaṭṭanīn 2.90 bzw. 5,0 m unter dem heutigen Straßenniveau).

3 101f. D. C. B., A tomb chamber in the Syrian Orphanage, Jerusalem (Spätrömische Zeit; unter den Beigaben ein Perlen-Ohrgehänge bisher unbekannter Form). — 103—4 R. W. H., Byzantine church at Mukhmās (Grammatisch barbarische Mosaikinschrift des Kirchenerbauers Ουαλεντινος). — 105—10 R. W. H., Street levels in the Tyropoeon Valley (Fortsetzung). — 111—29 C. N. J., Excavations at Pilgrims' Caste ['Atlit] (Die vom Departement durchgeführte Grabung hat vor allem die äußere Stadtbefestigung geklärt). — 130—8 C. L., Coins in the Palestine Museum. II (Fortsetzung beachtenswert LV, 19 Zeus auf Münze Caracallas aus Nysa-Scythopolis). — 139—49 Concise bibliography of excavations in Palestine (kafr bir'im zir'in). J. Hempel.

1) Das *Kitāb ar-Radd ʿalā n-naṣārā* des Qāsim ibn Ibrāhīm, eines Zeitgenossen von ibn Rabban (gest. 246 d. H.), ist nicht herangezogen.

Zur Besprechung eingelaufen.

254 Actes du XVIIIe Congrès International des Orientalistes, Leiden 7.—12. Sept. 1931.
255 Andrae, T.: Mohammed. Sein Leben und sein Glaube.
256 Andrews, C. F.: Mahatma Gandhi: his own story.
257 Annual Bibliography of Indian Archaeology for the year 1930.
258 De Buck, A.: De Zegepraal van het Licht. Voorstellingen en Symbolen uit den Oud-Egyptischen Zonnedienst.
259 Christensen, A.: Les Kayanides.
260 Février, J. G.: Essai sur l'histoire politique et économique de Palmyre.
261 — La Religion des Palmyréniens.
262 Francke, A. H.: Tibetische Lieder aus dem Gebiet des ehemaligen westtibet. Königreiches ges. übs. u. hrsg.
263 Granqvist, H.: Marriage Conditions in a Palestinian Village.
264 Grünberg, S.: Vom Biblisch-Hebräischen bis zum Neuhebräischen.
265 Hardy, E. R.: The large Estates of Byzantine Egypt.
266 al-Ḥasan ibn Mūsā an-Naubaḥtī: Die Sekten der Schīʿa, hrsg. v. H. Ritter.
267 Hauer, J. W.: Der Yoga als Heilweg. Nach den ind. Quellen dargestellt.
268 Jackson, A. V. W.: Researches in Manichaeism with special reference to the Turfan fragments.
269 [Ibn Ijās:] Die Chronik des Ibn Ijās, hrsg. v. P. Kahle u. M. Mustafa. IV.
270 Juwayni: Ta'rīkh-i-Jahān-Gushāy. III. Being a facsimile of a Manuscr. dated A. H. 690 belonging to Wahīd-ul-Mulk.
271 Karst, J.: Grundzüge einer Vergleichenden Grammatik des Ibero-Kaukasischen. I.
272 Lach, R.: Gesänge russischer Kriegsgefangener. II: Turktatarische Völker.
273 [Nykl, A. R.:] A book containing the Risāla known as the Dove's Neck-Ring about Love and Lovers, composed by A. M. ʿAlī Ibn Ḥazm Al-Andalusī.
274 Peet, Th. E.: Mathematics in Ancient Egypt.
275 Raschid, Sch.: Die türkische Landwirtschaft als Grundlage der türkischen Volkswirtschaft.
276 Ricke, H.: Der Grundriß des Amarna-Wohnhauses.
277 Robinson, Ch. A.: The Ephemerides of Alexander's Expedition.
278 Rosen, F.: Aus einem diplomatischen Wanderleben. II: Bukarest—Lissabon.
279 aṣ-Ṣafadī: Das biographische Lexikon. I., hrsg. v. H. Ritter.
280 Shah, Ch. J.: Jainism in North India.
281 Wiser, Ch. u. W.: Behind Mud Walls in India.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.